Sue Grafton

Totenstille

[Q wie Quittung]

Roman

GOLDMANN

Lieutnant Dolan, Chef der Mordkommission von Santa Teresa, bittet Kinsey Millhone um Hilfe: Er will einen 18 Jahre alten Fall wieder auf rollen. Damals hatte man in einem verlassenen Steinbruch eine junge Frau aufgefunden – erstochen. Niemand hat je herausgefunden, wer sie war. Kinsey Millhone nimmt die Spuren auf, die damals nicht zu Ende verfolgt wurden, und macht sich auf die Suche nach der Identität des Opfers. Wichtiger Anhaltspunkt ist ein gestohlener roter Sportwagen, der in der Nähe des Steinbruchs einen Abhang hinuntergestürzt wurde. Das völlig zerbeulte Gefährt steht mittlerweile dort, wo es ursprünglich herkam: auf dem Gelände einer heruntergekommenen Werkstatt im Südosten Kaliforniens. Kinsey ist davon überzeugt, dass die Tote aus demselben Ort kam wie der Wagen und macht sich auf die Suche nach Verbindungspunkten. Nach zäher Recherche gelangt sie schließlich zu einem 90 Jahre alten *Zahnarzt,* der sich an die Tote erinnern kann: Sie war ein aufsässiges und verwahrlostes Mädchen namens Charisse Quinn. Doch alle anderen Bewohner der Kleinstadt geben nur widerstrebend Auskunft über Charisse, die bei vielen der Befragten unangenehme Erinnerungen wachruft. Aber Kinsey lässt nicht locker. Sie begibt sich in tödliche Gefahr, und was als harmlose Suche nach der Identität des Opfers begann, mündet in ein dramatisches Katz-und-Maus-Spiel mit dem Mörder …

Autorin Sue Grafton, geboren in Kentucky, verfasste Drehbücher, bevor sie ihren ersten Roman veröffentlichte. Mit ihrer witzigen und einzelgängerischen Privatdetektivin Kinsey Millhone hat sie eine der erfolgreichsten amerikanischen Krimifiguren geschaffen. Inzwischen werden ihre Bücher in viele Sprachen übersetzt und erreichen Millionenauflagen allein in den USA. Sie ist Präsidentin des Verbandes der *Mystery Writers of America* und lebt abwechselnd in Kentucky und im kalifornischen Santa Barbara. Sue Grafton im Internet: *suegrafton.com Eine Auflistung der bereits erschienenen Kinsey-Millhone-Romane finden Sie am Ende dieses Bandes.*

Sue Grafton

Totenstille

[Q wie Quittung]

Scanned by Ha...
Korrekted by Macy

Roman

Aus dem Amerikanischen von
Ariane Böckler

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2002 unter dem Titel
»Q Is For Quarry« bei G.P. Putnam's Sons, New York
Umwelthinweis:
Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches sind chlorfrei und umweltschonend.
2. Auflage
Deutsche Erstveröffentlichung Oktober 2003
Copyright © der Originalausgabe 2002 by Sue Grafton
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2002
by Wilhelm Goldmann Verlag, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagfoto: Photonica/Tayeko
Satz: deutsch-türkischer fotosatz, Berlin
Druck: GGP Media, Poßneck
Verlagsnummer: 45.504
JE • Herstellung: Max Widmaier
Redaktion: Alexander Groß
Made in Germany
ISBN 3-442-45.504-9
www.goldmann-verlag.de

DIESES BUCH IST GEWIDMET

Bill Turner und Deborah Linden Bob und Nancy Failing und Susan und Gary Gulbransen. Danke, dass ihr dies ermöglicht habt.

DANKSAGUNG

Die Autorin möchte sich für die unschätzbare Hilfe der folgenden Personen bedanken: Steven Humphrey; Dr. Robert Failing; Sergeant Detective im Ruhestand Bill Turner und Chief Deputy im Ruhestand Bruce Correll von der Kriminalpolizei; Sergeant Bob Spinner vom kriminalwissenschaftlichen Dienst und Diana Stetson von der Abteilung für Betrieb und Verwaltung von Haftanstalten bei der Sheriffbehörde von Santa Barbara County; Coroner's Investigator im Ruhestand Larry Gillespie vom Santa Barbara County Coroner's Office; Betty Pat Gatliff, forensische Plastikerin; John Mackall, Rechtsanwalt; Lucy Thomas und Nadine Greenup von der Reeves Medical Library und Anna Bisseil, examinierte Krankenschwester und Bereitschaftsschwester am Santa Barbara Cottage Hospital; Dr. med. Martin Walker; Robert Sorg von Bob's Canvas Shop; Chuck Nation von Nation's Auto Upholstery; Linda Perkins von DeBrovy's Custom Canvas; Richard Madison; Anita Donohue von der Julian Ranch; Lamar und Cheri Gable; Jay Schmidt; Maggie Harding sowie Joe B. Jones.

Besonderer Dank gebührt auch Joe Mandel, Gregory Spears und Chris Kovach für die Erlaubnis, ihre Namen zu verwenden.

1

Es war ein Mittwoch in der zweiten Aprilwoche, und Santa Teresa stellte sich hemmungslos zur Schau. Die üppige Flora des Winters mit ihrem Überfluss an magenta- und lachsfarbenen Bougainvilleen war erneut zu einem bunten Blütenmeer aus Krokussen, Hyazinthen und blühenden Pflaumenbäumen angeschwollen. Der Himmel zeigte sich in einem sanften Blau, und die Luft war mild und duftete. Veilchen tupften den Rasen. Ich hatte es satt, meine Tage abgeschottet im Stadtarchiv zu verbringen und Übertragungsurkunden oder Unterlagen über Steuerpfandrechte für Klienten zu suchen, die unterdessen garantiert fröhlich Tennis oder Golf spielten oder anderen Freizeitvergnügungen nachgingen.

Vermutlich litt ich an einer neuartigen, vielleicht sogar unheilbaren Form von Frühjahrsmüdigkeit, die sich darin äußerte, dass ich mich angeödet, unruhig und vom Rest der Menschheit wie abgeschnitten fühlte. Mein Name ist Kinsey Millhone. Ich bin Privatdetektivin und lebe in Santa Teresa, hundertfünfzig Kilometer nördlich von Los Angeles. Am fünften Mai, also in vier Wochen, würde ich siebenunddreißig Jahre alt werden, ein Ereignis, das vermutlich zu meinem allgemeinen Unbehagen beitrug. Ich führe ein aufs Nötigste beschränktes Leben, unbelastet von Kindern, Haustieren oder echten Zierpflanzen.

Am 15. Februar, erst vor zwei Monaten, hatte ich ein neues Büro bezogen, nachdem ich meine Verbindung zur Anwaltskanzlei Kingman und Ives gelöst hatte. Lonnie Kingman hatte ein Haus an der unteren State Street gekauft, und obwohl er angeboten hatte, mich

mitzunehmen, hatte ich das Gefühl gehabt, dass es an der Zeit war, mich unabhängig zu machen.

Das war mein erster Fehler.

Mein zweiter Fehler war eine unselige Begegnung mit zwei Vermietern, die nicht ganz koscher gewesen waren, wodurch ich erneut auf der Straße stand.

Mein dritter Irrtum in Sachen Büro war derjenige, mit dem ich nun konfrontiert war. In meiner Ratlosigkeit hatte ich Räume in einem nichts sagenden Häuschen an der Caballeria Lane gemietet, wo ein paar identische Steinbungalows am Straßenrand aufgereiht standen wie die drei kleinen Schweinchen. Der Häuserblock – kurz, schmal und von Autos gesäumt – lag zwischen der Santa Teresa und der Arbor Street, einen Block nördlich der Via Madrina, also mitten im Stadtzentrum. Obwohl der Preis stimmte und die Lage hervorragend war – einen Katzensprung von dem Gerichtsgebäude, dem Polizeirevier und der Stadtbibliothek entfernt –, blieb das Büro selbst in betrüblicher Weise hinter meinem Ideal zurück.

Das Objekt bestand aus zwei Räumen. Den größeren hatte ich als mein eigentliches Büro vorgesehen; den kleineren nutzte ich als eine Kombination aus Bibliothek und Empfangsbereich. Dazu kam noch eine kombüsenartige Küche, in der ich einen kleinen Kühlschrank, meine Kaffeemaschine und den Trinkwasserspender stehen hatte. Außerdem gab es ein kleines, muffiges Kabuff mit einer trostlos aussehenden Toilette und einem Waschbecken. Dort drinnen roch es nach Moder, und ich vermutete, dass nachts, wenn alle Lichter aus waren, winzige Tierchen um die Fußleisten herumwuselten. Zum Ausgleich hatte mir der Hausbesitzer eine unbegrenzte Menge von Dosen mit Billigfarbe angeboten, und so hatte ich den größten Teil der Woche damit zugebracht, mehrere Schichten weiße Latexfarbe über das

vorherige schreiende Pink zu streichen, einen Farbton, der mich an pulsierende innere Organe erinnert hatte. Außerdem hatte er eingewilligt, die Teppiche reinigen zu lassen – nicht, dass man danach einen Unterschied gemerkt hätte. Der beige Nylonteppichboden aus Hoch-Tief-Schlingenware war vom langen Gebrauch verfilzt und schien geradezu Verzweiflung auszudünsten. Ich hatte den Schreibtisch, den Drehstuhl, die Aktenschränke, das Sofa und das Sortiment an künstlichen Pflanzen wieder und wieder umgestellt, doch nichts konnte die umfassende Ausstrahlung von Trostlosigkeit vertreiben, die die Räume befallen hatte. Ich hatte genug Geld auf dem Sparbuch (fünfundzwanzigtausend Dollar, falls es jemanden was angeht), also hätte ich mich theoretisch nach einem wesentlich schickeren Büro umsehen können. Andererseits waren die Räume für dreihundertfünfzig im Monat bezahlbar und kamen einem meiner Lebensgrundsätze entgegen, nämlich niemals, niemals, niemals über meine Verhältnisse zu leben. Ich will nicht gezwungen sein, Aufträge anzunehmen, um meine laufenden Kosten decken zu können. Das Büro soll ja mir dienen, nicht umgekehrt.

Da die Bungalows rechts und links von mir leer standen, fühlte ich mich isoliert, was meine jüngst aufgekommene Ambivalenz angesichts meines Singledaseins in einer Welt von Ehepaaren hätte erklären können. Abgesehen von zwei kurzen, gescheiterten Ehen war ich den größten Teil meines Lebens ungebunden gewesen. Das hatte mich noch nie gestört. Meistens genoss ich meine Freiheit, meine Mobilität und das Alleinsein. Doch in letzter Zeit hatten sich die Umstände dazu verschworen, mich aus meiner gewohnten Zufriedenheit zu reißen.

Ein paar Tage zuvor war ich meiner Freundin Vera mit ihrem Mann (Dr.) Neil Hess begegnet. Ich war am

späten Nachmittag gerade auf dem Fahrradweg am Strand entlanggejoggt, als ich sie vor mir dahinschlendern sah. Vera war früher bei der California Fidelity angestellt gewesen, bei der auch ich gearbeitet hatte. Sie hatte Neil kennen gelernt, war zu dem Schluss gekommen, dass er zu klein für sie sei, und hatte versucht, ihn mir aufzudrängen. Ich wusste auf den ersten Blick, dass die beiden schwer ineinander verknallt waren, und trotz aller Proteste hatte ich sie davon überzeugt, dass er der ideale Partner für sie war, was sich als zutreffend erwiesen hatte. An diesem Nachmittag befanden sich die beiden in Begleitung ihres achtzehn Monate alten Sohns im Kinderwagen und eines grinsenden Golden-Retriever-Welpen, der herumhüpfte wie ein Gummiball und an seiner Leine zerrte. Vera – massig, unbeweglich, milchig und heiter – war eindeutig schon wieder schwanger und stand offenbar nur wenige Tage vor der Niederkunft, nach ihrem geschwollenen Leib zu urteilen. Wir blieben stehen, um ein bisschen zu plaudern, und mir wurde klar, dass sich mein Leben in den dreieinhalb Jahren, seit ich sie zuletzt gesehen hatte, nicht im Geringsten verändert hatte. Dieselbe Wohnung, dasselbe Auto, derselbe Beruf und derselbe abwesende Freund in einer Beziehung, die zu nichts führte. Die Erkenntnis löste nagende Reuegefühle in mir aus.

Gleichzeitig befand sich Henry, mein geliebter Vermieter, in Begleitung seiner Geschwister und seiner Schwägerin Rosie, der das Restaurant einen halben Block von meiner Wohnung gehört, auf einer Karibik-Kreuzfahrt. Ich hatte seinen Briefkasten geleert und einmal die Woche seine Topfpflanzen sowie alle zwei Tage seinen Garten gegossen. Rosies Restaurant würde noch weitere fünf Tage geschlossen bleiben, also konnte ich, bis die drei wieder zu Hause waren,

nicht einmal in vertrauter Umgebung zu Abend essen. Ich weiß, das alles klingt leicht nach Gejammer, aber ich fühle mich moralisch verpflichtet, die Wahrheit zu sagen.

An diesem Mittwochmorgen kam ich zu dem Schluss, dass es meine Stimmung massiv heben würde, wenn ich das Selbstmitleid ablegte und mein Büro auf Vordermann brachte. Also war ich in einen Trödelladen gegangen und hatte noch zwei (gebrauchte) Aktenschränke, ein hohes hölzernes Regal mit vielen Fächern und einen tollen bemalten Schrank für meine Sammlung von Büromaterialien gekauft. Umringt von Kisten, die ich nicht mehr ausgepackt hatte, seit ich vor dreieinhalb Jahren in Lonnies Büro eingezogen war, kauerte ich auf einem niedrigen Hocker. Das Gefühl erinnerte mich ein bisschen an Weihnachten, da ich Sachen entdeckte, von denen ich gar nicht mehr wusste, dass ich sie besaß.

Ich war gerade auf dem Grund von Kiste Nummer drei (von insgesamt acht) angelangt, als es an der Tür klopfte. »Ich bin hier!«, brüllte ich. Als ich mich umwandte, stand Lieutenant Dolan auf der Schwelle, die Hände in den Taschen seines braunen Regenmantels vergraben.

»Hey, was machen Sie denn hier? Wir haben uns ja Monate nicht gesehen.« Ich richtete mich auf und wischte mir die Hand hinten an der Jeans ab, bevor ich sie ihm entgegenstreckte.

Sein Händedruck war fest und warm und sein Lächeln fast verlegen, da er sich ebenso freute, mich zu sehen, wie ich mich freute, ihn zu sehen. »Im Gericht ist mir Lonnie über den Weg gelaufen. Er hat mir erzählt, dass Sie das Büro hier gemietet haben, also wollte ich mal vorbeischauen.«

»Freut mich. Nett, dass Sie mich besuchen.«

»Sie richten sich also gerade ein.«

»Wird langsam Zeit. Ich bin am fünfzehnten Februar eingezogen und habe noch nichts auf die Reihe gekriegt.«

»Ich habe gehört, die Geschäfte sollen schlecht gehen.«

»Das stimmt – zumindest was die Aufträge angeht, die mir gefallen.«

Ich sah Con Dolan dabei zu, wie er eine Runde durch den Raum drehte. Er schien sich unbehaglich zu fühlen und kaschierte seine Unsicherheit, indem er einen endlosen Strom von Smalltalk von sich gab. Er faselte über Lonnie, das Wetter und diverse andere Themen, während ich Antworten darauf gab, von denen ich hoffte, dass sie angemessen waren. Ich hatte keine Ahnung, was er wollte, aber ich nahm an, dass er zu gegebener Zeit darauf zu sprechen kommen würde. Er war noch nie der Typ gewesen, der einfach unangemeldet hereinplatzt. Ich kannte ihn seit zehn Jahren, in denen er die meiste Zeit Chef des Morddezernats der Polizei von Santa Teresa gewesen war. Momentan war er krankheitsbedingt außer Dienst, nachdem ihn mehrere Herzinfarkte außer Gefecht gesetzt hatten. Ich hatte gehört, dass er unbedingt wieder Vollzeit arbeiten wollte. Den Gerüchten zufolge lagen seine Chancen dafür zwischen minimal und null.

Er blieb stehen, um den zweiten Raum zu inspizieren, spähte in die Toilette und kam dann wieder auf mich zu. »Lonnie hat gesagt, Sie wären nicht gerade begeistert von den Räumen hier. Das kann ich nachfühlen. Sie sind trist.«

»Ja, nicht? Es ist mir ein Rätsel, warum. Ich weiß, dass etwas fehlt, aber ich komme einfach nicht dahinter, was.«

»Sie brauchen Bilder.«

»Glauben Sie?« Ich ließ den Blick die kahlen Wände entlangschweifen.

»Klar. Besorgen Sie sich ein paar große Reiseplakate und dazu doppelseitiges Klebeband. Das peppt die Räume sofort auf. Und wenn das nichts nützt, könnten Sie wenigstens mal die künstlichen Pflanzen abstauben.«

Er war Anfang sechzig, und seine Herzprobleme hatten seine Gesichtsfarbe fahl werden lassen. Die altbekannten Ringe unter seinen Augen waren dunkelgrau angelaufen, sodass sein gesamtes Gesicht aussah, als sei es in zirkulierender Düsternis versunken. Offenbar nutzte er die Zeit seiner Abwesenheit vom Revier, um sich nur jeden zweiten Tag zu rasieren, und heute war keiner davon. Sein Gesicht war schon in den besten Zeiten leicht pausbackig gewesen, aber jetzt hingen die Mundwinkel mit dauerhaft missvergnügtem Ausdruck nach unten. Ganz mein Typ.

Ich wusste, dass er nach wie vor rauchte, weil sein Mantel bei jeder Bewegung Nikotingeruch verströmte. Als ich ihn das letzte Mal gesehen hatte, hatte er in einem Krankenhausbett gelegen. Der Besuch war peinlich gewesen. Bis dahin hatte mich der Mann stets eingeschüchtert, aber schließlich hatte ich ihn zuvor auch nie in einem baumwollenen Krankenhaushemd gesehen, aus dessen Rückenschlitz sein runzliger Hintern herausguckte. Seitdem empfand ich mehr Zuneigung ihm gegenüber. Ich wusste, dass er mich mochte, obwohl sein Verhalten mir gegenüber früher immer zwischen griesgrämig und barsch geschwankt hatte.

»Also, was gibt's?«, fragte ich. »Sind Sie den ganzen Weg hier rüberspaziert, um mir Einrichtungstipps zu geben?«

»Ehrlich gesagt bin ich auf dem Weg zum Mittagessen und dachte, Sie hätten vielleicht Lust mitzukommen – natürlich nur, falls Sie nichts anderes vorhaben.«

Ich sah auf die Uhr. Es war erst fünf vor halb elf. »Klar, kann ich machen. Ich hole nur schnell meine Tasche und meine Jacke, dann treffen wir uns draußen.«

Wir brachen zu Fuß auf und bogen an der nächsten Ecke rechts ab, um in nördlicher Richtung die Santa Teresa Street hinaufzugehen. Ich dachte, wir würden das Del Mar oder das Arcade aufsuchen, zwei Lokale, wo die Männer vom Polizeirevier oft zu Mittag aßen. Stattdessen marschierten wir noch drei Häuserblocks weiter und betraten schließlich eine kleine Kneipe, die unter dem Namen »Sneaky Pete's« bekannt war, obwohl auf dem Schild etwas anderes stand. Das Lokal war fast leer: ein Paar an einem Tisch und ein paar Vormittagstrinker am anderen Ende der Bar. Dolan setzte sich ans vordere Ende, und ich schnappte mir den Hocker links von ihm. Die Bedienung legte ihre Zigarette in einen Aschenbecher, griff nach einer Flasche Old Forrester und schenkte ihm ein, bevor er überhaupt den Mund aufgemacht hatte. Er zündete sich eine Zigarette an und fing dann meinen Blick auf. »Was?«

»Hm, na ja, Lieutenant Dolan, ich habe mich nur gefragt, ob das zu Ihrer Herzinfarkt-Reha gehört.«

Er wandte sich der Bedienung zu. »Sie findet, ich achte nicht besonders gut auf mich.«

Sie stellte das Glas vor ihn hin. »Wie sie darauf nur kommt?«

Ich schätzte sie auf Mitte vierzig. Sie hatte dunkle Haare, die sie aus dem Gesicht gekämmt und mit zwei

Hornkämmen festgesteckt hatte. Ich konnte ein paar graue Strähnen ausmachen. Nicht viel Make-up, aber sie sah aus wie jemand, dem man im Barkeeper-Sinne vertrauen konnte. »Und was kann ich Ihnen Gutes tun?«

»Ich nehme ein Coke.«

Dolan wies mit dem Daumen auf mich. »Kinsey Millhone. Sie ist Privatdetektivin hier. Wir wollen zu Mittag essen.«

»Tannie Ottweiler«, stellte sie sich vor. »Nett, Sie kennen zu lernen.« Wir gaben uns die Hand, dann fasste sie nach unten und holte zwei in Papierservietten gewickelte Bestecke hervor, die sie vor uns hinlegte. »Bleiben Sie hier sitzen?«

Dolan nickte mit dem Kopf zur Seite. »Wir nehmen den Tisch da drüben am Fenster.«

»Ich komme sofort.«

Dolan steckte sich die Zigarette in den Mund. Als er nach seinem Whiskey griff und sich von der Bar entfernte, stieg ihm der Rauch ins rechte Auge und er musste blinzeln. Ich folgte ihm und bemerkte, dass er einen Tisch ausgesucht hatte, der so weit wie möglich von den anderen Gästen entfernt stand. Wir setzten uns, und ich legte meine Tasche auf den Stuhl neben mich. »Gibt's hier eine Speisekarte?«

Er legte den Regenmantel ab und trank einen Schluck Whiskey. »Das Einzige, was sich zu bestellen lohnt, ist die pikante Salami auf einer Kaisersemmel mit zerlaufenem Paprikakäse. Die Mischung ist so scharf, da zieht's Ihnen die Schuhe aus. Tannie legt noch ein Spiegelei obendrauf.«

»Klingt toll.«

Tannie kam mit meinem Coke. Es gab eine kurze Unterbrechung, als Dolan unser Essen bestellte.

Während wir darauf warteten, fragte ich: »Also, was ist los?«

Er drehte sich zur Seite und taxierte aufmerksam das ganze Lokal, bevor er den Blick wieder mir zuwandte. »Können Sie sich an Stacey Oliphant erinnern? Er war bei der Sheriffbehörde und ist vor etwa acht Jahren in den Ruhestand gegangen. Sie müssten ihm mal begegnet sein.«

»Ich glaube nicht. Ich weiß, wer er ist – Stacey ist ja in aller Munde –, aber er war schon in Rente, als ich bei Shine und Byrd eingestiegen bin.« Morley Shine war Privatdetektiv gewesen und hatte mit einem Kollegen namens Benjamin Byrd eine Detektei betrieben. Beide hatten ziemlich gute Verbindungen zum Sheriffbüro gehabt. Sie hatten mich 1974 eingestellt und ausgebildet, bis ich so viele Stunden beisammen hatte, dass ich selbst eine Lizenz beantragen konnte. »Er muss schon über achtzig sein.«

Dolan schüttelte den Kopf. »Er ist erst dreiundsiebzig. Offenbar treibt ihn das Nichtstun in den Wahnsinn. Er hat es nicht ausgehalten, also ist er in Teilzeit wieder zum Sheriffbüro gegangen und bearbeitet alte Fälle für die Kriminalpolizei.«

»Schön.«

»Bis dahin schon. Weniger schön ist, dass man bei ihm Krebs diagnostiziert hat – nicht-Hodgkinsches Lymphom. Und zwar schon zum zweiten Mal. Er war jahrelang symptomfrei, doch vor etwa sieben Monaten ging es wieder los. Als endlich die Diagnose gestellt war, war er schon im vierten Stadium – wobei das fünfte der Tod ist, nur damit Sie im Bilde sind. Seine Langzeitprognose ist miserabel: eine Überlebenschance von zwanzig Prozent, falls die Behandlung anschlägt, was keineswegs garantiert ist. Er hat schon sechs Runden Chemo und einen Haufen neuartige Medikamente hinter sich. Der Mann hat gelitten wie ein Hund.«

»Klingt schrecklich.«

»Ist es auch. Er hatte sich wieder halbwegs gefangen, aber kürzlich ging es ihm auf einmal absolut mies. Vor ein paar Tagen haben sie ihn wieder ins Krankenhaus gebracht. Die Blutbilder haben eine schwere Anämie ergeben, also hat man beschlossen, ihm eine Transfusion zu verabreichen. Weil er sowieso schon da war, haben sie sich gedacht, sie könnten doch gleich noch ein paar Untersuchungen machen, um abzuklären, wie es um ihn steht. Er ist natürlich Pessimist, aber in meinen Augen gibt es immer Hoffnung.«

»Das tut mir Leid.«

»Nicht so Leid wie mir. Ich kenne ihn seit fast vierzig Jahren, länger als ich meine Frau gekannt habe.« Dolan zog an seiner Zigarette, nahm sich den Blechaschenbecher vom Nebentisch und streifte ein paar Millimeter Asche ab.

»Woher kennen Sie sich? Ich dachte, er hätte im Norden des Bezirks gearbeitet. Sie waren hier bei der Polizei.«

»Er war schon beim Sheriffbüro, als wir uns zum ersten Mal begegnet sind. Das war 1948. Ich stamme aus einer Arbeiterfamilie, nichts Gebildetes oder Intellektuelles. Als ich aus der Army kam, war ich ganz schön hochnäsig. Großspurig und frech. Zwei Jahre bin ich herumgehangen, ohne was Vernünftiges auf die Beine zu stellen. Schließlich habe ich an einer Tankstelle in Lompoc einen Job als Tankwart bekommen. Sackgasse war gar kein Ausdruck dafür.

Eines Abends ist ein Typ reingekommen und hat dem Geschäftsführer von der Nachtschicht eine Pistole an den Kopf gehalten. Ich war im Hinterzimmer und habe zum Schichtende aufgeräumt, bis ich kapiert habe, was los ist. Da habe ich mir einen Schraubenschlüssel geschnappt und mich zur Seitentür raus und vorn

wieder rein geschlichen. Der Kerl war derart darauf fixiert, aufzupassen, dass mein Boss nicht die Cops ruft, dass er mich überhaupt nicht hat kommen sehen. Ich habe ihm so sauber eins übergebraten, dass er auf dem Hintern gelandet ist. Stacey war der Hilfssheriff, der ihn anschließend verhaftet hat.

Er ist nur zehn Jahre älter als ich, aber er war zeit meines Lebens der Einzige, der so eine Art Mentor für mich war. Er hat mich auch dazu überredet, zur Polizei zu gehen. Ich bin im Zuge der G. I. Bill aufs College gegangen und habe mich bei der Polizei einstellen lassen, sobald eine Stelle frei war. Er hat mich sogar mit Grace bekannt gemacht, und ein halbes Jahr später habe ich sie geheiratet.«

»Klingt, als hätte er Ihr Leben verändert.«

»In mehr als einer Hinsicht.«

»Hat er hier in der Gegend Angehörige?«

»Keine nahen Verwandten. Verheiratet war er auch nie. Vor kurzem hatte er eine Freundin – falls man das in unserem fortgeschrittenen Alter noch so nennen kann. Nette Frau, aber irgendwie hat es nicht geklappt. Seit Grace tot ist, haben wir zwei viel Zeit miteinander verbracht. Wir gehen jagen und fischen, so oft wir können. Jetzt, wo ich krank geschrieben bin, haben wir viel in der Richtung unternommen.«

»Wie kommt er mit alldem zurecht?«

»Mal so, mal so. Er hat zu viel Zeit und nicht viel zu tun – außer zu grübeln. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie oft ich die Geschichte schon gehört habe: Ein Mann geht nach dreißig Jahren in den Ruhestand, und ehe man sich's versieht, wird er krank und stirbt. Stacey redet nicht viel darüber, aber ich weiß, wie er denkt. Er ist tierisch deprimiert.«

»Ist er religiös?«

»Er doch nicht. Er behauptet, er wäre Atheist, aber das werden wir ja sehen. Ich für meinen Teil bin

immer in die Kirche gegangen, zumindest, solange Gracie noch gelebt hat. Ich weiß nicht, wie man dem Tod gegenübertreten soll, ohne *irgendwas* zu glauben. Sonst hat das doch gar keinen Sinn.«

Dolan sah im selben Moment auf, als Tannie mit zwei großen Tellern mit frisch zubereiteten Sandwiches und Pommes kam, zusammen mit zwei Bestellungen für den anderen Tisch. Dolan unterbrach seine Geschichte, um kurz mit ihr zu plaudern. Ich beschäftigte mich damit, auf die Ketchupflasche zu schlagen, bis ein dicker roter Klumpen die südöstliche Ecke meiner Pommes bedeckte. Ich wusste, dass er auf etwas hinauswollte, doch er ließ sich jede Menge Zeit. Ich hob die obere Hälfte der Kaisersemmel an und salzte alles in Sichtweite. Beim Hineinbeißen spürte ich, wie das Eigelb in die Semmel rann. Die Kombination aus pikanter Salami und scharfem Paprikakäse erwies sich als essbares Pendant dazu, wenn jemand mitten auf meiner Zunge wüste Flüche ausgestoßen hätte. Ich gab einen meiner Essensstöhnlaute von mir. Peinlich berührt sah ich zu den beiden auf, doch sie schienen nichts bemerkt zu haben.

Als Tannie schließlich ging, drückte Dolan seine Zigarette aus und bekam einen derart heftigen Hustenanfall, dass sein ganzer Körper bebte. Ich sah seine Lunge als vor sich hin keuchenden schwarzen Comic-Blasebalg vor mir.

Er schüttelte den Kopf. »Tut mir Leid. Ich hatte vor einem Monat eine schlimme Erkältung und kriege sie irgendwie nicht los.« Er trank einen Schluck Whiskey, um seine gereizte Kehle zu beruhigen. Dann nahm er sein Sandwich und setzte zwischen einzelnen Bissen seine Geschichte fort, indem er genau dort weitermachte, wo er aufgehört hatte. »Solange Stacey bettlägerig war, habe ich mein Möglichstes getan, um seine Wohnung in Ordnung zu bringen. Die Bude ist

ein einziger Verhau. Er dürfte morgen aus dem Krankenhaus entlassen werden, und ich wollte nicht, dass er den ganzen Schotter sehen muss, wenn er heimkommt.«

Er legte sein Sandwich ab, um sich eine neue Zigarette anzustecken, die er gleich in den Mundwinkel schob, während er einen Packen zusammengerollter Blätter aus der Innentasche seines Sakkos zog. »Gestern habe ich einen Stapel Papiere auf seinem Küchentisch durchgesehen. Ich hatte gehofft, auf den Namen eines Freundes zu stoßen, dem ich Bescheid sagen könnte – jemanden, der ihn aufheitert. Stace brauchte dringend etwas, worauf er sich freuen kann. Tja, ich habe zwar nichts in der Richtung gefunden, aber dafür das hier.«

Er legte den sich rollenden Stapel vor mir auf den Tisch. Ich steckte mir den letzten Bissen meines Sandwichs in den Mund und wischte mir die Hände an einer Serviette ab, bevor ich nach den Papieren griff. Auf den ersten Blick sah ich, dass es Kopien einer Akte aus dem Sheriffbüro waren. Die Titelseite trug die Bezeichnung 187 PC, was darauf hindeutete, dass es sich um einen Mord handelte. Dahinter folgte die Fallnummer. Die Seiten wurden von Klammern zusammengehalten, insgesamt etwa fünfundsechzig oder siebzig Blätter, denen hinten ein paar Seiten handschriftliche Notizen beigeheftet waren. Ich kehrte zum Deckblatt zurück.

Opfer: unidentifizierte Frau
Gefunden: Sonntag, 3. August 1969
Fundort: Grayson-Steinbruch, Highway l, Lompoc

Unter »ermittelnde Beamte« waren vier Namen aufgeführt, darunter auch der von Stacey Oliphant.

Dolan beugte sich vor. »Wie Sie sehen, hat er ursprünglich zu den ermittelnden Beamten gehört. Stace und ich waren diejenigen, die die Leiche gefunden haben. Wir waren damals mit einem Jeep dort raufgefahren und hatten am Straßenrand geparkt, um auf Rotwildjagd zu gehen. Ich glaube, inzwischen ist die Zufahrt mit einem Tor abgesperrt, aber damals war das Grundstück offen. Sowie wir ausgestiegen waren, haben wir den Geruch wahrgenommen. Wir wussten beide, was es war – etwas, das schon seit Tagen tot war. Lang haben wir nicht gebraucht, um rauszufinden, was es genau war. Sie war wie ein Sack Müll einen kleinen Erdwall hinuntergeworfen worden. Und an diesem Fall hat er gearbeitet, als er krank geworden ist. Es hat ihm keine Ruhe gelassen, dass man nie herausgekriegt hat, wer sie war, geschweige denn, wer sie umgebracht hat.«

Durch meinen Kopf zogen vage Erinnerungsfetzen. »Ich kann mich daran erinnern. War sie nicht erstochen und dann abgeladen worden?«

»Genau.«

»Irgendwie seltsam, dass es nie gelungen ist, sie zu identifizieren.«

»Das fand er auch. Es ist einer dieser Fälle, die ihm nicht aus dem Sinn gegangen sind. Er war der Meinung, er müsse irgendetwas übersehen haben. Immer wieder hat er sich darüber hergemacht, aber er ist nicht viel weiter gekommen.«

»Und was meinen Sie – dass man die Sache noch mal anpacken sollte?«

»Wenn ich ihn dazu überreden kann. Ich glaube, es würde seine Stimmung enorm aufhellen.«

Ich blätterte die Kopien durch und verfolgte den Ablauf von Daten und Vorgängen. »Sieht aus, als wäre einfach alles mit drin.«

»Schwarz-Weiß-Abzüge der Fotos vom Fundort eingeschlossen. Er hatte zwar noch ein paar andere Akten da, aber die hier ist mir ins Auge gestochen.« Er hielt inne, um sich den Mund abzuwischen, und schob dann seinen Teller beiseite. »Es würde ihn aufheitern, wieder in den Fall einzusteigen und zu versuchen, neue Erkenntnisse aufzutreiben. Er kann als Ermittlungsleiter fungieren, und wir machen die Kleinarbeit.«

Ich ertappte mich dabei, wie ich die Augen aufriss. »Sie und ich.«

»Sicher, warum nicht? Wir können Sie für Ihren Zeitaufwand bezahlen. Fürs Erste schlage ich einfach nur vor, dass wir drei uns zusammensetzen und uns unterhalten. Wenn ihm die Idee gefällt, machen wir weiter. Wenn nicht, wird mir schon was anderes einfallen.«

Ich tippte auf die Unterlagen. »Ich will mich ja nicht in Binsenweisheiten ergehen, aber das hier ist achtzehn Jahre alt.«

»Ich weiß, aber abgesehen von Staceys Interesse hat es in dem Fall seit 1970 oder so keinerlei Vorstöße mehr gegeben. Was, wenn wir ihn aufklären könnten? Stellen Sie sich nur vor, was das für ihn bedeuten würde. Es könnte alles verändern.« Zum ersten Mal zeichnete sich eine gewisse Lebhaftigkeit auf seiner Miene ab.

Ich tat so, als müsse ich nachdenken, doch es gab nicht viel zu überlegen. Ich hatte genug von der Büroarbeit. Die Aktenrecherchen und die Personenüberprüfungen standen mir bis obenhin. »Stacey hat nach wie vor *Zugang* zum Sheriffbüro?«

»Sicher. Eine Menge Leute dort haben eine enorm hohe Meinung von ihm. Wahrscheinlich können wir alles kriegen, was wir haben wollen – in einem vernünftigen Rahmen natürlich.«

»Lassen Sie mich das hier mit nach Hause nehmen und lesen.«

Dolan lehnte sich zurück und bemühte sich, nicht allzu erfreut dreinzusehen. »Ich bin von sechs bis Mitternacht drüben im CC's. Kommen Sie bis acht Uhr vorbei, dann können wir auf einen Sprung zum St. Terry's fahren und Stacey auf den neuesten Stand bringen.«

Ich merkte, wie ich ebenfalls lächeln musste.

2

Den frühen Nachmittag verbrachte ich in meinen neuen Büroräumen und hackte auf meiner tragbaren Smith-Corona herum. Ich tippte zwei überfällige Berichte, machte die Ablage, schrieb Rechnungen und räumte den Schreibtisch auf. Um drei begann ich mit den unbezahlten Rechnungen, und um fünf nach halb vier stellte ich den letzten Scheck aus. Ich steckte ihn in den Rückumschlag und leckte den Kleberand derart unvorsichtig ab, dass ich mir fast in die Zunge geschnitten hätte. Als das erledigt war, ging ich in den vorderen Raum und stellte sämtliche unausgepackten Kisten in den Wandschrank. Es geht doch nichts über ein bisschen Motivation, um den Hintern hochzukriegen.

Mein Abendessen bestand aus einem Sandwich mit Erdnussbutter und Essiggurken, begleitet von einem Pepsi light auf Eis. Ich aß in meinem winzigen Wohnzimmer, gemütlich aufs Sofa gekuschelt, das in der Fensternische steht. Statt Geschirr benutzte ich ein zusammengefaltetes Stück Küchenkrepp, das sich nach Beendigung der Mahlzeit prima zum Mundabwischen verwenden ließ. Da der Frühling nahte, war es noch nicht ganz dunkel. Die Luft war immer noch kühl, vor allem nach Sonnenuntergang. Durch das einen Spaltbreit geöffnete Fenster konnte ich von weiter weg einen Rasenmäher und gelegentliche Gesprächsfetzen von Passanten hören. Ich wohne einen Block vom Strand in einer Seitenstraße, die zusätzliche Parkplätze bietet, wenn es am Cabana Boulevard zu voll wird.

Ich lümmelte mich bequem auf die Polster und legte die besockten Füße auf den Couchtisch, während ich mich an die Arbeit machte. Zuerst blätterte ich die

Akte nur rasch durch, um einen ersten Eindruck zu bekommen. Ein Detective namens Brad Crouse war Leiter der Ermittlungen in dem Fall. Die anderen Ermittlungsbeamten neben Stacey Oliphant waren Detective Keith Baldwin, Sergeant Oscar Wallen, Sergeant Melvin Galloway und Deputy Joe Mandel. Eine große Besetzung. Crouse hatte den größten Teil der Berichte verfasst und mehrere Durchschläge angefertigt, die Stacey offenbar aus der alten Mordakte kopiert hatte. Angesichts der vielen Durchstreichungen musste ich vermuten, dass Detective Crouse in seinem Schreibmaschinenkurs nicht der Beste gewesen war. Wenn ich das Ohr an die Seite hielt, könnte ich womöglich den missmutigen Widerhall seiner in die getippten Zeilen eingebetteten, lange verklungenen Flüche hören.

Es ist seltsam, alte Akten durchzublättern – wie wenn man einen Krimi liest, dessen Ausgang man sich selbst verdirbt, indem man verfrüht auf die letzte Seite späht. Das letzte Dokument, ein Brief von einem Bodenexperten aus San Pedro, Kalifornien, stammte vom 28. September 1971 und führte aus, dass es unmöglich sei, die vom Sheriffbüro Santa Teresa County eingereichte Probe von Proben zu unterscheiden, die von ähnlichen Ablagerungen in anderen Gegenden Kaliforniens stammten. Hochachtungsvoll. Mit Bedauern. Ende der Fahnenstange für dich, Kumpel. Ich wandte mich wieder dem Anfang zu und begann erneut zu lesen. Diesmal machte ich mir Notizen.

Laut dem ersten Beamten am Fundort war die Leiche des Mädchens über die Kante eines Erdwalls gerollt worden und etwa viereinhalb Meter weiter unten zum Stillstand gekommen, ungefähr fünfzehn Meter von der Landstraße entfernt. Con Dolan und Stacey Oliphant hatten sie an jenem Sonntag gegen fünf Uhr

nachmittags gefunden – beziehungsweise gegen 17.00 Uhr, wenn man es offiziell formulieren will, wie es der Bericht tat. Sie lag auf der linken Seite auf einer zerknitterten Plane aus Segeltuch, die Hände vor dem Körper mit einem Stück weißem, plastikbezogenem Kabel gefesselt. Sie trug eine dunkelblaue Dacron-Bluse und eine weißgrundige Baumwollhose mit einem Muster aus dunkelblauen Margeriten mit einem roten Tupfen in der Mitte. Am rechten Fuß hatte sie eine lederne Sandale; die zweite fand man in einem Gebüsch in der Nähe. Spuren auf der Erde ließen vermuten, dass sie über das Gras am Straßenrand herübergezerrt worden war. Selbst vom oberen Ende des Abhangs konnten Dolan und Oliphant zahlreiche Stichwunden in ihrem Brustkorb erkennen. Außerdem war klar zu sehen, dass man ihr die Kehle durchgeschnitten hatte.

Oliphant hatte sofort über Funk die Polizei in Lompoc gerufen. Da der Fundort in diesem Landkreis lag, wurden zwei Dienst habende Vertreter des Sheriffs dorthin beordert. Hilfssheriff Joe Mandel und Sergeant Melvin Galloway trafen zwanzig Minuten nach dem Anruf dort ein. Die Tote sowie die Umgebung des Fundorts wurden fotografiert. Dann wurde der Leichnam in eine Leichenhalle nach Lompoc gebracht, wo er auf den Leichenbeschauer wartete. In der Zwischenzeit suchten die Beamten die Umgebung ab, nahmen Bodenproben und packten die Plane mitsamt dem abgebrochenen Zweig eines Strauchs sowie zwei Stücke aus dem Stamm des Strauchs ein, an denen Blutflecken zu kleben schienen.

Am Dienstag, dem 5. August 1969, kehrten Mandel und Galloway an den Leichenfundort zurück, um Messungen vorzunehmen – die Distanz von der Landstraße zu der Stelle, wo man die Tote gefunden hatte, die Breite des Asphaltbelags sowie die Position

der zweiten Sandale. Sergeant Galloway machte weitere Bilder von den verschiedenen Stellen, die den Abhang, die beschädigten Sträucher sowie die Schleifspuren zeigten. Es waren keine Zeichnungen vom Fundort dabei, aber vielleicht waren die im Lauf der Jahre irgendwie vom Rest der Akte getrennt worden.

Ich nahm mir kurz Zeit, um die Fotos durchzusehen. Es waren wenige, und sie gaben erstaunlich wenig her: acht Schwarz-Weiß- Abzüge, darunter einer von der Straße, einer von einem Beamten, der auf einen beschädigten Strauch zeigt, einer von dem Abhang, wo die Leiche gefunden worden war, und vier von der Leiche selbst aus einer Distanz von viereinhalb Metern. Es gab keine Nahaufnahmen vom Gesicht der Unbekannten, keine Bilder von ihren Wunden oder dem verknoteten Kabel, mit dem ihre Hände gefesselt waren. Man konnte die Plane unter ihr erkennen, doch war schwer zu beurteilen, wie viel von ihrem Körper, wenn überhaupt etwas, davon bedeckt war. Da haben sich die Zeiten geändert. Heutzutage verlangen die Modalitäten fünfzig solcher Fotos mitsamt einem Video und einer detaillierten Zeichnung des Fundorts. Im selben Umschlag fand ich weitere fünf Fotos in verblichenen Farben, die die Sandalen des Mädchens, ihre Hose, die Bluse, den BH und den Slip zeigten, ausgebreitet auf etwas, das aussah wie ein Bogen weißes Papier.

Die Autopsie war am 4. August 1969 um 10 Uhr 30 durchgeführt worden. Ich blinzelte, zog Schlussfolgerungen, spekulierte und kämpfte mich irgendwie durch den Bericht, wobei ich genug von dem Fachjargon entschlüsseln konnte, um zu verstehen, was gemeint war. Da die Leiche schon in einen fortgeschrittenen Verwesungszustand übergegangen war, waren sämtliche Maße Schätzungen. Die Größe

des Mädchens wurde auf eins sechzig bis eins fünfundsechzig und ihr Gewicht auf vierundfünfzig bis siebenundfünfzig Kilo geschätzt. Ihre Augen waren blau, die Haare rotblond gefärbt, wiesen aber dunkle Ansätze auf. Im linken Ohr trug sie einen dünnen Goldring in Hufeisenform. Im rechten Ohr hatte sie einen ähnlichen Goldring mit einer verbogenen Klammer am unteren Ende. Ihre Gesichtszüge waren infolge von Hautablösung, Gasbildung und Verwesung nicht zu erkennen. Die Untersuchung der Leiche ergab acht tiefe Stichwunden in der Mitte des Rückens unterhalb der Schulterblätter, zwei Stichwunden auf beiden Seiten des Halsansatzes, fünf Stichwunden zwischen ihren Brüsten und eine große Stichwunde unter der linken Brust, die das Herz durchbohrt hatte. Es hatten sich bereits zahlreiche Maden eingenistet. Aufgrund der Verwesung konnte der Pathologe nicht feststellen, ob Narben oder unverwechselbare Kennzeichen vorhanden waren. Sie hatte weder Brüche oder Verformungen am Knochenapparat noch sichtbare Verletzungen an den äußeren Genitalien. Ihre Eileiter und Eierstöcke waren ohne Befund und ihre Gebärmutter leer. Als Todesursache wurden mehrere Stichwunden in Hals, Brustkorb, Herz und Lunge angegeben.

Zum Abschluss seiner Untersuchung entfernte der Pathologe der Unbekannten die Finger, deren Nägel silbern lackiert waren. Sie wurden von einem Beamten mit einem Etikett versehen und an die Identifizierungsabteilung des FBI in Washington, D. C. weitergeleitet. Aufnahmen ihres Ober- und Unterkiefers zeigten zahlreiche Reparaturen mithilfe von Metall. Außerdem hatte sie vorstehende Zähne sowie einen krummen Eckzahn auf der linken Seite. Ein später zu Rate gezogener Zahnarzt mutmaßte, dass die umfassenden Zahnreparaturen wahrscheinlich

in den zwei Jahren vor ihrem Tod gemacht worden waren – also zwischen 1967 und 1968. Er schätzte sie auf knapp unter bis knapp über zwanzig. Ein Zahnspezialist der Gerichtsmedizin, der Ober- und Unterkiefer zu einem späteren Zeitpunkt untersucht hatte, legte das Alter des Mädchens auf fünfzehn Jahre plus minus sechsunddreißig Monate fest und merkte an, dass sie vermutlich umgekommen war, bevor sie mit achtzehn volljährig geworden wäre.

Am Mittwoch, dem 6. August, übergab Sergeant Galloway dem für die Asservatenkammer verantwortlichen Beamten folgende Kleidungs- und Beweisstücke:

1. eine marineblaue, hüftlange Bluse mit Puffärmeln aus Dacron-Voile – Hersteller unbekannt – mit Blutflecken.
2. eine selbst genähte weiße Damenhose mit blauen Blumen mit roten Tupfen in der Mitte – Größe unbekannt.
3. einen Bikini-Slip, pinkfarben, Größe M, Marke Penney's.
4. einen schwarzen BH Größe 85 A, Marke Lady Suzanne.
5. ein Paar braune, lederne Damensandalen mit Schnallen und vier Messinggliedern an Lederriemen. Größe 38. Mit Goldaufdruck »MADE IN ITALY« auf der Decksohle.
6. eine verschmutzte Plane aus Segeltuch mit Blut und verschiedenen anderen Flecken.

Die Ohrringe des toten Mädchens, eine abgeschnittene Haarsträhne und das mit Plastik bezogene Kabel, das man ihr von den Handgelenken

gewickelt hatte, wurden ebenfalls als Beweismaterialien aufbewahrt.

Das Sheriffbüro musste die grundlegenden Angaben über die Tote an andere Polizeidienststellen geschickt haben, da eine Reihe nachfolgender Berichte in den nächsten Wochen alle möglichen Vermissten erwähnte, von denen man glaubte, dass sie der Beschreibung der Unbekannten entsprächen. Drei gestohlene Autos wurden in der Gegend aufgefunden, wobei in einem verschiedene weibliche Kleidungsstücke auf dem Rücksitz lagen. Handschriftlichen Anmerkungen zufolge, die später hinzugefügt worden waren, erwies sich dies als irrelevant für den vorliegenden Fall. Das zweite Fahrzeug, ein rotes Mustang-Cabrio Baujahr 1966 mit Kennzeichen aus Arizona, das von einer Autosattlerei in Quorum, Kalifornien, als gestohlen gemeldet worden war, wurde anschließend seinem rechtmäßigen Besitzer zurückgegeben. Der dritte gestohlene Wagen, ein roter Chevrolet Baujahr 1967, wurde mit einem Mord in Venice, Kalifornien, in Verbindung gebracht. Der Fahrer wurde unverzüglich verhaftet und später wegen dieses Mordes verurteilt.

Ein Landstreicher wurde aufgegriffen und verhört, aber wieder frei gelassen. Es gab auch einen Bericht über einen fünfundzwanzigjährigen Angestellten, der mit 46 Dollar und 35 Cent durchgebrannt war, die er einem Tankstellenbesitzer bei Seagate gestohlen hatte. Der Aufseher einer öffentlichen Strandanlage in der Nähe wurde angesprochen und befragt, ob ihm irgendwelche Personen in der Umgebung aufgefallen seien, doch wusste er nichts Außergewöhnliches zu berichten. Unabhängig voneinander wurden drei Tramper aufgegriffen und verhört, aber keiner von ihnen wurde inhaftiert. Das alles spielte sich im Sommer 1969 ab, als ein ständiger Strom von Hippies auf dieser Route nach Norden zog. Hippies wurden

gemeinhin mit Argwohn betrachtet, da man vermutete, dass sie alle high waren, was vermutlich zutraf.

Um 10 Uhr 30 am 6. August 1969 verhörte Detective Crouse eine Angestellte namens Roxanne Faught, die in einem kleinen Lebensmittelladen am Highway 101 arbeitete. Sie hatte sich beim Sheriffbüro gemeldet, nachdem sie in der Zeitung von dem Mord gelesen hatte, und berichtet, dass sie am Freitag, dem 1. August, ein Mädchen gesehen habe, auf das die Beschreibung der Unbekannten passte. Miss Faught sagte aus, dass sich das Mädchen Kaffee und einen Doughnut genommen habe, aber nicht dafür bezahlen konnte. Faught hatte die Sachen dann aus ihrer eigenen Tasche bezahlt, weshalb ihr der Vorfall im Gedächtnis geblieben war. Zuvor hatte sie gesehen, wie dasselbe Mädchen versucht hatte, in Richtung Norden zu trampen, allerdings war sie verschwunden, als Faught um drei Uhr nachmittags zu arbeiten aufhörte. Das Mädchen im Laden hatte weder Gepäck noch Geldbörse oder Handtasche bei sich gehabt. Mehrere weitere Personen hatten sich mit Hinweisen bei der Polizei gemeldet, aber keiner davon führte zu etwas.

Als die Tage ins Land zogen, kamen immer wieder Anrufe, in denen von Fahrzeugen verschiedenster Marken, Bauart und Beschreibung berichtet wurde, die sowohl vor als auch nach Entdeckung der Leiche in der Nähe des Steinbruchs gesehen worden waren. Wie bei allen Ermittlungen förderten die Nachforschungen in Bezug auf das Verbrechen eine Reihe geringfügigerer Vergehen zutage – Landstreicherei, widerrechtliches Eindringen, öffentliche Trunkenheit, Kleindiebstahl –, die sich allesamt als irrelevant für den Fall erwiesen. Es war nicht zu übersehen, dass viele Einheimische bemüht waren, sich an seltsame und ungewöhnliche

Vorfälle zu erinnern, die in den Wochen vor dem Mord geschehen waren. Es war ja durchaus denkbar, dass einer dieser Berichte einen ausschlaggebenden Hinweis auf das Mädchen enthielt, das ermordet worden war, oder auch auf die Person oder die Personen, die sie umgebracht hatten.

Jedem Anruf, jeder Anfrage aus einem anderen Bundesstaat und jedem Gerücht wurde gewissenhaft nachgegangen. Am Ende jedes Berichts war eine Liste angehängt, auf der die Namen, Adressen und Telefonnummern der befragten Personen standen. Die Geschäftsführer der JCPenney-Läden in Lompoc und Santa Teresa wurden hinsichtlich der Kleidungsstücke mit dem Penney's-Etikett befragt, doch kam lediglich heraus, dass die Artikel in jeder Filiale der Kette erhältlich waren. Schließlich blieb das Mädchen unidentifiziert, und als der Herbst in den Winter überging, kamen immer weniger neue Hinweise. Die verfleckte Plane hatte keinerlei Etiketten. Das mit Plastik überzogene Kabel wurde zur Untersuchung ins kriminalwissenschaftliche Labor geschickt. Das Labor kam zu dem Schluss, dass ein derartiges Kabel »am gebräuchlichsten bei niedriger Spannung und Stromstärke ist, wo wenig oder gar keine Belastung auf das Kabelstück ausgeübt wird und höchster Schutz vor Abschürfungen und Feuchtigkeit erforderlich ist, vielleicht in einem Autolichtsystem oder einer kleinen Niedervolt-Beleuchtungsanlage«. Gegen Dezember 1970 waren die Abstände zwischen den Berichten länger geworden, und neue Informationen trafen nur noch ganz vereinzelt ein.

Stacey hatte in den folgenden Jahren verschiedentlich an dem Fall gearbeitet. Er hatte die Zeugenliste bereinigt, und es sah danach aus, als hätte er die Zeugen in der Reihenfolge ihrer Wichtigkeit angeordnet, zumindest aus seiner Sicht.

Viele waren gestrichen worden, weil die Angaben, die sie gemacht hatten, zu vage oder ihre Mutmaßungen zu weit hergeholt waren. Manchmal ging aus späteren Akteneinträgen hervor, dass ihre Fragen und Befürchtungen nichts mit den Ermittlungen zu tun hatten. Stacey war jedem Anruf nachgegangen, in dem von einem vermissten Mädchen die Rede war. In einem Fall passten die zahnärztlichen Unterlagen nicht zu der Unbekannten. In einem anderen berichtete die Polizei dem Sheriffbüro, dass das Mädchen eine chronische Ausreißerin war und nach wenigen Tagen wieder zu Hause eingetroffen war. In einem dritten Fall rief die Mutter des Mädchens an und erklärte den ermittelnden Beamten, dass ihre Tochter lebte und unversehrt war. Stacey hatte sogar bei den in den Berichten vermerkten Telefonnummern angerufen, da er hoffte, so mit Personen in Kontakt zu kommen, deren Angaben anscheinend etwas mit dem Fall zu tun hatten, doch viele Nummern waren abgemeldet oder von anderen Teilnehmern übernommen worden. Als ich beim letzten Bericht angelangt war, ging ich alles noch einmal von vorne durch und übertrug die wichtigen Daten auf einen Stapel leerer Karteikarten, indem ich die Fakten aus der Erzählform herauslöste und zu separaten Informationseinheiten machte, die ich später analysieren würde.

Als ich die Akte schließlich zuschlug und auf die Uhr sah, war es erst Viertel nach sieben – noch früh genug, um Dolan im CC's zu erwischen. Ich zog Schuhe an, schnappte mir Jacke und Umhängetasche und ging zum Auto hinaus.

Das Caliente Cafe – auch CC's genannt – ist eine Nachbarschaftskneipe, die eine umfangreiche Speisekarte aus amerikanischen Gerichten mit

spanischen Beinamen zu bieten hat. Das Essen sollte vermutlich einen Versuch der Geschäftsleitung darstellen, die Gäste nüchtern genug zu halten, dass sie nach Hause fahren konnten, ohne wegen Trunkenheit am Steuer belangt zu werden. Das umliegende Grundstück hatte sich seit meinem letzten Besuch vor zwei Jahren verändert. Das Lokal ist in einer ehemaligen Tankstelle untergebracht. Die Zapfsäulen und die unterirdischen Benzintanks waren beim Umbau zwar entfernt worden, doch hatte man den kontaminierten Boden einfach nur mit einer neuen Asphaltschicht überzogen, damit die restliche Fläche als Gästeparkplatz genutzt werden konnte. Mit der Zeit begannen sich die Nachbarn über die giftigen Sickerstoffe zu beschweren, die aus der Erde aufstiegen – ein chemischer Sirup, der so stark war, dass er einem die Schuhsohlen dunkel färbte. In der drückenden Sommerhitze wurde der Asphalt weich und begann wie Oolongtee zu riechen – beziehungsweise wie schwelende Reifen. Im Winter warf sich der Boden auf, bekam Buckel und Risse, und darunter kam eine mehlige Substanz zum Vorschein, die derart beißend war, dass man davon Nasenbluten bekam. Streunende Katzen verfielen beim Kontakt damit in heftige Hustenanfälle. Ausgebüxte Hunde begannen plötzlich im Kreis herumzutorkeln, als hätten sie neurologische Ausfallserscheinungen. Natürlich hatte der Besitzer des Geländes kein Interesse daran, die Hunderttausende von Dollars lockerzumachen, die nötig gewesen wären, um diesen Höllenschlund von vergiftetem Erdreich auszubaggern, doch schließlich war die Umweltschutzbehörde eingeschritten, und nun war der Parkplatz aufgerissen worden, damit man versuchen konnte, den gesamten kontaminierten Boden abzutragen. Dabei hatte man zahlreiche Artefakte der Chumash-Indianer gefunden,

und plötzlich war das Gelände zum Zankapfel zwischen verschiedenen Parteien geworden: dem Stamm, dem Grundstücksbesitzer, der Stadt und den Archäologen. Diese Streitigkeiten nahmen derartig komplexe Ausmaße an, dass nicht mehr zu überblicken war, wer auf wessen Seite stand.

Es war ein Beleg für die Loyalität der Gäste, dass sie monatelang weiter über diesen übel riechenden Boden getrottet waren, Umwege und Unannehmlichkeiten erduldet sowie Mahnwachen, offizielle Warnschilder, Protestplakate, giftige Dämpfe, verklebte Schuhe und gelegentliche Stürze über sich hatten ergehen lassen, nur um zu ihrem täglichen Drink zu kommen. Der Parkplatz war jetzt eingezäunt, und der Zugang zur Eingangstür bestand aus einem schmalen Plankenweg, der die ganze Strecke überbrückte. Als ich mich der Kneipe näherte, fühlte ich mich wie eine Turnerin, die auf dem Schwebebalken einem schlecht koordinierten Absprung entgegen eiert.

Das rote Neonschild über dem Eingang zischte und knisterte immer noch wie ein Anti-Mücken-Licht im Garten, und die Luft, die herauswaberte, roch nach Zigarettenrauch und im Fett von letzter Woche frittierten Mais-Tortillas. Ein kreischendes Duett zweier Mixermotoren wurde vom Kastagnettenklang klirrender Eiswürfel begleitet, die mit Tequila und Margarita-Mixtur verquirlt wurden. Das Caliente Cafe macht jeden Morgen um sechs Uhr auf und schließt erst gegen zwei Uhr nachts. Ein weiterer seiner Vorzüge besteht darin, dass es knapp jenseits der Stadtgrenze liegt und daher für Polizisten, die ihren Dienst hinter sich haben und am Ende eines harten Tages – oder nach dem Mittagessen oder Frühstück – Entspannung brauchen, ein stets erreichbares Refugium abgibt.

Ich muss gestehen, dass ich, als ich über die Schwelle trat, hoffte, Cheney Phillips zu begegnen, einem Polizisten vom Drogendezernat Santa Teresa. Zwar war aus unserer langen Bekanntschaft nie eine Affäre geworden – zum Beispiel weil er eine Freundin hatte –, aber man konnte ja immer hoffen. Gerüchten zufolge hatten sich die beiden getrennt, also dachte ich mir, es könne nicht schaden, mich mal sehen zu lassen.

Angefacht wurde mein Interesse zum Teil dadurch, dass ich seit Monaten nichts mehr von Robert Dietz gehört hatte. Er ist Privatdetektiv im Halb-Ruhestand und hat 1983 als mein Bodyguard fungiert, als ein Billigkiller auf mich angesetzt worden war. Seitdem ist unsere Beziehung gleichermaßen intensiv wie sporadisch, mit langen, unerklärlichen Intervallen zwischen den einzelnen Besuchen. Erst vor zwei Wochen hatte ich ihn in Carson City, Nevada, angerufen und eine Nachricht auf seinem Band hinterlassen. Bislang hatte er sich nicht dazu aufgerafft, mich zurückzurufen, was bedeutete, dass er entweder verreist war oder sich eine andere angelacht hatte. Obwohl ich tierisch auf Dietz stand, hatte ich ihn nie als meinen Verehrer, meinen festen Freund, meinen Lebensgefährten oder meine Beziehung (was auch immer das heißen mag) gesehen. Ja, sicher, Dietz und ich hatten im Laufe der letzten vier Jahre einiges miteinander angestellt, aber es gab keinerlei Verpflichtungen zwischen uns und weder er noch ich hatten dem anderen irgendetwas versprochen. Natürlich kränkte mich sein Schweigen ein wenig, aber es war genauso meine eigene Schuld.

Dolan saß an der Bar. Er trug eine abgewetzte Bomberjacke aus braunem Leder. Ich blieb kurz stehen, um die Gäste zu mustern und sah, wie sein Blick in meine Richtung wanderte. Dolan war schon so

lange Polizist, dass er seine Umgebung zwangsläufig im Auge behielt und permanent Gesichter taxierte, während er darauf hoffte, eines zu entdecken, das zu einem der Verbrecherfotos passte, die über seinen Schreibtisch gewandert waren. Ob er im Dienst ist oder nicht – kein Polizist kann sich der Wunschvorstellung entziehen, ganz unversehens einen Kriminellen dingfest zu machen.

Dolan hob die Hand zum Gruß, und ich steuerte auf ihn zu, indem ich mich durch die Leute schlängelte, die auf einen Tisch warteten. Die Barhocker links und rechts von ihm waren besetzt, aber er warf den Männern einen scharfen Blick zu, sodass einer aufstand und mir seinen Platz anbot. Ich legte meine Tasche zu meinen Füßen ab und erklomm den Hocker neben Dolan. Der vor ihm stehende Aschenbecher war voller Kippen, und es bedurfte keiner meiner hoch entwickelten detektivischen Fähigkeiten, um abzuzählen, wie viele Zigaretten er geraucht hatte, einschließlich der, die er sich gerade an der noch brennenden anzündete. Er trank Old Forrester und roch wie ein Englischer Gewürzkuchen ohne die getrockneten Maraschino-Kirschen. Außerdem futterte er einen Teller Frittiertes: ausgebackene Jalapeno-Chilis mit einer Füllung aus geschmolzenem Käse. Ich würde mir verkneifen, ihn auf seine hartnäckigen Ernährungsirrtümer hinzuweisen. Es gibt nichts Ätzenderes als jemanden, der uns auf unsere offenkundigen Fehler aufmerksam macht.

»Ich dachte, ich begegne hier vielleicht Cheney Phillips«, sagte ich. »Haben Sie ihn gesehen?«

»Ich glaube, er ist gerade auf Flitterwochen in Vegas.«

»Flitterwochen? Ich dachte, die beiden hätten sich getrennt.«

»Er hat jetzt eine andere, ein Mädchen, das er vor fünf oder sechs Wochen hier kennen gelernt hat.«

»Das soll wohl ein Witz sein.«

»Leider nein. Vergessen Sie ihn lieber. Er ist sowieso nicht Ihr Typ.«

»Ich habe keinen speziellen Typ. Natürlich habe ich auch keinen Freund, aber das tut nichts zur Sache.«

»Nehmen Sie sich einen Happen.«

»Danke.« Ich nahm eine frittierte Chilischote und biss hinein. Zuerst nahm ich den herausspritzenden geschmolzenen Käse wahr, bevor die Schärfe des Jalapenos meine Zunge in Brand steckte. Die Jukebox dröhnte los, und ich spähte nach hinten, als die ersten Klänge einer Country-Western-Melodie durch den Raum tanzten. Die Wurlitzer war uralt, ein massiges, rundliches Teil mit einem sich drehenden Regenbogen in allen Schattierungen, an dessen Rand Blasen aufstiegen.

Ich wandte mich wieder Dolan zu und versuchte zu ergründen, wie viel er getrunken hatte. Er lallte zwar nicht, aber vermutlich war er von seinem gewohnten Alkoholkonsum derart abgehärtet, dass er nicht einmal dann Anzeichen von Betrunkenheit erkennen lassen würde, wenn er vom Hocker fiel. Ich wusste auch nicht, ob er seit Mittag konstant weitergetrunken hatte oder zwischendurch auf ein Nickerchen nach Hause gegangen war. Ein Blick auf die Uhr sagte mir zwar, dass es erst fünf nach halb acht war, aber er konnte ja schon seit vier Uhr nachmittags hier sitzen. Ich freute mich nicht darauf, mit ihm zusammenzuarbeiten, wenn er Tag für Tag blau war. Seine ständige Raucherei behagte mir auch nicht, aber ich konnte nichts dagegen tun, also war es besser, wenn ich mich so wenig wie möglich dazu äußerte. »Wie geht’s Stacey? Haben Sie schon mit ihm gesprochen?«

»Ich habe ihn um sechs angerufen und ihm gesagt, dass wir ihn besuchen kommen. Er hat es satt, an sich herumpiken und -bohren zu lassen und will nur noch raus. Ich schätze, sie entlassen ihn morgen, wenn die Untersuchungsergebnisse da sind.«

»Haben Sie ihm von Ihrer Idee erzählt?«

»Kurz. Ich habe ihm gesagt, dass wir ihn instruieren, wenn wir bei ihm sind. Was halten Sie von dem Fall?«

»Ich bin ganz begeistert von den Unterlagen. Normalerweise bekomme ich nämlich keine Gelegenheit, Polizeiberichte direkt einzusehen.«

»Das Verfahren hat sich in den letzten zwanzig Jahren nicht groß geändert. Nur dass wir es jetzt besser handhaben – gründlicher und systematischer; außerdem haben wir neue Technologien, die uns helfen.«

Der Barmann kam zu uns herüber. »Was darf ich Ihnen bringen?«

»Nichts, danke«, antwortete ich.

Dolan hob sein Whiskeyglas, um ihm zu bedeuten, dass er ihm nachschenken solle.

»Wollten wir nicht Stacey besuchen?«

»Jetzt gleich?«

»Na ja, es ist doch sinnlos, sich in die Sache zu vertiefen, wenn er nicht dafür zu haben ist.«

Ich sah Dolan an, dass er sein Verlangen nach dem nächsten Whiskey gegen die Sorge um seinen Freund abwog. Er schob sein Glas zurück, zog die Brieftasche hervor und nahm eine Hand voll Scheine heraus, die er auf den Tresen warf. »Bis später.«

Ich packte meine Tasche und folgte ihm zur Tür hinaus.

»Wir nehmen meinen Wagen«, erklärte er.

»Und wenn Sie länger bleiben wollen als ich? Dann sitze ich fest. Nehmen wir lieber beide Autos, und ich

fahre hinter Ihnen her. Dann kann ich mich jederzeit verdrücken.«

Wir debattierten noch ein Weilchen, doch schließlich willigte er ein. Ich hatte einen halben Block entfernt geparkt, doch er wartete brav und und fuhr erst auf die Straße hinaus, als ich links von ihm auftauchte. Er chauffierte erstaunlich zurückhaltend, als wir mit unserer Kleinstkolonne die 101 entlangfuhren. Falls er angehalten und zum Blasen gebeten würde, läge er mit Sicherheit deutlich über der gesetzlichen Promillegrenze. Ich hielt mit einem Auge Ausschau nach Cops und hätte dabei fast vergessen, dass Dolan selbst einer war.

Beim St. Terry's angelangt, fanden wir nur durch zwei Autos voneinander getrennt Parkplätze am Rand der Castle Street. Es war jetzt völlig dunkel, und das Krankenhaus war erleuchtet wie ein Luxushotel. Wir betraten es durch den Hintereingang und fuhren mit dem Aufzug bis 6 Central, zur Onkologischen Station. Die Lichter waren gedämpft, und der Teppichboden auf dem breiten Flur schluckte das Geräusch unserer Schritte. Drei unbenutzte Infusionsständer und zwei Blutdruckmonitore standen neben einem Wäschekarren und einem vom Abendessen übrig gebliebenen Essenswagen mit mehreren Etagen an der Wand. Ich sah ein paar Besucher, doch fehlte der lebhafte Austausch zwischen Patienten und Angehörigen. Genesen ist anstrengend, und niemand will Energie für oberflächliche Konversation verschwenden. Als wir am Schwesternzimmer vorbeigingen, nickte Dolan der Frau am Schreibtisch kurz zu.

Stacey lag in einem Einzelzimmer, das auf eine kaum beleuchtete Wohnstraße hinausging. Er schien zu schlafen, und das Kopfteil seines Betts war im Fünfundvierzig-Grad-Winkel hochgestellt. Unter seiner

eng anliegenden roten Strickmütze sahen dünne Strähnen rötlichen Haares hervor. Zwei Genesungskarten standen auf dem breiten Fensterbrett, doch sonst war nichts Persönliches zu entdecken. Der Fernseher war dunkel. Auf seinem fahrbaren Nachttisch lagen ein Zeitschriftenstapel und ein Pappbecher mit schmelzendem Eis.

Dolan blieb in der Tür stehen. Staceys Augen öffneten sich. Er winkte und richtete sich dann im Bett auf. »Habt ihr's also geschafft«, sagte er und dann zu mir: »Sie müssen Kinsey sein. Schön, Sie kennen zu lernen.« Ich beugte mich vor und schüttelte ihm die Hand. Sein Händedruck war kraftvoll und heiß, fast als verliefe sein Stoffwechsel mit doppeltem Tempo.

Während Dolan sich darum kümmerte, aus entgegengesetzten Ecken des Raums Stühle herbeizuschaffen, sagte ich: »Ich glaube, Sie kannten die Leute, die mich ausgebildet haben – Morley Shine und Ben Byrd.«

»Die kannte ich gut. Beides prima Männer. Ich fand es sehr bedauerlich, als ich von dem Mord an Morley erfahren habe. Eine ganz üble Geschichte. Setzen Sie sich doch.«

»Danke.«

Dolan hielt mir den einen Stuhl hin und nahm selbst den anderen. Während die beiden plauderten, musterte ich Stacey. Er hatte kleine, sanfte blaue Augen, blasse Brauen und ein langes Gesicht mit tiefen Falten. Seine Gesichtsfarbe war okay, allerdings hatte er sich wohl seit Tagen nicht rasiert. Er schien guter Laune zu sein und sprach mit der Vitalität eines aktiven Mannes.

Nach ein paar einleitenden Sätzen kam Dolan auf die Ermittlungen im Fall der Unbekannten zu sprechen. »Ich habe Kinsey die Akte zum Lesen gegeben. Wir finden, wir sollten mal darüber sprechen, wie wir das

Ganze anpacken. Bleibt der Doc dabei, dich morgen rauszulassen?«

»Sieht so aus.«

Die beiden plauderten über den Fall, während ich den Mund hielt. Ich weiß nicht, warum ich erwartet hatte, dass Stacey Einwände gegen Dolans Vorschlag anbringen würde, aber er schien überhaupt nichts dagegen zu haben, dass wir den Fall wieder aufleben ließen. Er sagte zu Dolan: »Apropos – Frankie Miracle ist rausgekommen. Sein Bewährungshelfer Dench Smallwood hat mich angerufen und mir gesagt, dass Frankie eine Wohnung in der Stadt gefunden hat. Mittlerweile hat er vermutlich auch einen legalen Arbeitsplatz.«

»Das wäre ja das erste Mal.«

»Was hat denn Frankie Miracle damit zu tun?«, erkundigte ich mich. »An den Namen kann ich mich aus der Akte erinnern.«

Dolan antwortete: »Man hat ihn am ersten August in Lompoc festgenommen, zwei Tage, bevor die Leiche der Unbekannten gefunden wurde. Wir haben immer für möglich gehalten, dass er der Täter war, auch wenn er es bestritten hat.«

Nun ergriff Stacey das Wort. »Am neunundzwanzigsten Juli hat er im Methedrin-Rausch seine Freundin umgebracht. Er hat x-mal auf die Frau eingestochen, sich dann ihr Auto und alle ihre Kreditkarten geschnappt und ist in Richtung Norden aufgebrochen. Sie wurde ein paar Tage später gefunden, als die Nachbarn sich über den Geruch beschwert haben.«

»Der Blödmann hat jedes Mal beim Tanken die Kreditkartenbelege mit ihrem Namen unterschrieben«, fuhr Dolan fort. »Eigentlich sollte man meinen, dass irgendwem eine ›Cathy Lee Pearse‹ ohne Busen, dafür aber mit Schnauzer und Zweitagebart auffällt.« Er

setzte sich erst anders hin und stand dann auf. »Seht mal zu, dass ihr zwei euch kennen lernt. Ich muss mal rausgehen und eine rauchen.«

Als Dolan weg war, fragte ich: »Haben Sie eine Theorie, warum die Unbekannte nie identifiziert worden ist?«

»Nein. Wir hatten erwartet, dass es ganz schnell geht, dass jemand sie anhand der Beschreibung in der Presse erkennt. Das Einzige, was mir dazu einfällt, ist, dass sie nie als vermisst gemeldet wurde. Oder dass die Vermisstenanzeige auf dem Schreibtisch irgendeines Polizisten im Papierkrieg verloren ging. Vermutlich gibt es eine Erklärung dafür, aber wer weiß schon, was für eine? Mittlerweile ist unwahrscheinlich, dass wir je herausfinden, wer sie ermordet hat, aber es ist immer noch denkbar, dass wir sie identifizieren und ihren Angehörigen übergeben können.«

»Wie gut stehen die Chancen?«

»Nicht so schlecht, wie Sie vielleicht glauben. „Wenn erst einmal genug Zeit verstrichen ist, reden die Leute bereitwilliger. Vielleicht packen wir jemanden bei seinem schlechten Gewissen und bekommen so eine Spur.« Er zögerte und strich die Kanten seiner Bettdecke glatt. »Wissen Sie, Cons Frau, Gracie, ist vor einer Weile gestorben.«

»Das hat er erwähnt.«

»Es hat ihn seinerzeit hart getroffen, aber langsam ging es wieder ein bisschen aufwärts mit ihm. Seit er wegen dieser Herzgeschichte außer Dienst ist, ist er allerdings trübsinnig geworden. Solange Gracie noch gelebt hat, hat sie ihn irgendwie aufrecht gehalten, aber jetzt ist seine Raucherei und Sauferei außer Kontrolle geraten. Ich versuche schon ewig, mir etwas einfallen zu lassen, was ihn wieder auf Kurs bringt, also habe ich mich auf diese Geschichte gestürzt, sowie sie zur Sprache gekommen ist.«

»Sie meinen das mit der Unbekannten?«

»Genau. Es hat mich gefreut, als Sie eingewilligt haben mitzumachen. Das muntert ihn bestimmt auf. Er braucht dringend etwas zu tun.«

Ich lächelte verhalten und horchte auf Spuren von Ironie in seinem Tonfall. Offensichtlich war ihm nicht klar, dass Dolan genau die gleichen Befürchtungen in Bezug auf ihn geäußert hatte.

Als Dolan zurückkehrte, blieb er stehen und schaute erwartungsvoll von mir zu Stacey. »Na, wie sieht der Schlachtplan aus? Habt ihr zwei alles ausgetüftelt?«

»Darüber haben wir gerade gesprochen. Kinsey will den Fundort sehen, bevor wir weitere Schritte unternehmen.«

»Genau«, sagte ich.

»Gut«, meinte Dolan. »Dann organisiere ich das für morgen.«

3

Dolan holte mich mit seinem 1979er Chevrolet um zehn Uhr zu Hause ab. Stacey saß auf der Rückbank. Dolan parkte akkurat in zweiter Reihe und stieg aus. Er trug ein dunkelblaues Sweatshirt und eine abgewetzte Bluejeans. Die Karosserie des Chevy gab ein jämmerliches Bild ab. Im Tageslicht sah ich, dass der einstmals dunkelbraune Lack oxidiert war und nun die milchige Patina eines alten Schokoriegels hatte. Die hintere Stoßstange hing schief, der linke hintere Kotflügel war zerbeult, und eine lange Delle auf der Beifahrerseite hatte die Tür nahezu unbrauchbar gemacht. Ich schaffte es, sie mittels eines heftigen Rucks aufzubekommen, der das Metall wie aus Protest aufkreischen ließ. Als ich drinnen saß, zog ich kräftig an ihr und versuchte, sie wieder zu schließen. Dolan ging um den Wagen herum, wuchtete sie zu und sorgte dafür, dass das Schloss einschnappte, indem er mit der Hüfte dagegendrückte.

»Danke«, sagte ich. Ich hatte jetzt schon Bedenken, was sein fahrerisches Können anging.

Er beugte sich durch das offene Fenster hinein und hielt Stacey die Hand hin. »Gib mir deine Pistole, dann lege ich sie in den Kofferraum.«

Stacey ächzte und verrenkte sich zur einen Seite, damit er seine Pistole aus dem Halfter ziehen und sie Dolan reichen konnte. Dolan ging nach hinten und verstaute beide Waffen im Kofferraum, bevor er auf der Fahrerseite einstieg.

Die Sitzbezüge des Autos bestanden aus einem schmuddeligen beigen Stoff, der es einem schwer machte, auf dem Sitz herumzurutschen. Also blieb ich wie festgeklebt sitzen. Ich drehte mich um, um Stacey anzusehen, der mit einem ins Kreuz gestopften

Kopfkissen auf der Rückbank hockte. Die rote Strickmütze hatte er fast bis zu den Augenbrauen heruntergezogen. »Hab mir das Kreuz verrenkt«, erklärte er. »Beim Kistenschleppen letzte Woche. Ich hätte wohl lieber beherzigen sollen, was meine Mutter immer gesagt hat, nämlich die Dinger aus den Knien heraus anzuheben.«

Dolans Wanderstiefel waren voller Lehm, und davon abgefallene, waffelartig geformte Stücke lagen auf der Fußmatte auf seiner Seite. Er verstellte den Rückspiegel, um mit Staceys Spiegelbild zu sprechen. »Die hättest du mir überlassen sollen. Ich hab dir doch gesagt, dass ich mich darum kümmere.«

»Hör auf, die Glucke zu spielen. Ich bin nicht hilflos. Es ist eine Muskelzerrung, weiter nichts. Mein Ischias macht eben Ärger. Auch gesunde Leute können sich verletzen, weißt du. Es ist kein Drama.«

Im harten Tageslicht sah ich, dass seine Haut trotz der Bluttransfusion einen Graustich hatte, und durch die Flecken unter den blassen Brauen schienen seine Augen in den Höhlen zu versinken. Er war rustikal gekleidet: eine braune Cordhose, Wanderstiefel, ein rot kariertes Wollhemd und eine Fischerweste.

»Möchten Sie hier vorn sitzen?«

»Ich bleibe lieber, wo ich bin. Ich weiß vorher nie genau, wann ich mich hinlegen muss.«

»Sagen Sie einfach Bescheid, wenn Sie die Plätze tauschen wollen.«

Ich zerrte an meinem Sicherheitsgurt, der irgendwo klemmte. Es kostete mich unverhältnismäßig viel Zeit, den Mechanismus dazu zu bringen, ein Stück Gurt freizugeben, das lang genug war, dass ich es einhaken konnte. Unterdessen ließ Dolan den Wagen an, und wir fuhren los. Der Innenraum roch nach Nikotin und Hund. Dolan kam mir eigentlich nicht wie ein Hundeliebhaber vor, aber ich wollte nicht fragen. Der

Fußraum war übersät mit Tankquittungen, leeren Zigarettenschachteln und mehreren Zellophantüten, die einst Kartoffelchips, Käsecracker und andere herzgesunde Knabbereien enthalten hatten.

Wir tankten direkt neben dem Freeway, dann lenkte Dolan den Wagen in den Verkehr hinaus und in nördlicher Richtung die 101 entlang. Sowie wir eine konstante Reisegeschwindigkeit erreicht hatten, drückte er auf den Zigarettenanzünder und griff nach dem Päckchen Camel, das er auf dem Armaturenbrett liegen hatte.

Stacey rief: »Hey! Reiß dich zusammen. Du hast einen Krebspatienten auf dem Rücksitz.«

Dolan verstellte erneut den Rückspiegel, damit er Staceys Gesicht sehen konnte. »Das hindert dich aber offensichtlich nicht daran, deine Pfeife zu rauchen.«

»Die Pfeife dient nur der Entspannung. Aber bei den Unmengen, die du rauchst, stirbst du noch vor mir.«

»Schwachsinn«, knurrte Dolan, ließ die Zigaretten aber liegen.

Stacey tippte mir auf die Schulter. »Sehen Sie? Der Typ passt auf mich auf. Das würde man nie von ihm denken.«

Dolans Lächeln war kaum wahrnehmbar, doch es machte seine Gesichtszüge weicher.

Hinter Colgate verliefen Eisenbahngleise und Landstraße parallel zum Meer. Im Norden ragten düster und grau die Santa Ynez Mountains auf, die dicht mit niedriger Vegetation bewachsen waren. Es gab kaum Bäume, und die Umrisse der unteren Hänge beschrieben ein welliges Grün. Ein Großteil der Topographie war durch massive Erdrutsche gekennzeichnet, und Sandstein und Schieferreste erstreckten sich meilenweit. Dolan und Stacey führten ein Gespräch, das aus Jäger- und Anglerlatein bestand – endlose Schilderungen all der Kreaturen, die sie

geschossen, gefischt, gefangen und geschnappt sowie ausgenommen, gehäutet und nach Hause geschleppt hatten. Männer finden so was ja unheimlich anregend.

Wir fuhren an der öffentlichen Strandanlage entlang, wo es Campingparzellen aus nebeneinander liegenden Asphaltrechtecken gab, die verdächtig an Parkplätze erinnerten. Wohnwagen und Wohnmobile standen ordentlich in Reih und Glied wie Klaviertasten, während ihre Besitzer Picknicktische und -stühle aus Aluminium aufklappten und ihre tragbaren Grills anheizten – das alles auf Flächen, die wesentlich kleiner waren als die Gärten, die sie zu Hause hatten. Die Kinder würden sich mit Hot Dogs und Kartoffelchips voll stopfen, im Meer herumtollen und sich dann mit klebrigen Haaren und Körpern, die eingesalzen waren wie kleine Kabeljaufilets, im Wagen schlafen legen. Bei Dolan und Stacey löste der Anblick der aufgereihten Camping-Fahrzeuge die Erinnerung an einen weiteren ungelösten Mordfall aus – zwei Teenager, die an einem abgelegenen Strandstück erschossen worden waren. Danach vertrieben sie sich die Zeit damit, auf verschiedene Stellen hinzuweisen, wo frühere Mordopfer abgelegt worden waren. Im Bezirk Santa Teresa gab es eine ganze Reihe solcher Stellen.

Ein paar Kilometer hinter Gull Cove nahm Dolan die Ausfahrt und fuhr in westlicher Richtung auf dem California 1 weiter. Ich merkte, wie mich die vorbeiziehende Landschaft schläfrig machte. Hier wogten die Hügel dahin, getupft mit zerzausten Ansammlungen der dunkelgrünen Eichen, die sich übers Land zogen. Der Himmel war blassblau und nur von zartesten Wolken marmoriert. Die Luft roch nach den heißen, mit Butterblumen gesprenkelten und von der Sonne ausgetrockneten Weiden, auf denen gelegentlich Rinder grasten.

Die zweispurige Straße wand sich nach Nordwesten. Von Zeit zu Zeit führte sie durch unregelmäßige, hoch aufragende Felsengründe. Auf einem dieser Streckenabschnitte war vor zweiunddreißig Jahren ein riesiges Felsstück den Abhang heruntergedonnert, als wir gerade vorbeifuhren, und hatte die Windschutzscheibe des Autos meiner Eltern zertrümmert. Ich saß hinten, spielte mit meiner papierenen Puppe und sah erbost drein, weil ich ihr gerade das linke Pappbein am Knöchel abgeknickt hatte. Die unbezwingbare Wut einer Fünfjährigen wallte in mir auf, weil ihr Fuß jetzt ganz krumm und lahm aussah. Ich wollte gerade zu heulen anfangen, als einer der beiden Erwachsenen entsetzt aufschrie. Vielleicht war das herabstürzende Felsstück auf seinem Weg nach unten kurz zu sehen gewesen, als es in einem rasanten Strom aus kleineren Steinen und Erdreich nach unten kullerte. Die Zeit reichte nicht, um zu reagieren. Die Wucht des Felsstücks durchschlug die Windschutzscheibe, zertrümmerte meinem Vater Schädel und Brustkorb und tötete ihn auf der Stelle. Das Auto brach nach rechts aus, schlitterte außer Kontrolle dahin und krachte gegen die felsige Anhöhe.

Der Aufprall schleuderte mich nach vorn und quetschte mich gegen den Fahrersitz. In diesem engen Käfig aus zerdrücktem Metall leistete ich meiner Mutter in den letzten, langen Momenten ihres Lebens Gesellschaft. Heute weiß ich, was für ein Gefühl es aus ihrer Perspektive gewesen sein muss. Sie war so schwer verletzt, dass sie außerstande war, sich ohne höllische Schmerzen zu bewegen. Sie konnte mich wimmern hören, doch es war ihr unmöglich, herauszufinden, wie schwer ich verletzt war. Sie sah, dass ihr Mann tot war, und wusste, dass sie ihrerseits nicht weit davon entfernt war. Sie weinte und schluchzte vor Trauer. Nach einer Weile verstummte

sie, und ich weiß noch, dass ich das für ein gutes Zeichen hielt, da ich nicht wusste, dass sie ihren Körper verlassen hatte und davongeschwebt war.

Dolan machte einen Schlenker, um einem Backenhörnchen auszuweichen, das direkt vor uns über die Fahrbahn gehuscht war. Instinktiv streckte ich eine Hand aus, um mich abzufangen, und sah dann wieder auf die Straße, während ich meine Gefühle mit der Geschicklichkeit eines Vivisektionisten abspaltete. Das ist ein Trick von mir, der vermutlich auf diese frühen Jahre zurückgeht. Ich versuchte, mich wieder auf die Unterhaltung zu konzentrieren, nachdem ich zu spät bemerkt hatte, dass ich angesprochen war.

Dolan fragte: »Hören Sie uns zu?«

»Sicher. Entschuldigung. Ich habe nur das Letzte nicht mitgekriegt.«

»Ich war gerade bei diesem Typen, diesem Frankie Miracle, von dem wir gestern Abend geredet haben. Er ist bei einer Routine-Verkehrskontrolle bei Lompoc herausgezogen worden. Der Saftsack hatte ein kaputtes Rücklicht, und als die Kollegen das Kennzeichen überprüfen, kommt heraus, dass der Wagen als gestohlen gemeldet ist und vom Sheriffbüro Los Angeles County gesucht wird. Galloway liest ihm seine Rechte vor und wirft ihn ins Kittchen. Gleichzeitig wird der Wagen in die Polizeigarage geschleppt. Als sich Galloway hinhockt, um seinen Bericht zu schreiben, liest er die Fahndungsmeldung, in der steht, dass die rechtmäßige Besitzerin des Fahrzeugs Opfer eines Mordes geworden ist. Er geht noch mal rüber ins Gefängnis, erklärt Frankie, dass er unter Mordverdacht steht, und liest ihm erneut seine Rechte vor. Zwei Tage danach gehen Stacey und ich auf Rotwildjagd und finden das Mädchen.«

»Genau, wenn das Rücklicht nicht gewesen wäre, hätte Frankie schon in Oregon sein können und wir

hätten ihn vielleicht gar nicht mit der Sache hier in Verbindung gebracht.«

»Was ist mit der Waffe? Ich kann mich nicht erinnern, dass sie jemals erwähnt worden wäre.«

»Wir haben das Messer nie gefunden, aber der Leichenbeschauer meinte, den Verletzungen nach zu urteilen muss die Klinge mindestens zwölf Zentimeter lang gewesen sein. Gerüchten zufolge hatte Frankie etwas Ähnliches bei sich, allerdings nicht mehr, als wir ihn hochgenommen haben.«

»Wahrscheinlich hat er es weggeworfen oder vergraben«, sagte Stacey. »Die Gegend dort oben ist unwegsam. Ein Such- und Rettungsteam ist angerückt und hat eine Rastersuche veranstaltet, aber rein gar nichts gefunden.« Er beugte sich vor, tippte Con auf die Schulter und zeigte auf eine Seitenstraße, die etwa hundert Meter vor uns rechts abzweigte. »Da ist es. Direkt nach der Brücke da vorn.«

»Glaubst du? Meiner Erinnerung nach war es noch ein Stück weiter, bei einem weißen Zaun aus drei Latten.«

»Oh. Gut möglich. Da könntest du Recht haben.«

Dolan hatte von siebzig Stundenkilometern auf vorsichtige fünfundzwanzig abgebremst. Die beiden spähten zu einer zweispurigen Schotterstraße hinüber, die eine Kurve beschrieb und dann außer Sichtweite verschwand. Offenbar kam sie ihm nicht bekannt vor, denn Stacey sagte: »Mhm. Versuch's mal nach der nächsten Kurve. Womöglich sind wir aber schon vorbeigefahren.« Er drehte sich um und schaute aus dem Rückfenster.

Schließlich wendete Dolan, und wir kehrten um und fuhren erneut langsam dahin, bis sie sich über die Stelle geeinigt hatten. Dolan bog in eine Nebenstraße ab, die über dem rissigen Asphalt gekiest war und den Umrissen eines flachen Hügels folgte. Direkt vor uns

sah ich die Stelle, wo sich die Straße Y-förmig teilte. Ein abgeschlossenes Tor versperrte den Zugang zu dem Grundstück mit seinen »Zutritt für Unbefugte verboten«-Schildern. Rechts vor dem Tor stand ein Jeep.

»Und wo ist nun der Grayson-Steinbruch?«, erkundigte ich mich nach dem Leichenfundort, wie er im Polizeibericht ausgewiesen war.

»Rechts um die Kurve und dann noch etwa vierhundert Meter«, antwortete Dolan. Als er am Straßenrand hielt und die Handbremse anzog, stieg ein älterer Herr in Jeans, Cowboystiefeln und Lederhut aus dem Jeep. Er war klein und stämmig und hatte einen Schmerbauch à la Weihnachtsmann, der gegen die Knöpfe seines Westernhemds drückte. Mit ausgeprägtem Hinken kam er zu uns herüber. Dolan stellte den Motor ab und stieg aus.

Stacey murmelte: »Das ist Arne Johanson, der Vormann der Ranch. Ich habe ihn angerufen, und er hat sich bereit erklärt, sich hier mit uns zu treffen und uns das Tor aufzusperren.«

Bis sich Stacey vom Rücksitz geschält hatte, war ich auf der Beifahrerseite ausgestiegen und hatte die Tür mit einem Hüftschwung zugeschlagen. Sowie Dolan im Freien stand, zündete er sich eine Zigarette an.

Stacey ging auf den alten Mann zu und schüttelte ihm die Hand. Mir fiel auf, dass er sich darum bemühte, dynamisch zu wirken. »Mr. Johanson. Wirklich nett von Ihnen. Ich bin Stacey Oliphant von der Sheriffbehörde hier im Bezirk. Sie erinnern sich wahrscheinlich nicht daran, aber wir sind uns im August 1969 schon mal begegnet, als die Tote gefunden wurde. Das ist Lieutenant Con Dolan von der Polizei Santa Teresa. Er hat mich damals begleitet. Wir zwei waren zum Jagen hier oben, als wir auf das Mädchen gestoßen sind.«

»Sie sind mir gleich bekannt vorgekommen. Schön, Sie zu sehen.«

»Danke. Freut uns, dass Sie uns helfen.«

Der Blick des Alten wanderte in meine Richtung. Meine Anwesenheit schien ihn zu erstaunen. »Hätte gern ‘nen Ausweis gesehen, wenn’s Ihnen nichts ausmacht.« Dies sagte er zwar zu den Männern, doch sein Blick verharrte auf mir.

Stacey schob die Jacke beiseite und ließ das Abzeichen an seinem Gürtel sehen. Darauf war zwar vermerkt, dass er im Ruhestand war, doch Johanson schien das nicht zu bemerken, und Stacey fühlte sich offenbar nicht verpflichtet, ihn darauf hinzuweisen. Dolan rollte die Zigarette in einen Mundwinkel, holte das aufklappbare Lederetui mit seinem Abzeichen heraus und hielt es ihm hin. Während sich Johanson vorbeugte und es studierte, zog Dolan eine Visitenkarte hervor und reichte sie ihm. Johanson steckte die Karte in seine Hemdtasche und musterte mich verschmitzt.

»Sie gehört zu uns«, erklärte Dolan.

Ich war selbstverständlich bereit, ihm eine Abschrift meiner Lizenz zu zeigen, doch Dolans Beschützerhaltung gefiel mir, und so fand ich, dass ich es mir sparen konnte. Als der alte Mann erneut Blickkontakt zu mir suchte, schaute ich weg. Ich hielt ihn für einen Ewiggestrigen, einen alten Knacker, der fand, dass Frauen in die Küche gehörten, nicht hinaus in die »reale« Welt, Seite an Seite mit den Männern. Er musste über achtzig sein. Seine Augen waren klein und wässrig blau, sein Gesicht von der Sonne gegerbt, mit tiefen Falten und stachligen Barthaaren, die sich weiß von der ledrigen Haut abhoben. Er richtete den Blick auf Dolans Zigarette. »Damit wäre ich an Ihrer Stelle vorsichtig. Hier oben herrscht Brandgefahr.«

»Ich passe schon auf.«

Johanson nahm einen Schlüsselbund heraus, und wir marschierten alle vier zu dem metallenen Tor mit dem alten Vorhängeschloss hinüber. Sein Gang war schwankend, was eine alte Verletzung vermuten ließ. Vielleicht hatte er in jungen Jahren sein Geld als Rodeoreiter verdient. Er wählte einen Schlüssel aus, drehte ihn im Schloss und zog es von der Spange. Dann stieß er das durchhängende Tor zur Seite, bis es an einem Punkt angelangt war, wo es im Gras stecken blieb. Wir gingen alle vier hindurch, Dolan und Stacey voran, ich direkt hinter ihnen und Johanson als Letzter.

»Es waren zwei Polizisten, die sie gefunden haben, als sie hier auf die Jagd gehen wollten«, sagte er. Offenbar hatte er Staceys Hinweis auf ihre damalige Begegnung entweder überhört oder vergessen.

Dolan brummte eine unverständliche Erwiderung, die den Alten jedoch nicht in seiner Redseligkeit zu bremsen schien. »Wir haben Wildschweine auf dem Grundstück. Der Besitzer lässt ab und zu Jäger rein, um die Herde klein zu halten. Wildschweine sind aggressiv. Ich hab schon erlebt, wie sie kehrtgemacht und direkt auf mich losgegangen sind, bis ich eine blutige Schramme im Bein hatte. Bösartige Biester, das kann ich Ihnen sagen. Penisse wie Rasierklingen, hab ich mir sagen lassen. In der Paarungszeit quiekt das Weibchen derart, dass einem die Haare zu Berge stehen.«

»Übrigens waren Lieutenant Dolan und ich diejenigen, die die Leiche gefunden haben. Wir wollten eigentlich jagen gehen.«

»Sie beide. Tatsächlich? Ja, leck mich doch. Ich hätte schwören können, dass ich Sie von irgendwoher kenne.«

»Wir sind alle ein bisschen älter geworden.«

»Allerdings. Ich bin selbst siebenundachtzig, geboren am ersten Januar neunzehnhundertnullnull. Hab mir vor kurzem die Hüfte gebrochen, als mein Pferd auf mich draufgefallen ist. Es ist nicht besonders gut verheilt. Heutzutage können sie einem ja das alte Gelenk rausnehmen und ein anderes einbauen. Wenn das mit der Hinkerei nicht aufhört, besorge ich mir vielleicht wirklich ein nagelneues. Sagen Sie mal, worum dreht sich das Ganze überhaupt? Ich bin nicht ganz im Bild.«

Stacey antwortete: »Die Sheriffbehörde überarbeitet ein paar alte Akten und nimmt sie erneut unter die Lupe. Wir rollen den Fall in der Hoffnung noch mal auf, ihn jetzt aufklären zu können.«

»Und weshalb kommen Sie hier rauf?«

»Wir wollten den Fundort sehen, damit wir uns ein konkreteres Bild zu den Berichten machen können. Die alten Fotos vom Fundort sagen uns nicht, wie das Gelände angelegt ist, wie die relativen Distanzen sind und dergleichen.« Das war wieder Stacey gewesen. Bislang hatte ich kein Wort gesagt.

Johansons Blick wanderte erneut mit notdürftig verhohlener Neugier zu meinem Gesicht. »Das kann ich verstehen. Ich habe meinen Sohn mit hergebracht, als sie die Leiche aus der Schlucht geholt haben. Er war vierzehn und fand es große Klasse, immer per Anhalter zu fahren, wenn er irgendwohin musste. Ich wollte, dass er sieht, wie er enden kann.«

»Sie haben einen so jungen Sohn?«, sagte ich und bemühte mich, nicht übermäßig erstaunt zu klingen.

Der Alte grinste und gab dabei den Blick auf schwarze und schiefe Zähne frei. »Zwei sogar«, antwortete er. »Ich bin fünfmal verheiratet gewesen, aber ich hatte nie Kinder, bis zur letzten Runde. Der jüngere ist gestern zweiunddreißig geworden. Ich habe ihm Arbeit auf der Ranch besorgt. Der andere ist ein

Nichtsnutz. Aber wahrscheinlich muss ich mir sagen, dass fünfzig Prozent ein Erfolg waren, statt dass fünfzig Prozent misslungen sind.«

Dolan warf seine Zigarette zu Boden und trat die Glut sorgfältig aus. »Glauben Sie, dass sie so umgekommen ist? Dass jemand sie mitgenommen und schließlich erstochen hat?«

»Das wäre meine Vermutung. Man ist ja nie dahinter gekommen, wer sie war. Ein Jammer, wenn Sie mich fragen. Die ganzen Jahre haben ihre Eltern nie erfahren, was mit ihr passiert ist. Wahrscheinlich glauben sie immer noch, sie kommt irgendwann heim, und dabei hat sie hier gelegen, die Kehle von einem Ohr zum anderen durchgeschnitten.«

»Das Mädchen zu identifizieren ist ein Teil dessen, was wir erreichen wollen«, sagte Stacey.

Dolan zündete sich bereits die zweite Zigarette an. »Danke, dass Sie sich für uns Zeit genommen haben, Mr. Johanson. Sie haben sicher zu tun, und wir wollen Sie nicht aufhalten. War nett, dass Sie uns hier empfangen haben.«

»Gern geschehen. Machen Sie sich wegen mir keine Gedanken. Ich tappe einfach mit, bis Sie fertig sind, und schließe dann das Tor wieder ab.«

»Wir brauchen nicht lang. Und wir schließen gern das Tor wieder ab, wenn wir gehen.«

»Das Warten macht mir nichts.«

Stacey und Dolan wechselten einen Blick, doch keiner sagte auch nur noch ein Wort, während sie die restliche Strecke zum Rand des Abhangs zurücklegten.

Johanson trottete hinter uns her. »Damals gab’s hier kein Tor. Ich schätze, der Kerl ist auf und ab gefahren, hat nach ‘ner Stelle Ausschau gehalten, wo er sie abladen kann, und sich dann den Platz hier ausgesucht. Von dem Steinbruch hat er wohl nichts gewusst. Auf der Straße ist zu jeder Tageszeit viel

Verkehr. Leute, die zur Grube unterwegs sind. Bei schlechtem Wetter ist das anders. Da stellen sie den Betrieb ein, wenn es zu mies wird.«

»Es wundert mich, dass sie nicht von einem von Graysons Angestellten gefunden worden ist«, sagte Stacey.

»Weil sie gerochen hat?«

» Genau.«

»Könnte ja trotzdem sein. Viele von den Jungs sind aus Mexiko. Denen war es wichtig, nicht aufzufallen, vor allem, wenn die Polizei ins Spiel kam. Wahrscheinlich haben sie gedacht, es wäre ein Hund, falls sie überhaupt was gerochen haben. Dass es ein ermordetes junges Mädchen war, wäre ihnen garantiert als Letztes eingefallen.«

Dolans Erwiderung war unverbindlich, vielleicht, weil er hoffte, so den Fortgang des Gesprächs abzublocken. Indem er Johanson ignorierte, kletterte er ein paar Schritte den Abhang hinab. Der Boden schien weich zu sein, obwohl seine Oberfläche staubbedeckt war. Dolan fasste ein Stück weiter unten am Abhang mit dem rechten Fuß Tritt, blieb mit den Händen in den Jeanstaschen stehen und studierte das Gebüsch. »Sie hat ungefähr da gelegen. Damals waren die Sträucher hier in der Gegend viel dichter.«

»Die haben wir wegen der Feuerpolizei ausgedünnt«, erklärte Johanson. »Sie kommt meistens zweimal im Jahr. Der Besitzer schneidet die Sträucher erst, wenn man ihm droht. Zu knickrig.«

»Bei der Feuergefahr hier oben darf man das Gestrüpp nicht ignorieren«, sagte Stacey, wie immer ausgesucht höflich.

»Nein, Sir. Genau, was ich auch immer sage. Allerdings stehen jetzt mehr Bäume da. Damals, als das Mädchen hier runtergeschmissen worden ist, gab’s den da und den da noch nicht. Sind beides schwarze

Akazien. Wachsen wie Unkraut. Ich würde sie ja selbst fällen, aber der Besitzer will nichts davon hören. Bloß Eichen fass ich nicht an. Nicht für Geld und gute Worte würde ich eine fällen, es sei denn, sie ist von innen her verfault.«

Dolan und ich ignorierten ihn. Ich sah Dolan zu, wie er den Abhang wieder hinaufstieg, stehen blieb und den Teil des Highway 1 musterte, der von unserem Standort aus sichtbar war. »Ich vermute, dass er rückwärts hier reingefahren ist und dann den Kofferraum aufgemacht hat. Wahrscheinlich hat er die Malerplane dazu benutzt, um die Leiche das kurze Stück von dort nach hier zu ziehen. Die Plane war auf der einen Seite massiv verschmutzt, und man konnte eine Spur durch das Gebüsch sehen, wo die Sträucher von dem Gewicht platt gedrückt worden waren.«

»Früher sind immer Jugendliche zu Petting-Partys hier reingefahren«, sagte Johanson. »Montagfrüh lagen überall Pariser, schlaff wie Schlangenhäute. Deshalb haben wir ja das Tor eingebaut, um Autos fern zu halten.«

Ich sah Stacey an. »War sie in die Plane eingewickelt?«

»Zum Teil. Wir glauben, dass er sie woanders ermordet hat. Im Gras waren zwar Blutflecken, aber nicht einmal annähernd so viel, wie es hätten sein müssen, wenn sie hier verblutet wäre. Wahrscheinlich hat er die Plane genommen, damit es im Kofferraum keine Flecken gibt.«

Dolan sagte: »Wenn wir damals schon diese neuen High-Tech- Geräte gehabt hätten, hätten wir garantiert massenhaft Spuren gefunden. Haare, Fasern, vielleicht sogar Fingerabdrücke. Das war alles andere als ein sauberer Mord. Er hatte einfach nur Glück. Kein Mensch hat den Mord beobachtet, und kein

Mensch hat ihn gesehen, als er sie hier über den Abhang geworfen hat.«

Johanson wurde wieder munter. »Ein Anwohner hier in der Nähe – C. K. Vogel heißt er – ich weiß nicht, ob Sie sich daran erinnern, aber C. K. hat am achtundzwanzigsten Juli morgens einen hellen VW auf der Straße da drüben stehen sehen. Über und über mit Peace-Zeichen und psychedelischem Hippie-Zeugs bemalt. Meinte, der wäre um elf Uhr abends immer noch dagestanden. Mit Vorhängen an den Fenstern. Gedämpftes Licht im Inneren. Am nächsten Morgen war er weg, aber C. K. hat gesagt, der wäre ihm seltsam vorgekommen. Ich glaube, er hat im Sheriffbüro angerufen und es gemeldet, nachdem das Mädchen gefunden worden war.«

Dolans Skepsis war unverkennbar, obwohl er sich um Höflichkeit bemühte – keine leichte Aufgabe für ihn. »Hat vermutlich nichts damit zu tun, aber wir gehen der Sache nach.«

»Hat außerdem gesagt, er hätte ein Cabrio gesehen. Womöglich hat der Killer das gefahren. Rot, soweit ich mich entsinne, mit ‘nem Kennzeichen aus einem anderen Bundesstaat. An Ihrer Stelle würd ich auf jeden Fall mit ihm reden.«

»Danke für die Information«, sagte ich. »Ich werd’s mir notieren.«

Johanson sah mich interessiert an. Auf einmal schien ihm ein Licht aufzugehen: Ich war Polizeisekretärin und begleitete die wackeren Ermittler, um ihnen die Mühsal der ganzen Büroarbeit zu ersparen.

Der Wind drehte sich leicht und blies mir Dolans Rauch ins Gesicht. Ich stellte mich auf die windabgewandte Seite.

»Etwas über Miracle habe ich zu erwähnen vergessen«, sagte Stacey. »Als wir noch mal zur Polizeigarage gegangen sind und Frankies Wagen

durchsucht haben, haben wir Spuren von Erdreich an den Fußmatten gefunden, die mit dem Erdreich von dem Abhang hier identisch sind. Dummerweise sagen die Experten, dass es unmöglich ist, diese Probe von Bodenproben aus anderen Steinbrüchen in Kalifornien zu unterscheiden. An der Westküste finden sich die umfangreichsten Meeresablagerungen weltweit.«

»Den Bericht habe ich gesehen. Jammerschade«, erwiderte ich. »Was hat Frankie gesagt, als Sie ihn verhört haben?«

»Er hat uns eine lange, verworrene Geschichte darüber aufgetischt, wo er angeblich gewesen ist. Hat behauptet, er sei in der Gegend wandern gewesen, aber das konnten wir nicht erhärten.«

Dolan sagte: »Er war total high, als sie ihn aufgegriffen haben. Gras oder Koks. Das steht nicht auf dem Haftblatt. Er soll ein Methedrin-Freak sein, hab ich gehört.«

»Damals war doch jeder unter dreißig total high«, sagte ich.

Mr. Johanson räusperte sich, da er für seinen Geschmack schon zu lang aus der Unterhaltung ausgeblendet geblieben war. »Wo Sie schon mal da sind, möchten Sie vielleicht auch den Rest des Anwesens sehen. Das ist die letzte Ranch dieser Größe. Es dauert nicht mehr lang, dann reißen sie das alte Haus ab. Wahrscheinlich teilen sie es dann in Parzellen auf, so weit das Auge reicht.«

Ich wollte spontan ablehnen, aber Dolan konnte sich offenbar für die Idee erwärmen. »Ich hab's nicht eilig. Mir ist's recht«, sagte er und warf Stacey einen Blick zu. Stacey gab achselzuckend seine Zustimmung und sah mich fragend an.

»Klar«, sagte ich. »Ich habe nichts dagegen. Sind wir hier fertig?«

»Fürs Erste schon. Wir können ja jederzeit wiederkommen.«

Johanson ging auf sein Gefährt zu. »Am besten nehmen wir den Jeep. Die Straße ist von den schweren Regengüssen neulich überall aufgerissen. Bringt doch nichts, unter Ihrem schicken Wagen Staub und Schotter aufzuwirbeln.«

In meinen Ohren klang das abfällig. Ich sah Dolan an und wartete auf eine Reaktion, doch er stimmte der Einschätzung des Alten offenbar zu.

Wir setzten uns in den Jeep, Stacey auf den Beifahrersitz, Dolan und ich auf die Rückbank. Die Sitze waren mit rissigem Leder bezogen, und alle Plastikfenster waren entfernt worden. Johanson ließ den Motor an und löste die Handbremse. Das Fahrzeug besaß keine Stoßdämpfer mehr. Ich fasste nach oben und packte den Überrollbügel, an den ich mich klammerte, als wir ruckartig und stoßweise die von tiefen Furchen durchzogene Schotterstraße hinaufzufahren begannen. Genau wie ich klammerte sich Stacey an den Rahmen des Jeeps, um einen Halt zu haben, zuckte aber immer wieder vor Schmerz zusammen, wenn ihm die Stöße in sein lädiertes Kreuz fuhren.

Das Gras zu beiden Seiten war struppig. Zu unserer Linken erhob sich eine Anhöhe, die nach oben hin flach auslief und eine Tafel bildete, auf der mehrere schwere Maschinen standen. Ein Großteil des restlichen Grundes war gerodet und terrassiert worden, weite Geröllfelder ohne jede Auflockerung durch Grün. »Das ist der Steinbruch«, erklärte Johanson im Brüllton, um das Klappern und Quietschen des fahrenden Jeeps zu übertönen.

Ich beugte mich vor und richtete meine Kommentare an seinen Hinterkopf. »Ehrlich? Das sieht ja aus wie

eine Kiesgrube. Ich hatte mir hohe Kalksteinwände vorgestellt.«

»Andere Art von Steinbruch. Das hier ist Tagebau. Im Grayson- Steinbruch wird Kieselgur abgebaut. Da, ich hab eine Probe. Schauen Sie sich's mal an.« Mit einem Auge auf der Straße bückte er sich, nahm einen Stein vom Fußboden des Jeeps und reichte ihn mir über die Lehne nach hinten. Der Stein war rau, kalkweiß und etwa so groß wie eine Brotscheibe mit unregelmäßigen Rillen in der Rinde. Ich gab ihn Lieutenant Dolan weiter, und er wog ihn wie ich in der Hand, da er verblüffend leicht war.

»Was haben Sie gesagt, ist das?«, fragte ich.

»Kieselgur.«

Ich merkte, wie mir ein unbehaglicher Schauer über den Rücken lief, als er mit seiner Erklärung fortfuhr. »Kieselgur ist eine Ablagerung, die hauptsächlich aus den kieselsäurehaltigen Panzern von Kieselalgen besteht. Das ganze Gebiet hier lag in grauer Vorzeit unter Wasser. Demzufolge, wie man's mir erklärt hat, haben sich die Meerestiere von Kieselalgen ernährt, die es hier in Kolonien gegeben hat. Jetzt wird es pulverisiert und als Schleifmittel oder manchmal auch als Absorptionsstoff benutzt.«

Stacey erhob die Stimme über das Knirschen der Reifen. »Ich hab's früher immer genommen, um Bier zu filtern, wenn ich zu Hause welches gebraut habe.«

Die Straße begann anzusteigen, und der Jeep kämpfte sich bergauf, bis wir schließlich um eine Kurve fuhren und das alte Haus in Sichtweite kam – wuchtig, verfallen, ein viktorianisches Überbleibsel in Bedrängnis. Es war nicht zu übersehen, dass der Bau einst prächtig gewesen war, doch nun schlängelte sich von allen Seiten Unkraut und Buschwerk heran, überwucherte den Garten und begrub den zerbrochenen Holzzaun unter sich. Jahrelange

Vernachlässigung hatte die Nebengebäude baufällig werden lassen, sodass jetzt nur noch die rohen Steinfundamente sowie da und dort Stöße umgestürzter und verfaulender Balken übrig geblieben waren.

Das Haus selbst war ein zweistöckiger weißer Holzbau, flankiert von je einem einstöckigen Anbau auf beiden Seiten. Es gab vier Veranden, die Schatten und geschützte Belüftung boten, sodass Türen und Fenster bei jedem Wetter offen gelassen werden konnten. Eine Veranda zog sich über die Vorderseite des Hauses, über ihr eine zweite. Eine kleine Aussichtsplattform saß auf dem Dach. Die zahlreichen in Paaren angeordneten Fenster waren schmal und dunkel, und viele der Scheiben wiesen jene Art von gezackten Löchern auf, die Steinewerfer verursachen, wenn sie einen Treffer landen.

Johanson gestikulierte zu dem Haus hin, verringerte aber kaum das Tempo. »Steht schon seit Jahren leer. Ich wohne im Gärtnerhäuschen auf der anderen Seite der Scheune«, brüllte er.

Ich wandte unwillkürlich den Blick ab, als wir am Haus vorbeifuhren und auf mehrere Gebäude zuhielten, die an einer schattigen Stelle weiter vorn standen. Scheune, Geräteschuppen, Gewächshaus. Es gab Laubengänge aus Weinstöcken, die so knorrig waren wie Stricke. Verwitterte Holztische standen unter den Spalieren. Ich hatte das Gefühl, als bliese es mir kalt den Nacken hinab.

Johanson hielt vor einem windschiefen Holzhäuschen. Dahinter konnte ich eine grob gezimmerte Scheune sehen, die sich zur einen Seite neigte, und noch weiter hinten folgten endlose Holzzäune mit drei Querlatten.

Ich beugte mich erneut vor und legte Johanson eine Hand auf die Schulter. »Entschuldigen Sie, aber was haben Sie gesagt, wer der Besitzer ist?«

Er stellte den Motor ab, bevor er sich umwandte. »Mrs. Le-Grand. Eigentlich sollte ich Mrs. Kinsey sagen, um ganz genau zu sein. Sie ist Witwe, muss mittlerweile über neunzig sein. War mit Burton Kinsey verheiratet, dem Mann, der den Steinbruch von ihrem Dad gepachtet hat. Er hat sein Vermögen mit der Grube gemacht, obwohl das Ganze von Rechts wegen ihr gehört hat, als der alte Herr gestorben ist…«

Ich hörte bereits nicht mehr zu, und die Stille in meinem Kopf schien so tief zu sein wie eine vorübergehende Taubheit. Er sprach von meiner Großmutter mütterlicherseits, Cornelia Kinsey, geborene Cornelia Straith LeGrand.

4

Am Freitagmorgen wachte ich eine Minute vor sechs Uhr auf und stellte einen Augenblick, bevor der Radiowecker mit Musik losplärren sollte, die Alarmfunktion ab. Ich schaute zu dem Oberlicht über meinem Bett hinauf. Kein Regen. Mist. Ich hatte keine Lust auf Sport, doch ich schloss ein Abkommen mit mir selbst: Ich würde joggen, mir aber das Fitnessstudio sparen. Ich bückte mich, hob den Jogginganzug auf, den ich ordentlich auf den Boden gelegt hatte, und wand mich in Hose und Oberteil. Dann setzte ich mich auf, zog ein paar Frotteesocken an, steckte die Füße in die Sauconys und band mir den Schlüssel an die Schuhbänder, bevor ich mich vom Bett erhob. Wenn ich einfach gleich in Jogginganzug und Frotteesocken schliefe, würde ich eine Menge Zeit sparen. Dann müsste ich nämlich nur noch meine Laufschuhe anziehen, und schon könnte ich aufbrechen. Ich ging ins Badezimmer, benutzte die Toilette, putzte mir die Zähne, spritzte mir Wasser ins Gesicht und kämmte mir mit den nassen Händen die vom Schlaf erzeugten Gipfel und Täler aus den Haaren. Schließlich trottete ich die Wendeltreppe hinab, sicherte das Schnappschloss an der Haustür, zog es zu und ging dann um die Ecke herum zum Tor.

In der Umgebung herrschte Ruhe, und die Luft war feucht. Ich ging einen halben Häuserblock geradeaus und einen nach rechts und überquerte den Cabana Boulevard, wodurch ich auf den Fahrradweg am Strand gelangte. Ich begann zu joggen, obwohl ich mir schwerfällig vorkam und jeden Schritt und jeden Ruck spürte, der mir durch die Knochen fuhr. Laufen ist bei mir fast immer Ehrensache. Ich stehe auf und laufe – außer wenn es regnet, dann vergrabe ich mich wieder

im Bett. Sonst schüttle ich an fünf Morgen die Woche den Schlaf ab und mache mich auf die Socken, bevor mir die Lust vergeht, da ich weiß, dass das, was ich zu Beginn eines Dauerlaufs spüre, verschwunden sein wird, wenn ich an seinem Ende angelangt bin. Auf das Fitnessstudio kann ich verzichten, obwohl ich in den vergangenen Monaten brav Krafttraining gemacht habe.

Der Sonnenaufgang hatte sich bereits mit einem überwältigenden Lichterspiel gezeigt und den Himmel in weitem und makellosem Blau hinterlassen. Die Brandung sah abschreckend aus, kalt und voller aufgewühltem, nassem Sand, was nur bei den Seelöwen Beifall fand, die vor der Küste herumlungerten und ihre Begeisterung kundtaten. Ich joggte zweieinhalb Kilometer bis zum Cabana Recreation Center, kehrte dort um und lief die zweieinhalb Kilometer zurück, an deren Ende ich zu raschem Gehen verlangsamte und mich wieder auf den Heimweg machte.

Ich hatte mich dagegen gewehrt, über die Ereignisse des Vortags nachzugrübeln, doch jetzt merkte ich, wie meine Gedanken abschweiften. Dolan und Stacey hatten beide bei dem Namen »Kinsey« aufgehorcht, sowie Johanson ihn erwähnt hatte, aber mein Gesichtsausdruck musste sie veranlasst haben, ihre Beobachtungen für sich zu behalten. Ich hatte wenig oder gar nichts gesagt, als der Vormann der Ranch uns die Scheune zeigte, die alten Obstgärten und das Gewächshaus, das fast ganz brachlag. Die meisten Glasscheiben waren noch intakt. Die Luft war feucht und roch nach Mulch, Torfmoos, Kompost und Lehm. In dieser beschützten Umgebung waren fremdländische Weinstöcke und opportunistische Schößlinge gediehen und hatten einen hoch aufragenden Dschungel gebildet, der auf allen Seiten

gegen das Glas drückte und es zu durchbrechen drohte. Sobald wir diesen Raum betreten hatten, wusste ich, dass ich schon einmal da gewesen war. Die Cousinen, die ich bei Ermittlungen in einem früheren Fall kennen gelernt hatte, hatten geschworen, dass ich mit vier Jahren in Grands Haus gewesen war. Ich konnte mich nur äußerst vage daran erinnern, aber ich wusste, dass meine Eltern auch dabei gewesen sein mussten. Die drei – mein Vater, meine Mutter und ihre Schwester Virginia – waren aus der Familie ausgestoßen worden, nachdem meine Eltern durchgebrannt waren und geheiratet hatten. Mein Vater war ein fünfunddreißigjähriger Briefträger gewesen, meine Mutter, Rita Cynthia Kinsey, eine achtzehnjährige Debütantin, deren Mutter der Überzeugung war, dass sie für jemand Besseren bestimmt war als Randy Millhone. Stattdessen lief meine Mutter mit ihm davon und drehte dem gesamten Kinsey-Clan eine lange Nase. Virginia stellte sich auf die Seite des jungen Paares. Danach wurden sie alle drei ins Ewige Eis der Familie Kinsey verbannt.

Obwohl sie verstoßen waren, machten meine Eltern offenbar geheime Besuche auf der Ranch, wenn meine Großeltern verreist waren. Angeblich hatten zahlreiche Begegnungen mit den jüngeren Schwestern stattgefunden, aber ich wusste nur von zwei Gelegenheiten. Bei der ersten war ich von der Veranda gefallen und hatte mir das Knie aufgeschlagen. Ich konnte mich noch an den Anblick der Schramme mit ihren verschiedenfarbigen Streifen aus Schmutz und nach Eisen riechendem Blut erinnern. Außerdem erinnerte ich mich an den brennenden Schmerz, als meine Mutter mir die aufgeschürfte Stelle mit einem Wattebausch abtupfte, der auf meiner Haut zu zischen schien. Sie und ich wechselten uns darin ab, auf die Wunde zu blasen, und schnaubten und pusteten um

die Wette, um die medizinische Tinktur zu trocknen und ihr Brennen zu lindern. Auf der einzigen anderen Fahrt nach Lompoc, an die ich mich erinnern konnte, kamen meine Eltern ums Leben, bevor wir dort eintrafen. Meine Großmutter wusste seit dem Tag meiner Geburt von meiner Existenz. Es tat mir immer noch weh, dass sie sich nie die Mühe gemacht hatte, Kontakt aufzunehmen.

Während wir mit Arne Johanson über das Anwesen spazierten, graute mir vor dem Gedanken, das Haus zu betreten, und ich hoffte, es vermeiden zu können, als ich merkte, dass Stacey auf einmal schwer atmete und sämtliche Farbe aus seinem Gesicht gewichen war. Ich legte ihm eine Hand auf den Arm und rief: »Con?«

Dolan wandte sich um und sah her. Stacey schüttelte den Kopf und machte eine dieser Gesten, die bedeuten sollten, dass wir uns keine Sorgen um ihn zu machen brauchten. Johanson war weitermarschiert und plapperte immer noch über die Ranch, als Dolan ihn einholte. »Mr. Johanson? Tut mir Leid, wenn ich Sie unterbreche, aber ich habe einen Termin in der Stadt, und wir müssen zurück.«

»Es dauert nicht lang. Sie wollen sich doch das Haus nicht entgehen lassen.«

»Vielleicht ein andermal. Wir verschieben es.«

»Tja. Das war's dann wohl. Wie Sie wollen.«

Binnen Minuten hatte er uns an Dolans Wagen abgeliefert, und wir waren wieder auf dem Highway. Die Rückfahrt verlief in gedämpfter Stimmung. Stacey saß zusammengesunken auf der Rückbank, die rote Strickmütze heruntergezogen, um seine Augen zu beschirmen.

»Alles in Ordnung, Stace?«, fragte ich.

»Das Gehen hat mich geschafft. Wieder mein verfluchtes Kreuz. Es wird gleich besser.« Ohne die Lebhaftigkeit wirkte sein Gesicht alt.

Dolan verstellte den Rückspiegel und achtete mit einem Auge auf Stacey und mit dem anderen auf die Straße. »Ich hab doch gesagt, du sollst nicht mitkommen.«

»Hast du nicht. Du hast gesagt, die frische Luft würde mir gut tun. Du hast gesagt, ich soll alles mitnehmen, solange ich noch kann.«

»Ist Ihnen warm genug?«, erkundigte ich mich.

»Nur keine Sorge.«

Ich wandte mich Lieutenant Dolan zu. »Und was nun?«

Stacey antwortete, bevor Dolan dazu kam. »Wir treffen uns morgen früh bei mir. Ist zehn Uhr okay?«

»Passt mir prima«, antwortete ich.

Dolan sagte: »Klingt gut.«

Zuerst setzten wir Stacey ab. Er wohnte in der Nähe des Stadtzentrums von Santa Teresa, fünf Blocks von meinem Büro entfernt in einem kleinen, gemieteten pinkfarbenen Steinhaus, das über einer pinkfarbenen Betonmauer thronte. Dolan ließ mich im Wagen warten, während er Staceys Pistole aus dem Kofferraum holte und ihm die sechs Stufen zu dem Fußweg folgte, der das Grundstück umgab. Stacey musste sich mit aller Kraft an das Geländer klammern, um hinaufzukommen. Die beiden gingen nach hinten weiter und verschwanden aus meinem Blickfeld. Dolan blieb zehn Minuten weg, und als er zurückkam, wirkte er abwesend. Keiner von uns sagte während der Fahrt zu meiner Wohnung ein Wort. Den Rest des Donnerstagnachmittags verbrachte ich mit persönlichen Erledigungen.

Als ich mit Joggen fertig war, schlenderte ich zu meiner Wohnung zurück. An der Tür angelangt, nahm

ich die Morgenzeitung und schloss auf. Ich warf den *Dispatch* auf den Küchentresen und setzte eine Kanne Kaffee auf. Sowie der Kaffee durch den Filter zu tröpfeln begann, stieg ich die Wendeltreppe hinauf, um mich zu duschen und anzuziehen.

Ich hatte meine Schüssel Cheerios am Tresen sitzend zur Hälfte aufgegessen, als das Telefon klingelte. Ich hasse Unterbrechungen beim Frühstück und war versucht, zu warten und den Anrufbeantworter übernehmen zu lassen. Stattdessen beugte ich mich hinüber und nahm den Hörer von dem an der Wand montierten Apparat. »Hallo?«

»Hallo Kinsey. Hier ist Tasha aus Lompoc. Wie geht's?«

Ich schloss unwillkürlich die Augen. Es war eine meiner Cousinen, Tasha Howard, das einzige Familienmitglied, mit dem ich je ausführlicher zu tun hatte. Sie ist Nachlassanwältin und hat eine Kanzlei in Lompoc und eine in San Francisco.

Ein paar Jahre zuvor hatte ich ihre Schwester Liza kennen gelernt und bei unserem einzigen Gespräch bislang unausgelotete Tiefen der Verdrossenheit in meinem sonst ausgeglichenen Naturell entdeckt. Meine Reaktion war vermutlich nur eine Nebenwirkung davon, dass Liza mir Dinge erzählte, die ich nicht hören wollte. So berichtete sie mir zum Beispiel völlig unbeschwert, dass meine Mutter bei ihren Nichten und Neffen als Idol galt. Obwohl dies als Schmeichelei gemeint war, hatte ich das Gefühl, es entmenschliche die Frau, die ich nie richtig gekannt hatte. Mich ärgerten ihre älteren Ansprüche, genau wie die Tatsache, dass mein Kosename für unsere Tante Virginia, nämlich »Tante Gin«, ein Name war, der unter denselben Familienmitgliedern bereits weit verbreitet war. Genauso wie der Hang zu Erdnussbutter-Essiggurken-Sandwiches, den ich für

ein geheimes Band zwischen meiner Mutter und mir gehalten hatte. Sicher, meine Reaktion war alles andere als rational, aber ich fühlte mich von den lockeren Geschichten, die Liza erzählte, einfach herabgesetzt.

Tasha war in Ordnung. Sie hatte mir einmal aus der Patsche geholfen und mich bei anderer Gelegenheit für einen Fall engagiert. Der war zwar nicht gut ausgegangen, aber das war nicht ihre Schuld.

Verzögert antwortete ich: »Gut. Und dir?« Wir führen immer Gespräche, die sich anhören, als würden sie durch transatlantische Störungen unterbrochen.

»Alles bestens, danke. Hör mal, voraussichtlich kommen meine Mutter und ich zum Einkaufen in deine Gegend, und wir wollten dich fragen, ob du Zeit hättest. Wir könnten zusammen Mittag essen, wenn du Lust hast, oder uns vielleicht später am Nachmittag auf einen Drink treffen.«

»Heute? Ah. Nett, dass du fragst, aber ich habe gerade mit der Arbeit an einem neuen Fall begonnen und bin den ganzen Tag beschäftigt. Vielleicht ein andermal.« Ich hoffte, ich klang nicht so unehrlich, wie ich mir vorkam.

»Muss ja ziemlich viel los sein zurzeit.«

»Entweder zu viel oder zu wenig«, erwiderte ich. »So läuft der Hase eben.« Ich versuchte wirklich mein Bestes, mich ihr gegenüber nicht gereizt zu zeigen. Selbst bei den kürzesten Gesprächen schafften wir es meistens, uns über verwandschaftliche Verhältnisse in die Haare zu geraten. Sie wünscht sich eine engere Bindung, ich dagegen überhaupt keine.

»Ich nehme an, du hättest in jedem Fall abgelehnt.«

»Aber nein.« Ich ließ das Schweigen im Raum stehen.

Wir atmeten uns gegenseitig in die Ohren, bis sie sagte: »Also. Meine Mutter ist am Dienstag wieder

unten. Sie möchte dich wirklich gern sprechen. Hast du noch das Büro an der Capillo?«

»Nein. Ich habe einen Bungalow an der Caballeria gemietet. Ich bin erst vor zwei Monaten eingezogen.«

»Ich sag's ihr.«

»Gut. Das ist schön. Kein Problem.«

»Nimm's mir nicht übel, aber ich hoffe, du bist höflich zu ihr.«

»Mann, Tasha, ich werde schon versuchen, mich zu benehmen. Aber es wird mir natürlich schwer fallen.«

Ich hörte das Schmunzeln in ihrer Stimme. »Halt mir wenigstens meine Hartnäckigkeit zugute.«

»Okay. Hab's registriert. Du kriegst Pluspunkte dafür.«

»Du brauchst nicht so sarkastisch zu sein.«

»Das ist nur mein trockener Humor.«

»Warum musst du ein solches Ekel sein? Könntest du nicht versuchen, mir auf halbem Weg entgegenzukommen?«

»Ich weiß nicht, warum du mich unbedingt verfolgen musst.«

»Aus demselben Grund, aus dem du mich unbedingt zurückstoßen musst. Eigensinn liegt in der Familie.«

»Da hast du allerdings Recht. Es ärgert mich immer noch tierisch, dass Grand sich einbildet, sie hätte meine Eltern wie Dreck behandeln und dann Jahre später angetanzt kommen können, als hätte sich alles in Luft aufgelöst.«

»Was hat denn das mit uns zu tun? Pam, Liza und ich haben weder deinen Eltern noch Tante Gin irgendwas angetan. Warum werden wir für Grand verantwortlich gemacht? Ja, sie hat sich übel verhalten. Ja, sie ist ein Giftzahn, aber was soll's? Vielleicht haben es ihr deine Mutter und Tante Gin mit gleicher Münze heimgezahlt. Als deine Eltern umgekommen sind, waren wir noch Kinder. Wir

wussten nicht, was los war, und du auch nicht. Es kommt mir lächerlich vor, diesen Groll aufrechtzuerhalten. Zu welchem Zweck denn? Wir sind Verwandte. Du gehörst zu uns, ob es dir passt oder nicht.«

»Bis jetzt bin ich sehr gut ohne Verwandte zurechtgekommen. Warum kannst du das Thema nicht sein lassen und einfach weiterleben?«

»Warum kannst *du* es nicht?« Sie hielt inne und musste wohl um Beherrschung ringen. »Tut mir Leid. Versuchen wir's noch mal. Ich verstehe nicht, warum wir jedes Mal, wenn ich anrufe, zu *streiten* anfangen müssen.«

»Wir fangen nicht *jedes* Mal zu streiten an.«

»Doch.«

»Nein!«

»Nenn mir ein Gespräch, bei dem wir uns nicht gestritten haben.«

»Ich kann dir drei nennen. Du hast mir einen Auftrag gegeben. An diesem Tag haben wir zusammen zu Mittag gegessen und sind bestens ausgekommen. Seitdem haben wir zwei- oder dreimal telefoniert, ohne uns anzugiften.«

»Stimmt«, sagte sie zögerlich, »aber mir ist ständig dieser Groll bewusst, der direkt unter der Oberfläche brodelt.«

»Na und? Pass auf, Tasha, vielleicht finden wir ja mit der Zeit eine Möglichkeit, unsere Differenzen beizulegen. Bis dahin bringt es uns aber nicht weiter, wenn wir uns darüber streiten, ob wir uns streiten oder nicht. Ich behaupte nicht, dass ich rational wäre. Ich hab eben 'ne Meise. Warum lässt du es nicht dabei bewenden?«

»Okay. Genug geredet. Wir wollten dir nur sagen, dass wir immer noch Interesse haben. Wir hatten

gehofft, dein gestriger Besuch auf der Ranch würde einen Ansatzpunkt bedeuten.«

»Ach, das. Woher weißt du davon?«

»Arne Johanson hat Pam angerufen. Er meinte, er hätte eine Frau gesehen, die deiner Mutter dermaßen ähnlich sah, dass er eine Gänsehaut bekommen hat. Es hat mich erstaunt, dass du überhaupt einen Fuß auf die Familienranch setzt.«

»Das hätte ich auch nicht, wenn ich es gewusst hätte.«

»Oh, das kann ich mir denken.«

»Abgesehen davon ist mir durchaus klar, was es dich kostet, den Kontakt aufrechtzuerhalten. Ich will eigentlich gar nicht so feindselig sein.«

»Du brauchst dich nicht zu entschuldigen.«

»Ähm, Tasha? Das war keine Entschuldigung.«

»Vergiss es. Schon kapiert. Mein Fehler«, sagte sie. »Aber ich bin eben Anwältin. Ich habe tagaus, tagein mit Feindseligkeit zu tun.«

»Ich dachte, du machst Nachlassverwaltung. Wie kann irgendjemand bei etwas feindselig werden, was derart langweilig klingt?«

»Hast du eine Ahnung. Immer wenn es um Geld geht, muss man damit rechnen, dass die Leute bösartig werden. Niemand will übers Sterben reden, und niemand will die Kontrolle über das Familienvermögen aufgeben. Und bei den Begünstigten schwingen meistens die Ansprüche mit«, erklärte sie und zögerte dann. »Zu einem ganz ähnlichen Thema – du hast wahrscheinlich gehört, dass man davon spricht, die Manse abzureißen.«

»Die ›Manse‹? Nennt man das Haus so? Ich dachte, das hätte was mit Presbyterianern zu tun.«

»Hat es auch. Unser Ur-Ur-Großvater Straith war Presbyterianer-Prediger. Damals hatte die Kirche nicht das Geld, ein Pfarrhaus zu bauen, also hat er es selbst

finanziert. Ich glaube, er hatte vor, es nach seinem Tod der Kirche zu vermachen, doch die kühleren Köpfe haben gesiegt. Auf jeden Fall ist das Haus völlig heruntergekommen. In diesem Zustand kommt es billiger, es abzureißen.«

»Ich nehme an, Grand hat keine Lust, das Geld auszuspucken, um es wieder so herzurichten, wie es früher war.«

»Genau. Sie hat versucht, die Unterstützung verschiedener Gruppen zu bekommen, die sich für die Erhaltung historischer Gebäude einsetzen, aber niemand zeigt Interesse. Das Grundstück ist total abgelegen, und das Haus selbst ist nicht stilecht. Es ist nicht einmal ein gutes Beispiel für seine Art.«

»Warum lässt man nicht einfach alles, wie es ist? Das Land gehört doch ihr, oder?«

»Noch gehört es ihr, aber sie ist neunzig Jahre alt und weiß, dass keiner ihrer Erben das Geld oder den Elan aufbringt, die Arbeit auf sich zu nehmen. Außerdem hat sie noch ein Haus in der Stadt. Sie braucht ja wohl keine zwei.«

»Das stimmt. Jetzt fällt es mir wieder ein. Liza hat mir erzählt, dass der größte Teil der Familie nur ein paar Blocks von ihr entfernt wohnt.«

»Wir sind ein kuscheliger Haufen«, sagte sie trocken. »Inzwischen schnüffeln alle möglichen Interessenten dort herum. In erster Linie lokale Weinbauern, die ein Auge auf die Hänge geworfen haben. Es hat sich herausgestellt, dass der Boden ideal ist. Außerdem gibt es dort jede Menge Küstennebel, was eine längere Vegetationsperiode bedeutet.«

»Wie viel Grund hat sie denn?«

»Gut 9300 Hektar.«

Es herrschte Schweigen, während ich zu verarbeiten suchte, was sie gerade gesagt hatte. »Das soll wohl ein Witz sein.«

»Nein, ganz im Ernst.«

»Davon hatte ich keine Ahnung.«

»Momentan spielt das sowieso keine Rolle, weil sie es niemals verkaufen wird. Unser Urgroßvater hat ihr das Versprechen abgenommen, dass sie es so lässt, wie es ist. Die Angelegenheit wird erst heikel, wenn sie nicht mehr ist.«

»Hat sie denn den Nachlass nicht in einer Art Treuhandvermögen angelegt?«

»Nein. Die meisten der alten Treuhandvermögen sind in den Dreißiger Jahren eingerichtet worden – von Leuten an der Ostküste, die schon seit Generationen Reichtum in der Familie hatten. Bei uns hier gab's nur Rancher, bodenständige Leute, die eher dazu neigten, Kommanditgesellschaften in der Familie zu gründen. Auf jeden Fall wird nichts passieren, solange sie lebt«, schloss sie. »Und falls du dir das mit dem Drink anders überlegst, sag mir einfach Bescheid. Hast du meine Nummer noch?«

»Ich schreibe sie mir lieber noch mal auf.«

Als ich aufgelegt hatte, musste ich mich setzen und mir aufs Brustbein klopfen. Gegen Ende hatte ich doch tatsächlich ein paar warme Gefühle für sie entwickelt. Wenn ich nicht aufpasste, würde ich die Frau am Ende noch *gern* haben, und wo stünde ich dann?

Auf dem Weg zu Stacey fuhr ich kurz beim Büro vorbei, um mich zu vergewissern, dass alles in Ordnung war. Ich machte kurz ein Fenster auf, um ein bisschen frische Luft hereinzulassen, und sah nach, ob auf dem Anrufbeantworter neue Nachrichten waren. Nachdem ich ein paar Routinearbeiten erledigt hatte, schloss ich wieder hinter mir ab. Ich ließ den Wagen stehen und ging die fünf Blocks zu Staceys Haus zu Fuß, wo ich noch vor Con Dolan eintraf. Stacey hatte

die Haustür unversperrt und das Fliegengitter offen gelassen. Ich klopfte an den Türrahmen. »Hey, Stacey? Ich bin's. Darf ich reinkommen?«

Er antwortete mit einem dumpfen »Fühlen Sie sich ganz wie zu Hause.«

Ich trat ein und schloss die Fliegentür hinter mir. Die Böden waren nackt, und an den Fenstern hingen weder Vorhänge noch Gardinen, daher schien bereits meine bloße Anwesenheit ein Echo zu erzeugen. Ich roch, dass gerade Kaffee gekocht wurde, doch ansonsten wirkte das Haus unbewohnt. Der Raum war kahl, als zöge gerade jemand ein oder aus und wäre nicht ganz fertig geworden. Die Wohnfläche des Hauses konnte kaum mehr als fünfundsiebzig Quadratmeter betragen, und das meiste davon war von meinem Standort aus zu überblicken. Das Innere war unterteilt in Wohnzimmer, Küche, Schlafzimmer und Bad, obwohl die Tür zu Letzterem geschlossen war. Der Fußboden bestand aus Linoleum und hatte ein Muster aus miteinander verbundenen Quadraten und Rechtecken in Blau auf Grau mit einem schmalen mauvefarbenen Streifen in den Zwischenräumen. Die Balken hatten dunkle Flecken, und die Tapete an den Wänden war vergilbt. An manchen Stellen konnte ich Risse sehen, die den Blick auf drei Generationen von Wandverkleidung freigaben: eine Blümchentapete, darüber eine Lage Nadelstreifentapete, die wiederum von üppigen Bouquets verblichener Zentifolien überdeckt wurde.

Unter den Fenstern zu meiner Rechten lag eine ordentlich als Bett hergerichtete Matratze. Ein Fernseher stand daneben auf dem Fußboden. Zu meiner Linken sah ich einen Schreibtisch aus Eichenholz und einen Drehstuhl. Viel mehr gab es nicht. Sechs identische Pappkartons waren an der Wand gegenüber aufgestapelt. Jeder von ihnen war

mit Klebeband verschlossen und trug ein handgeschriebenes Etikett, das den Inhalt auflistete. Eine Tür des Wandschranks stand offen, und ich sah, dass er bis auf zwei Kleiderbügel leer war.

Auf Zehenspitzen schlich ich zur Küchentür und spähte hinein. Um einen kleinen Holztisch gruppierten sich vier nicht zusammenpassende Stühle. Ein Pyrex-Kaffeebereiter stand auf dem Herd, unter ihm eine kleine Gasflamme. Das durchsichtige Glas zeigte ein Gebräu, das so dunkel war wie Bitterschokolade. Die Türen zu sämtlichen Küchenschränken standen offen, und viele Regalbretter waren leer. Stacey war offensichtlich gerade dabei, Gläser und Geschirr in Kisten zu packen. Ein dicker Packen Seidenpapier lag auf der Arbeitsfläche, breite Bogen, die bestimmt neunzig auf eins zwanzig maßen. Es war nicht zu übersehen, dass er seinen Haushalt auflöste und seine Besitztümer zusammenpackte, um sie an einen unbekannten Ort zu expedieren.

»Wenn Sie irgendwas sehen, was Ihnen gefällt, nehmen Sie's mit. Ich kann das Zeug nicht brauchen«, sagte Stacey auf einmal hinter mir.

Ich wandte mich um. »Was macht Ihr Kreuz?«

Er verzog das Gesicht. »So lala. Ich habe ein paar Tylenol genommen, die helfen.«

»Sie waren ganz schön fleißig. Ziehen Sie um?«

»Nicht direkt. Sagen wir mal, ich gehe vielleicht weg, und darauf will ich vorbereitet sein.« Heute hatte er eine dunkelblaue Strickmütze auf. Mit seinen gebleichten Brauen und dem langen, verwitterten Gesicht sah er aus wie ein Farmer, der auf einem brachliegenden Feld steht. Er trug eine weiche Stonewashed-Jeans, ein hellblaues Sweatshirt und braune Lammfellstiefel.

»Gehört Ihnen das Haus?«

»Gemietet. Ich wohne schon seit Jahren hier.«

»Sie haben alles geordnet.«

»Langsam wird's. Ich will kein Chaos hinterlassen, das hinterher jemand anders aufräumen muss. Con kümmert sich dann drum.« Der unausgesprochene Zusatz *wenn ich tot bin* stand zwischen uns im Raum.

»Con hat mir erzählt, Sie wollen neue Medikamente ausprobieren.«

Stacey zuckte mit den Schultern. »Klinische Versuche. Ein experimenteller Cocktail, der für Leute gedacht ist, die nichts mehr zu verlieren haben. Die Prozentzahlen sind nicht gut, aber ich hab mir gedacht, Mann, was soll's, womöglich hilft's ja irgendjemand anders. Manche überleben. Das ist eben Statistik. Ich finde es nur einfach dämlich, mir einzubilden, dass ich dazugehören würde.«

Con Dolan klopfte an der Haustür, trat unaufgefordert ein und stand eine Sekunde später in der Küchentür. Er hielt eine große, braune Einkaufstüte in der einen Hand und eine kleinere weiße Tüte in der anderen. »Na, was treibt ihr beiden?«

Stacey schob die Hände in die Hosentaschen und zuckte lässig mit den Schultern. »Wir überlegen gerade, ob wir zusammen durchbrennen sollen. Sie ist für San Francisco, damit wir über die Golden Gate Bridge fahren können. Ich hätte mehr Lust auf Vegas und barbusige Tänzerinnen. Wir wollten gerade eine Münze werfen, als du reingekommen bist.« Stacey wandte sich zum Herd und fragte mich über die Schulter: »Möchten Sie Kaffee? Milch hab ich keine.«

»Schwarz ist mir recht.«

»Con?«

Dolan hielt die weiße Tüte, die voller Fettflecken war, in die Höhe. »Doughnuts.«

»Feine Sache«, sagte Stacey. »Wir setzen uns ins Wohnzimmer und bereden alles.«

Con ging mit seinen zwei Tüten ins Wohnzimmer, während Stacey irgendwo einen Turm ineinander steckender Styroporbecher ausgrub und in drei davon Kaffee goss. Er trat noch einmal an die Arbeitsfläche und nahm den Stapel Seidenpapier und einen dicken Filzstift. »Schnappen Sie sich bitte die Papierhandtücher. Mir sind die Servietten ausgegangen, und die einzige Sorte, die ich gesehen habe, waren diese Sparpackungen. Vierhundert Stück auf einmal. Es ist ein Witz. Und wenn Sie schon dabei sind, können Sie auch noch das Paketband mitnehmen.«

Ich nahm die Rolle Klebeband und meine Kaffeetasse, während Dolan noch mal zurückkam und zwei Küchenstühle holte. Dann tauchte er ein weiteres Mal auf und schnappte sich die restlichen zwei Becher mit Kaffee, um sie auf den Wohnzimmertisch zu stellen. Er fasste in die größere der beiden Tüten und zog drei große schwarze Aktenordner mit Dreifachlochung heraus. »Ich bin in den Copy-Shop gegangen und habe für jeden von uns eine gemacht. Mordakten«, erklärte er und verteilte sie. Ich musste an meine Anfänge in der Grundschule zurückdenken. Das Einzige, was mir daran gefallen hat, war Schreibwaren kaufen: Hefter, liniertes Papier, die Füller- und Bleistift-Sets.

Stacey klebte zwei Bogen sauberes Seidenpapier an die Wand, faltete eine Landkarte von Kalifornien auseinander und befestigte sie daneben. Er hatte etwas von einem geborenen Lehrer. Dolan und ich nahmen uns jeder einen Doughnut und zogen unsere Stühle heran. Stacey sagte: »Ich ergreife mal die Initiative, falls niemand was dagegen hat.«

Con erwiderte: »Spar dir die Bescheidenheit und schieß los.«

»Okay. Skizzieren wir erst mal, was wir wissen. Dann sehen wir, wo die Lücken sind. Wahrscheinlich glaubt ihr jetzt, wir haben mehr Lücken als Fakten dazwischen, aber schauen wir uns einfach mal an, was da ist.« Er zog die Kappe von dem schwarzen Filzstift und schrieb das Wort »Opfer« oben auf das eine und das Wort »Mörder« oben auf das andere Blatt. »Wir fangen mit der Unbekannten an.«

Ich holte ein frisches Päckchen Karteikarten aus meiner Umhängetasche, riss das Zellophan auf und begann mir Notizen zu machen.

5

Er schrieb rasch und mit sauberen Druckbuchstaben und fasste die Informationen aus der Akte zusammen, während wir den Fall durchsprachen. »Was kommt als Erstes?« Er hob den Filzstift und sah uns an. Wie jeder gute Lehrer wollte er dafür sorgen, dass wir die meisten Antworten selbst lieferten.

Dolan sagte: »Sie ist weiß. Alter zwischen zwölf und achtzehn.«

»Gut. Das bedeutet also ein Geburtsdatum irgendwann zwischen 1951 und 1957.« Stacey notierte Entsprechendes oben auf dem Papierbogen.

»Was ist mit dem geschätzten Todeszeitpunkt?«, fragte ich.

Ich dachte, Dolan würde den Autopsiebericht zu Rate ziehen, doch offenbar wusste er es auswendig. »Dr. Weisenburgh sagt, die Leiche hat ein bis fünf Tage dort gelegen; also ist es irgendwann zwischen dem neunundzwanzigsten Juli und dem zweiten August passiert. Er ist zwar mittlerweile im Ruhestand, aber ich habe ihn gebeten, sich noch mal in den Fall zu vertiefen, und er konnte sich an das Mädchen erinnern.«

»Na schön.« Stacey schrieb das Todesdatum unter das Geburtsdatum der Unbekannten. Alles weitere notierte er, indem er sich selbst diktierte. Rasch hakte er die Grundlagen ab: Größe, Gewicht, Augen- und Haarfarbe.

Dolan sagte: »Im Bericht steht blond, obwohl das wahrscheinlich gefärbt war. Man konnte dunkle Ansätze erkennen.«

»Sie hatte vorstehende Zähne und viele Füllungen, aber keine kieferorthopädischen Korrekturen«, ergänzte ich.

Staceys Mundwinkel verzogen sich. »Vielleicht sollten wir hier unterbrechen und uns darüber unterhalten.«

Dolan schüttelte den Kopf. »In meiner Kindheit war noch nicht viel mit Zahnspangen. Meine Familie war groß – dreizehn Kinder –, und wir hatten alle schiefe Zähne. Schau mal. Die unteren sind krumm, aber die oberen sind gut.« Er wandte sich an mich. »Hatten Sie als Kind eine Spange?«

»Nö.«

»Ich auch nicht«, sagte Stacey. »So. Freut mich, dass wir das geklärt haben. Und was sagen uns jetzt die vorstehenden Zähne?«

»Tja, ich würde sagen, die meisten Kinder mit einem massiven Überbiss sind spätestens mit zehn beim Kieferorthopäden gewesen«, meinte Dolan. »Meine Nichte hat drei Kinder, daher weiß ich, dass sie früh anfangen – manchmal nehmen sie die Arbeiten in zwei oder drei Etappen vor. Wenn das Mädchen eine Spange hätte kriegen sollen, hätte sie sie längst haben sollen, als sie umgekommen ist.«

»Vielleicht reichte das Geld nicht«, mutmaßte ich.

»Könnte sein. Noch was?«

»Bei so vielen Löchern kann man auch auf eine miese Ernährung schließen. Bonbons. Limo. Junkfood«, erläuterte Dolan mit einem Seitenblick auf mich. Dann sagte er zu Stacey: »Ich will ja nicht snobistisch klingen, aber Jugendliche aus durchschnittlichen Mittel- bis Oberschichtsfamilien haben normalerweise keine so schlechten Zähne.«

»Denken Sie bloß mal an die Zahnschmerzen«, warf ich ein.

Stacey sagte: »Sie hat sie aber richten lassen. Der Zahnexperte von der Gerichtsmedizin glaubt sogar, dass alle Füllungen etwa zur gleichen Zeit gemacht worden sind, vermutlich ein oder zwei Jahre vor ihrem Tod.«

»Das muss eine Stange Geld gekostet haben«, sagte ich.

»Denkt bloß mal an die ganzen Novocain-Spritzen«, sagte Dolan. »Da muss man stundenlang still sitzen, während einem der Bohrer durch den Kopf kreischt.«

»Hören Sie bloß auf. Ich krieg jetzt schon feuchte Hände. Ich habe nämlich Angst vorm *Zahnarzt,* falls Sie's noch nicht wissen. Schauen Sie«, sagte ich und zeigte ihm meine Handflächen.

Stacey runzelte die Stirn. »Hat man je ein Diagramm von ihren Amalgamfüllungen kursieren lassen?«

»Nicht dass ich wüsste«, antwortete Dolan. »Ich habe eine Kopie hier drin. Könnte sich als praktisch erweisen, wenn wir glauben, die passende Person dazu gefunden zu haben. Wir haben die Maxilla und die Mandibula.«

Ich sah zu ihm hinüber. »Ihren Ober- und Unterkiefer? Nach achtzehn Jahren?«

»Wir haben auch alle zehn Finger.«

Stacey notierte es auf dem Blatt. »Mal sehen, ob wir die vom Leichenbeschaueramt dazu bringen, noch mal Fingerabdrücke zu nehmen. Vielleicht landen wir über NCIC einen Treffer.«

»Ich glaube nicht, dass sie darin auftaucht, wenn man bedenkt, wie jung sie gestorben ist«, wandte Dolan ein.

»Es sei denn, sie wurde mal wegen Ladendiebstahl oder Prostitution festgenommen«, sagte ich, optimistisch wie immer.

»Das Problem ist nur, wenn sie als Jugendliche festgenommen wurde, sind ihre Akten unter Verschluss oder man hat sie mittlerweile sowieso vernichtet«, erwiderte er.

Ich hob die Hand. »Sie haben doch überlegt, warum sie nie identifiziert worden ist. Nehmen wir mal an, sie war aus einem anderen Bundesstaat, irgendwo im

Osten. Ich habe den Eindruck, die Geschichte ist nicht bundesweit durch die Medien gegangen.«

»Die Geschichte war ihnen wahrscheinlich nicht mal eine Erwähnung über den Landkreis hinaus wert«, sagte Dolan.

»Gehen wir mal zu ihrer Kleidung über. Irgendwelche Ideen?«, fragte Stacey.

Ich sagte: »Ich fand es interessant, dass ihre Hose selbst genäht war. Wenn man das mit der schlechten Zahnpflege verbindet, klingt es nach Unterschicht.«

»Nicht unbedingt«, entgegnete Stacey. »Wenn ihre Mom ihr die Sachen genäht hat, lässt das auf ein gewisses Niveau an Zuwendung und Interesse schließen.«

»Ja, gut. Das schon. Die geblümte Hose war jedenfalls auffällig. Dunkelblaue Margeriten mit einem roten Tupfen auf weißem Hintergrund. Vielleicht kann sich jemand an den Stoff erinnern.«

Dolan sagte: »Ich würde gern noch mal auf die Aussage zurückkommen, die die Angestellte aus dem Lebensmittelladen über das Hippie-Mädchen gemacht hat, das reingekommen ist. Wie heißt die Frau gleich – Roxanne Faught? Wir müssen sie ausfindig machen und fragen, ob sie noch etwas hinzufügen kann.«

»Ich habe zweimal mit ihr gesprochen, aber du kannst es gern noch mal versuchen«, sagte Stacey. »Gibt's den Laden noch?«

»Soweit ich weiß, schon. Er war eine Zeit lang geschlossen, also hat er vielleicht den Besitzer gewechselt. Soll ich hinfahren?«, fragte Dolan.

»Lassen Sie mich das machen. Ich kann es heute Nachmittag erledigen«, sagte ich.

»Gut. Was haben wir noch? Was ist mit den Größen?«

Wir verbrachten mehrere Minuten damit, die Einzelheiten durchzusprechen. Diesmal blätterte Dolan

in den Seiten zurück und suchte nach der Liste der Kleidungsstücke, die in Verwahrung genommen worden waren. »Da haben wir's. Schuhgröße – 38. Höschengröße – medium. BH-Größe – 85A.«

Ich sagte: »Das heißt, dass sie einen ziemlich breiten Oberkörper hatte, aber eine kleine Körbchengröße. Ein gewölbter Brustkorb. Solche Mädchen sehen dann oben herum ziemlich wuchtig aus, selbst wenn sie schlank sind.«

Dolan blätterte eine Seite um. »Hier steht, dass sie Ohrlöcher hatte. ›Im linken Ohrläppchen hängt ein goldfarbener Ohrring in Hufeisenform. Im rechten Ohrläppchen ein goldfarbener Ohrring mit einer verbogenen Klammer am unteren Ende.‹ Daran könnte sich auch jemand erinnern.«

Stacey schrieb auch das auf die Liste und fragte dann: »War's das?«

Ich hob die Hand. »Sie hatte die Nägel lackiert. Silbern.«

»Hab's notiert. Noch was?«

»Nicht dass ich wüsste.«

Dolan erhob sich. »Dann entschuldigt mich bitte. Ich muss mal eine rauchen.«

Gegen Mittag erbot ich mich, zum nächsten Laden zu gehen und die Zutaten für Sandwiches zu besorgen, aber sie hatten wohl von meiner Vorliebe für einen Belag aus Erdnussbutter und Essiggurken gehört und stimmten dafür, zum Chinesen zu gehen. Wir nahmen Cons Auto und fuhren quer durch die Stadt zum Great Wall mit seiner pagodenartigen Fassade und der vergoldeten Statue eines sitzenden Buddhas über der Tür. Auf dem Parkplatz musste ich warten, bis Stacey und Con ihre Waffen im Kofferraum verstaut hatten. Dann gingen wir alle drei rein.

Drinnen waren die Wände im obligatorischen China-Rot lackiert. Über roten Kunstlederbänken hingen runde, weiße Papierlampions aufgereiht wie Monde. Stacey hatte nicht viel Appetit, aber Con schien mehr als geneigt, dies wettzumachen. Ich war wie üblich ausgehungert. Wir bestellten gefüllte Reisklößchen und Frühlingsrollen, die wir in diesen blassen chinesischen Senf tunkten, der einem die Nebenhöhlen durchputzt. Dann machten wir weiter mit Schweinefleisch Moo Shu, Hühnchen Kung Pao und Rindfleisch mit Orangenschalen, begleitet von einem Berg weißem Reis. Con und ich tranken Bier, Stacey Eistee.

Beim Essen stellten die Männer Spekulationen über den Mörder an, ein Thema, bei dem ich ihnen den Vortritt ließ: Ich habe keine reguläre Ausbildung darin, wie man in Mordfällen ermittelt, auch wenn ich im Zuge meiner Berufsausübung bereits mit einigen Leichen zu tun hatte. Angesichts der Art des Mordes mutmaßten sie, dass der Täter höchstwahrscheinlich männlich war, unter anderem, weil Frauen eher vor blutigen Metzeleien aus nächster Nähe zurückschrecken. Überdies ließen die zahlreichen Stichwunden auf eine Brutalität schließen, die man im Allgemeinen eher mit Männern assoziiert.

»Hey, heutzutage können Frauen richtige Tiere sein«, meinte Con.

»Schon, aber ich kann mir nicht vorstellen, wie eine Frau die Leiche in den Kofferraum und wieder heraus hieven soll. Siebenundfünfzig Kilo sind ein ganz schöner Brocken.«

»Allerdings«, sagte Dolan. »Glaubst du, es war geplant?«

»Wenn ja, sollte man annehmen, dass er sich auch überlegt hat, wie er die Leiche loswerden will. Der Typ hatte es eilig, zumindest so eilig, dass er sich nicht die Zeit genommen hat, ein Grab auszuheben.« Er machte

sich auf einer Serviette Notizen, und der Stift verursachte Risse im Papier, während die Tinte verlief.

Con öffnete das Päckchen mit seinen Essstäbchen, trennte die zwei hölzernen Hälften voneinander und rieb das eine am anderen, um eventuelle dünne Holzfädchen abzuschleifen. Er begoss sowohl sein Hühnchen als auch sein Rind mit so viel Sojasoße, dass sich ein seichter brauner See bildete, in dem die Reiskörner schwammen wie Fischlein. »Es wundert mich, dass er sich keine abgelegenere Stelle ausgesucht hat.«

»Der Straßenabschnitt wirkt isoliert, wenn man sich nicht besser auskennt. Nirgends ein Haus in Sicht. Vermutlich hatte er keine Ahnung, dass dort der gesamte Verkehr zum und vom Steinbruch vorbeikommt.«

»Da bin ich ganz deiner Meinung. Die von der Spurensicherung haben gesagt, dass das Kabel, mit dem er ihr die Handgelenke gefesselt hat, irgendwo abgerissen worden ist, also muss er sich geschnappt haben, was gerade greifbar war. Er hat einfach improvisiert.« Ich sah Dolan dabei zu, wie er seine Stäbchen zur Pinzette formte und ein Stück Hühnchen hochzuheben versuchte, das er aber nicht bis zum Mund brachte.

»Die Frage ist, hatte er es speziell auf dieses Mädchen abgesehen oder hat er nur nach einem beliebigen Opfer gesucht, und sie hatte einfach Pech?«

»Ich glaube, es war Zufall«, erwiderte Con. »Er hat es womöglich bei fünf oder sechs Mädchen probiert, bis schließlich eine Ja gesagt hat.« Nun ging er zu einer Art Schaufeltechnik über, indem er seine Stäbchen wie ein kleines Sims hielt, auf das er ein Stück Hühnchen schob. Er brachte es bis zu seiner Unterlippe. Weiter nicht. Er schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht, dass wir es mit einem Serientäter zu tun

haben. Die Sache sieht aus wie eine einmalige Tat.« Er versuchte es erneut, diesmal, indem er vorbaute und die Lippen ausstülpte wie ein Ameisenbär, während er seine Stäbchen hob. Er erwischte einen Streifen Orangenschale, bevor der Rest auf den Teller zurückfiel.

Ich nahm eine Gabel vom Nebentisch und reichte sie ihm.

Stacey malte einen Kringel auf die Serviette, die inzwischen völlig zerfetzt war. »Moment mal. Gehen wir noch ein Stückchen zurück. Vom Alter her würde ich sie eher am höheren Ende ansiedeln – sechzehn, siebzehn, achtzehn und darüber, statt bei den Zwölf-, Dreizehnjährigen. Ein so junges Mädchen wird zwangsläufig von irgendjemandem vermisst gemeldet, ganz egal, ob sie aus freien Stücken geht oder wütend davonstürmt. Als Mutter oder Vater zuckst du vielleicht die Schultern und denkst dir nicht viel dabei, aber wenn sie dann nicht nach Hause kommt, beginnst du dir Sorgen zu machen. Du telefonierst herum, erfährst, dass niemand von ihren Freunden sie gesehen hat, und dann rufst du die Polizei an. Wenn sie zwanzig ist und verschwindet, schrillen womöglich bei gar niemandem die Alarmglocken.«

»Stimmt. Vielleicht war sie auch eine notorische Ausreißerin. Vielleicht war es nur ein weiteres Mal in einer langen Kette von Fluchten«, sinnierte ich.

»Wenn wir schon dabei sind, wilde Vermutungen anzustellen, dann kann ich noch eine beisteuern«, ergriff Dolan wieder das Wort. »Ich glaube, sie war nicht von hier. Der Mörder hat keinerlei Verstümmelungen im Gesicht vorgenommen, also hat er sich offenbar nicht den Kopf darüber zerbrochen, dass jemand herausfinden könnte, wer sie war. Er konnte nicht wissen, wie lang sie dort liegen würde. Mal angenommen, sie wird noch am selben Tag

gefunden, und in der Zeitung erscheint eine Beschreibung von ihr. Wenn sie von hier ist, zählt irgendjemand eins und eins zusammen und kriegt ganz schnell alles raus.«

»Was, wenn sie aus dem Ausland stammt?«, gab ich zu bedenken. »Aus England oder Spanien. Es gibt bestimmt eine Menge Länder, in denen Zahnpflege damals keinen hohen Stellenwert hatte. Außerdem könnte das erklären, warum sie nicht vermisst gemeldet worden ist.«

Dolan sagte: »Womöglich ist eine Vermisstenanzeige über Interpol gelaufen, aber nie bei uns angekommen. Es wäre eine Überprüfung wert. Vielleicht haben sie etwas in den Akten.«

»Irgendwo da drinnen steht eine Notiz über eine Frau, die behauptet, sie hätte bei Colgate eine Tramperin gesehen, auf die die Beschreibung des Mädchens passt. Das war ein paar Stunden, bevor die Angestellte aus dem Lebensmittelladen in Gull Cove am ersten August das Hippie-Mädchen gesehen hat. Vielleicht hat sie sich die Küste hochgearbeitet«, sagte Stacey.

Dolan griff nach dem schwarzen Ordner, in dem er die Zeugenaussagen bereits mit abgerissenen Zettelchen markiert hatte. Er blätterte ein paar Seiten um und las die Randnotizen durch, die er in erstaunlich kleiner Schrift verfasst hatte. »Du meinst Cloris Bargo. Sie sagt, sie habe am neunundzwanzigsten Juli um halb fünf am Nachmittag eine junge, weiße Frau, etwa einssiebenundfünfzig bis einssechzig groß, Alter sechzehn bis siebzehn, in einer marineblauen Bluse und einer geblümten Hose, mit langen blonden Haaren am Pfeiler der Fair-Isle-Überführung lehnen sehen. Bargo hat beobachtet, wie ein Fahrzeug angehalten und sie mitgenommen hat

und dann auf dem Highway 101 weiter in Richtung Norden gefahren ist.«

»Das sollten wir noch mal überprüfen. Wenn die Unbekannte getrampt ist, könnten wir ihre Route zurückverfolgen und versuchen, ihren Herkunftsort herauszufinden, und vielleicht einen groben Zeitrahmen festlegen.« Stacey griff nach seiner Landkarte von Kalifornien und faltete sie auseinander, indem er das widerspenstige Blatt auf den Tisch klatschte und glatt strich. »Wenn sie aus dem Süden gekommen ist, müsste sie auf dem 405 bis zum 101 gefahren sein«, erklärte er. »Die Hauptverkehrsadern von Arizona nach Kalifornien sind der Highway 15 aus Las Vegas, Nevada, der Highway 40 aus Kingman, Arizona, der Highway 10 aus Phoenix und der Highway 8 aus Yuma. Wenn sie von irgendwo anders her gekommen ist, muss sie eine andere Route genommen haben.«

Dolan schob seinen Teller weg. »Das findest du nie raus. Sie kann von Gott weiß woher gekommen sein. Andererseits spielt sich das Ganze am neunundzwanzigsten Juli ab. Das ist derselbe Tag, an dem Frankie Miracle seine Freundin umgebracht hat und davongebraust ist. Wenn unsere Unbekannte getrampt ist, könnte er sie mitgenommen haben.«

Dabei beließen wir es und wandten uns anderen Themen zu.

Nach dem Mittagessen setzte mich Con an meinem Büro ab, wo ich die Notizen auf den Karteikarten nachtrug und dann ein paar Minuten mit digitalen Ermittlungen zubrachte, soll heißen, dass ich die Finger durchs Telefonbuch wandern ließ. Meine Aufgabe war es, die Aussagen über das Hippiemädchen zu verifizieren, das in der Zeit

zwischen dem neunundzwanzigsten Juli und dem ersten August per Anhalter unterwegs gewesen war. Con wollte sich ans Telefon hängen und auskundschaften, wo sich Frankie Miracles frühere Zellengenossen aufhielten, während Stacey Frankies frühere Zusammenstöße mit dem Gesetz untersuchen wollte. Wir kamen überein, uns am selben Abend im CC's zu treffen, um auszutauschen, was wir in Erfahrung gebracht hatten.

Ich hatte eine alte Adresse von Roxanne Faught, aber keine von Cloris Bargo. Doch das Glück war auf meiner Seite, denn es zahlte sich ausnahmsweise einmal aus, mit dem Nächstliegenden anzufangen. Ein Blick in die weißen Seiten förderte eine Bargo zutage, zwar keine Cloris, aber eine Schwester von ihr, die sich nicht einmal die Mühe machte, mich nach meinen Beweggründen zu fragen, bevor sie mir die aktuelle Telefonnummer und die Adresse in Colgate gab. Die sollte sich was schämen. Ich hätte ja auch eine Psychopathin oder eine Geldeintreiberin sein können.

Ich sah auf meinem Stadtplan nach und machte einen Kringel um mein Ziel – ein Viertel mit Mittelschichtshäusern, gleich hinter der Ausfahrt Fair Isle, wo Cloris Bargo das Mädchen gesehen hatte. Ich sperrte das Büro zu, ließ den VW an und fuhr auf der Capillo Avenue zum Highway 101. Der Tag war mild und diesig und die Landschaft wirkte unscharf, als hätte man sie mit Magermilch übertüncht. Ich drehte die Seitenfenster herunter und genoss den Fahrtwind. Es herrschte wenig Verkehr, und die Fahrt nach Colgate dauerte nicht einmal sechs Minuten.

Ich nahm die Ausfahrt Fair Isle und hielt auf die Berge zu, während ich die erforderliche Anzahl von Straßen abzählte, bis ich links in die York einbog. Das Haus, das ich suchte, lag auf der linken Straßenseite ungefähr in der Mitte. Es war ein Viertel mit Häusern

für junge Familien, aber die meisten hatten seit den Sechzigern, als das Gebiet erschlossen wurde, umfassende Renovierungen erfahren. Garagen hatten sich in Spielzimmer verwandelt, Veranden waren verglast, ein zweiter Stock hinzugefügt sowie die Schuppen hinter den Häusern ausgebaut und ans Haus angegliedert worden. Die Rasenflächen waren gepflegt und die Bäume schon derart gewachsen, dass sich an manchen Stellen die Gehwege aufwarfen, weil von unten die Wurzeln durchkamen. Die Kinder, die noch ganz klein gewesen waren, als ihre Eltern einzogen, waren mittlerweile erwachsen und ausgezogen und kehrten nun mit ihren eigenen Kindern in dieses Viertel zurück.

Ich hielt vor einem zweistöckigen weißen Steinhaus mit einem hölzernen Anbau zur Linken und einem aufwendigen neuen Eingang, der vor die Fassade gesetzt worden war und mit mehreren Bogen, einem rustikalen hölzernen Tor, Kletterrosen und üppigen Büschen von Stockrosen, Hortensien und Phloxen aufwartete. Ich ging durch das Tor und stieg die Stufen zur Veranda hinauf. Die Haustür stand offen, und die Fliegentür war angelehnt. Von weit hinten im Haus konnte ich etwas riechen, was auf dem Herd stand: Obst und Zucker. Das Radio in der Küche brachte eine Anrufsendung, und ich hörte, wie der Moderator in streitlustigem Ton jemanden zurechtwies. Ich legte eine Hand auf das Fliegengitter und beschirmte die Augen, damit ich hineinsehen konnte. Die Vordertür war exakt auf gleicher Höhe wie die Hintertür, und so konnte ich bis zum hinteren Gartenzaun schauen, der die beiden Grundstücke trennte. Ich rief: »Hallo?«

Eine Frau plärrte: »Ich bin hier! Kommen Sie hinten rum!«

Ich stieg von der Veranda und trottete den Weg entlang, der rechts neben dem Haus verlief. Als ich am Küchenfenster vorbeikam, blickte ich auf und sah sie am offenen Fenster stehen. Sie musste vor der Spüle gestanden haben, da sie sich vorbeugte und den Hahn zudrehte, während sie zu mir herabspähte. Durch das Fliegengitter wirkte sie wie fünfunddreißig, eine Schätzung, die ich um zehn Jahre nach oben korrigierte, als ich sie aus der Nähe sah.

Ich blieb stehen. »Hallo. Sind Sie Cloris Bargo?«

»War ich, bevor ich geheiratet habe. Kann ich Ihnen irgendwie helfen?« Sie drehte erneut das Wasser an, und ihr Blick senkte sich auf die Schüssel oder was auch immer sie gerade schrubbte.

»Ich brauche ein paar Informationen. Es dauert bestimmt nicht länger als fünf oder zehn Minuten.« Er war seltsam, mit jemandem zu sprechen, dessen Gesicht einen halben Meter höher war. Ich konnte ihr fast die Nasenlöcher hinaufsehen.

»Ich hoffe, Sie sind keine Vertreterin.«

»Ganz und gar nicht. Mein Name ist Kinsey Millhone. Ich bin Privatdetektivin. Ihr Name ist im Zusammenhang mit einem Fall genannt worden, den ich für die Sheriffbehörde bearbeite.«

Sie sah mich direkt an und musterte mich genauer. »Das ist ja ganz was Neues. Ich habe noch nie gehört, dass die Sheriffbehörde Hilfe von außerhalb engagiert.«

»Es ist ein Anliegen eines Detectives im Ruhestand aus dem Norden des Bezirks, der einen alten Mordfall wieder aufrollen will – den mit dem jungen Mädchen, das 1969 erstochen worden ist.«

Sie stellte etwas in den Geschirrständer, trocknete sich die Hände an einem Handtuch ab und machte das Radio aus. Als sie nichts weiter sagte, fragte ich: »Darf ich reinkommen?«

Sie sprach zwar keine Einladung aus, doch sie machte eine Geste, die ich als Zustimmung interpretierte. Ich ging weiter den Weg entlang bis hinters Haus, wo sich die betonierte Einfahrt zu einer Parkfläche weitete. Zur Rechten hatte man zwischen einem Holzpfosten und einem Haken in der Garagenwand eine Wäscheleine aufgespannt. Weiße Laken flatterten träge im Wind. Der Garten war hübsch angelegt; um die Blumenbeete zogen sich etwa dreißig Zentimeter hohe, fertig gekaufte weiße Lattenzäune. Kürzlich hatte jemand Stiefmütterchen und Petunien gepflanzt, die jetzt infolge des Verpflanzungsvorgangs die Köpfe hängen ließen. Ein an einem Gartenschlauch befestigter Sprühkopf fuhr hin und her und breitete Wasserfächer über das Gras. Die Gartenmöbel hatten schon bessere Tage gesehen. Die hohlen Aluminiumgestänge waren an einigen Stellen verbeult, und das gewebte grün-weiße Nylongewebe war verblichen und ausgefranst. In der Ecke gegenüber sah ich eine große Fläche gepflügten Erdreichs mit mehreren jungen Tomatenpflanzen, einer Reihe frisch gepflanzter Paprika und fünf leeren Bohnenstangen, die wie ein Tipi aussahen und darauf warteten, dass die neu emporwachsenden Ranken Fuß fassten. Nichts deutete auf Kinder oder Haustiere hin.

Ich stieg die sechs Stufen zur Veranda hinauf. Die Frau erwartete mich an der Hintertür und hielt sie mir auf. Sie machte einen Schritt nach hinten, und ich trat ein. Ihre Haltung hatte sich in der kurzen Zeit verändert, die ich gebraucht hatte, um das Haus zu umrunden. Ihre Kieferpartie wirkte jetzt stur oder verbissen. Etwas an ihrer Art ließ mich vermuten, dass es das Beste wäre, ihr einen konkreten Beweis für meine Identität zu liefern. Also reichte ich ihr eine Visitenkarte.

Sie nahm sie und legte sie ungelesen auf die Arbeitsfläche. Sie war durchtrainiert und zierlich, trug braune Bermuda-Shorts, ein weißes T-Shirt, kein Make-up und weder Strümpfe noch Schuhe. Ihre dunklen Haare waren kinnlang und hinter den Ohren mit Haarklammern festgesteckt.

»Schöne Blumen«, lobte ich.

»Um die kümmert sich mein Mann. Das Gemüse gehört mir.«

Die Hitze in der Küche erinnerte an Südflorida im Juni – zwar noch nicht bedrückend, aber doch eine Temperatur, die einen ernsthaft mit dem Gedanken spielen ließ, den Staat zu verlassen. Zwei große Edelstahl-Dampfkochtöpfe mit Einsätzen standen über klein gedrehten blauen Flammen auf zwei Brennstellen. Die Deckel lagen daneben und die kleinen Dampfkochtopfkappen auf dem Fensterbrett. Frisch sterilisierte Deckel, Dichtungen, Schöpfkellen und Zangen waren auf Tüchern aus weißer Sackleinwand ausgebreitet wie chirurgische Instrumente. Ein dritter Topf enthielt eine dunkelrote Flüssigkeit, die so zähflüssig aussah wie Leim. Ich atmete den schweren, heißen Duft von zerdrückten Erdbeeren ein. Auf dem Küchentisch in der Mitte des Raums zählte ich zwölf Halbliter-Einmachgläser. »Tut mir Leid, wenn ich störe.«

»Ist schon recht.« Sie trat wieder an die Spüle. Alles an ihr erinnerte an die Werte von Farmern aus dem Mittleren Westen – das Einmachen, die Laken auf der Leine, der Gemüsegarten, das ungeschminkte Gesicht.

»Erinnern Sie sich an den Fall?«

»Vage.«

Mir fiel auf, dass sie mich nicht bat, ihr Gedächtnis aufzufrischen, und so half ich ihr unaufgefordert auf die Sprünge. »Ein Hilfssheriff hat eine Aussage von Ihnen aufgenommen. Seinen Notizen zufolge haben

Sie ein Mädchen gesehen, das am neunundzwanzigsten Juli 1969 in der Nähe der Ausfahrt Fair Isle getrampt ist.«

»Sie haben das Datum schon erwähnt.«

Ich überhörte die leise Rüge. »Sie haben angegeben, Sie hätten ein Fahrzeug gesehen, das angehalten und sie mitgenommen hat. Sie entspricht genau der Beschreibung des Mordopfers, das zwei Tage später in Lompoc gefunden worden ist.«

Cloris Bargos Miene veränderte sich durch das Auftauchen zweier pinkfarbener Flecke, wie Rouge, das von einer Kaufhaus-Kosmetikerin aufgetragen wurde. »Möchten Sie Eistee? Ich habe welchen da. Er ist schon fertig.«

»Das wäre super.«

Sie machte einen der Küchenschränke auf und holte einen stahlblauen Aluminiumbecher heraus, den sie mit Eiswürfeln füllte. Den Tee schenkte sie aus einem riesigen Glaskrug ein, den sie aus dem Kühlschrank nahm. Ich wusste, dass sie Zeit schinden wollte, aber ich wollte ihr Raum geben, um sich zu erklären. Irgendetwas war nicht ganz koscher, aber ich wusste nicht genau, was. Sie reichte mir das Glas.

Ich murmelte »danke« und nahm einen großen, kräftigen Schluck, bevor ich merkte, dass das Getränk stark gesüßt war. Meine Lippen zogen sich zusammen. Es schmeckte so ähnlich wie dieser fiese Sirup, den man vor der Blutentnahme trinken muss, wenn Krankheiten diagnostiziert werden sollen, von denen man hofft, dass man sie nicht hat.

Sie lehnte sich gegen die Arbeitsfläche. »Ich hab's erfunden.«

Ich stellte das Glas ab. »Welchen Teil?«

»Alles. Ich habe das Mädchen nie gesehen.«

»Überhaupt keine Anhalterin?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich hatte den Hilfssheriff kennen gelernt – den, der die Aussage aufgenommen hat. Ich war neu in Kalifornien. Meine Familie war ein halbes Jahr lang nicht da. Ich kannte kaum eine Menschenseele. In unserem Viertel war ein Spanner gesehen worden, und der Hilfssheriff war gekommen, um uns zu befragen. Er ist von Haus zu Haus gegangen und hat gefragt, ob irgendwer etwas Merkwürdiges oder Ungewöhnliches gesehen hätte. Ich war nicht in der Arbeit. Ich hatte gerade eine Blinddarm-Notoperation hinter mir und war noch nicht wieder ganz gesund. Sonst wäre ich gar nicht zu Hause gewesen. Schließlich haben wir lang miteinander geplaudert. Ich fand ihn süß.« Sie hielt inne.

»Lassen Sie sich Zeit.«

»Eine Woche später wurde in der Zeitung sein Name in Verbindung mit diesem Mordfall erwähnt. Ich habe in meinem ganzen Leben noch nie gelogen, aber da habe ich das Telefon genommen, im Sheriffbüro angerufen und mich zu ihm durchstellen lassen. Als er am Apparat war, habe ich einfach erzählt, was mir als Erstes eingefallen ist.«

»Ihre Behauptung, dass Sie ein Mädchen gesehen hätten, auf das die Beschreibung des Opfers zutrifft, war also völlig falsch«, sagte ich in der Hoffnung, sie falsch verstanden zu haben.

»Das habe ich doch gerade gesagt. Es haben bestimmt eine Menge Leute angerufen und Angaben gemacht, die nicht stichhaltig waren. Ich wollte ja nur eine Gelegenheit, um ihn noch mal zu sprechen.«

Ich schwieg einen Moment, während ich dachte: *Scheiße, Scheiße, Scheiße.* »Hat's funktioniert?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Ich hab ihn geheiratet.«

»Tja, wenigstens der Teil ist erfreulich.«

Ihr Blick wanderte zum Fenster. Ich sah ein Auto die Einfahrt entlang und hinters Haus fahren. Dann sah ich wieder sie an.

Sie senkte die Stimme. »Tun Sie mir einen Gefallen.«

»Klar.«

»Verraten Sie das nicht meinem Mann. Ich habe ihm nämlich nie die Wahrheit gesagt.«

»Er weiß es nicht?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Würde ihn das nach achtzehn Jahren wirklich noch berühren?«

Ich hörte, wie die Autotür zuschlug und die harten Sohlen an den Schuhen ihres Mannes über den gepflasterten Weg zwischen Garage und hinterer Veranda tappten. Es trat eine Pause ein, in der er seine Stiefmütterchen und Petunien betrachtete. Meiner Meinung nach brauchten sie Wasser. Er fand das offenbar auch. Ich hörte das Quietschen des Wasserhahns, als er das Wasser abdrehte, den Sprinkler anders hinstellte und das Wasser wieder andrehte. Er ging weiter auf die Hintertür zu, während sie hastig weiterredete. »Jedes Mal, wenn jemand fragt, wie wir uns kennen gelernt haben, erzählt er, dass ich mir die Mühe gemacht habe, anzurufen und eine Aussage zu machen. Er hat bewundert, dass ich eine so aufmerksame Bürgerin war. Er sagt, das sei eine meiner besten Eigenschaften. Er behauptet, er hätte sich am Telefon in mich verliebt. Dann hat er gesagt, es wäre ihm vorgekommen wie Schicksal, weil er mich erst in der Woche davor persönlich kennen gelernt hatte. Er glaubt, ich wäre anders. Einen Hauch besser, sagt er.«

»Heikel.«

»Und wie.«

Die Hintertür ging auf. Ihr Mann kam herein und streifte sich erst die Füße an der Matte ab, bevor er

weiterging. Ein gut aussehender Mann Mitte fünfzig mit stahlgrauen Haaren und blauen Augen – vermutlich holländischer oder skandinavischer Abstammung. Er war groß und schlank und hatte einen drahtigen Körperbau ohne ein Gramm Fett. Er trug Straßenkleidung – eine braune Anzughose, ein schickes dunkelblaues Hemd und eine Krawatte mit einem blau-braunen Muster. Sein Abzeichen hatte er am Gürtel befestigt. Ich fragte mich, was für eine Position er wohl nach zwanzig Jahren bei der Sheriffbehörde bekleidete. Pistole und Halfter hatte er bereits abgelegt und vermutlich im Kofferraum seines Wagens eingeschlossen. »Was ist heikel?«

»Genau die richtige Menge Pektin abzuschätzen«, antwortete sie, ohne mit der Wimper zu zucken. Nachdem sie ihn bereits einmal belogen hatte, war sie offenbar schon routiniert darin.

»Ich heiße Kinsey.«

»Joe Mandel. Lassen Sie sich von ihr keinen Bären aufbinden. Sie macht die beste Erdbeermarmelade, die Sie je gegessen haben.«

»Das glaube ich.«

Sein Gesicht war faltig, und die Haare wurden schütter, da das Alter langsam seinen Tribut forderte. Er sah athletisch aus, und ich nahm an, dass er ein schneller Läufer und nach wie vor imstande war, mit den schweren Jungs fertig zu werden, wenn es die Umstände erforderten. »Hier drin sieht's ja aus wie in einem Chemielabor. Kocht ihr zwei was Übles aus?«

»Mehr oder weniger«, sagte ich.

Er zeigte sich nicht besonders neugierig darüber, wer ich war oder was ich bei seiner Frau in der Küche zu suchen hatte. Er beugte sich vor, küsste sie auf die Wange und tätschelte ihr den Arm. »Ich zieh mich mal um und werkle noch ein bisschen im Garten. Heute

Abend gehen wir zu Sizzler, damit du aus dieser Hitze rauskommst. Soll ich dir was helfen?«

»Nicht nötig, Schätzchen. Danke.«

»Nett, Sie kennen zu lernen«, sagte er und lächelte mir kurz zu.

Ich lächelte zurück und hob grüßend die Hand. Cloris sah zu, wie er davonging, und ihr Gesichtsausdruck wechselte von Wärme zu etwas Reservierterem über.

»Er macht einen netten Eindruck.«

»Er *ist* nett. Deshalb habe ich ihn ja geheiratet. Er ist anständig. Er käme nie auf die Idee, mich anzulügen.«

»Warum sagen Sie es ihm dann nicht?«

»Warum kümmern Sie sich nicht um Ihren eigenen Kram? Ich komme bestens alleine damit klar.«

6

Die Fahrt von Santa Teresa nach Lompoc dauert mit dem Auto eine Stunde, aber ich machte in Gull Cove Halt, also etwa auf halber Strecke. Ganz tief in meinem Herzen wusste ich, warum ich mich bereit erklärt hatte, diesen Teil der Arbeit zu übernehmen. Abgesehen davon, dass ich eine Weile allein sein musste, spielte ich mit dem Gedanken, noch mal zu Grands altem Haus zurückzufahren. Wie ein frisch bekehrter Säufer hatte ich voller Überzeugung am Tag zuvor abgeschworen und ertappte mich jetzt bei dem Gedanken, dass ein kurzer Abstecher vielleicht nicht schaden konnte.

Um zwei Uhr nachmittags hielt ich vor dem Lebensmittelladen von Gull Cove. Das Geschäft war in einem weitläufigen, verwitterten Bau untergebracht, der mit Zedernschindeln gedeckt und obendrein noch mit ein paar Elementen des Cape-Cod-Stils verziert war und so eine ansprechende Mischung aus Moderne und Tradition abgab. Früher waren darin außerdem ein rund um die Uhr geöffnetes Imbisslokal, ein Trödelladen und ein winziger Friseursalon mit zwei Plätzen untergebracht gewesen. Selbst aus der Entfernung war nicht zu übersehen, dass der gesamte Komplex geschlossen war. Fenster waren mit Brettern vernagelt, und der Asphalt auf dem Parkplatz war rissig und zu einem kalkigen Grau verblichen. Das Gras außen herum war schmutzig braun, und Unkraut und Wildblumen wuchsen bis auf Kniehöhe. Auf der Anhöhe dahinter stand ein einzelner, abgestorbener Baum, der wie eine Vogelscheuche wirkte, da er seine verkrümmten Zweige zum Himmel reckte, als wollte er den Vögeln zuwinken. Die Einwohnerzahl von Gull Cove war mit hundert angegeben, aber ich konnte

beim besten Willen nicht einmal einen einzigen entdecken.

Ich parkte neben der Vordertreppe und stieg aus. Die breite Holzterrasse knarrte unter meinen Schritten. Eine am Haupteingang angeschlagene Bekanntmachung erklärte, dass der Komplex zu Renovierungszwecken geschlossen war. Jemand hatte mit Bleistift ein Smiley mit herabgezogenen Mundwinkeln dazugemalt. Jemand anders hatte mit Kugelschreiber »WEN JUCKT'S?« dazugeschrieben. Ein dritter, vielleicht sogar ein Mensch, hatte einen großen Haufen neben die durch ein Vorhängeschloss gesicherte Tür gesetzt. Ich spähte durch das Fenster des Lebensmittelladens, das staubig und von Streifen gezeichnet war, die die winterlichen Regenstürme auf der Scheibe hinterlassen hatten. Innen war alles leer: nicht ein Einrichtungsgegenstand, Verkaufstresen oder Regal war stehen geblieben. Die Renovierungsarbeiten würden sich wohl noch eine Weile hinziehen.

Ich ging zum Wagen zurück und sah in meine Notizen, um Roxanne Faughts letzte bekannte Adresse herauszusuchen: Q Street in Lompoc, eine halbe Stunde weiter nördlich. Eigentlich eine lange Anfahrt für einen Job als Verkäuferin. Ich ließ den Motor an und fuhr wieder los, diesmal in nördlicher Richtung. Zu meiner Linken lag der Pazifik. Heute waren die Wellen schwach und kraftlos, ihre Farbe ein dunklerer Widerschein des blauen Himmels über ihnen. Beiläufig dachte ich an Grands Haus. Eventuell könnte ich einen Blick darauf werfen, wenn ich daran vorbeifuhr. Es war bestimmt vom Highway aus sichtbar, wenn man wusste, wo man schauen musste. Ich stellte das Autoradio an, um mich abzulenken.

Ich hatte den Stadtrand von Lompoc erreicht. Die Stadt ist flach und kompakt, ein einstöckiges Panorama aus breiten Straßen und kleinen Häusern.

Ein ständiger Wind weht vom Meer her, gebündelt von den weiten Hügeln, die den Ort umgeben. Fünf Kilometer weiter nördlich liegt Vandenberg Village und dahinter die Vandenberg Air Force Base. Das ganze Tal ist überzogen von Pferde- und Rinderfarmen, und ein großer Teil des bewirtschafteten Landes wird für handelsübliche Blumen genutzt, von denen viele wegen ihrer Samen gezüchtet werden. Ohne zu wissen, um welche Gattung es sich handelte, sah ich auf die langen hellgelben und leuchtend pinkfarbenen Blütenreihen. Dahinter folgten weite Felder mit etwas, das wohl Schleierkraut war. Viele Farmen waren an Bauunternehmer verkauft worden; Wicken, Mohnblumen und Rittersporn wurden von Früchten in Form von Fünfzimmerhäusern in ordentlich angelegten Reihen verdrängt.

Die Stadt selbst besitzt ein öffentliches Schwimmbad und ein brauchbares Einkaufszentrum mit allen üblichen Geschäften und Einrichtungen: einen Viva-Secondhandshop, Banken, Anwaltskanzleien, Läden für Autoersatzteile und Sanitärbedarf, Einzelhandelsgeschäfte und Tankstellen, Cafes, Apotheken und Arztpraxen. Lompoc ist eine Garnisonsstadt, und in manchen Vierteln wohnen die Leute nur vorübergehend, da sie ihre militärische Laufbahn von einem Ort zum anderen schickt, wie Steinchen auf einem Spielbrett. Allerdings war nicht zu erkennen, womit sich die Einwohner in ihrer Freizeit vergnügten. Ich sah keine Bowlingbahn, keinen Konzertsaal, ja nicht einmal ein Kino. Vielleicht beschränkte sich die lokale Kultur darauf, dass alle sich Videos von den Film-Flops des Vorjahres ausliehen.

Die Q Street war nicht schwer zu finden, da sie logischerweise zwischen der P und der R Street lag. Das gesuchte Haus stand auf der linken Straßenseite.

Es war ein hölzerner Quader, ruhte auf einem Betonsockel und war mit Teerpappen verkleidet, die einen Aufdruck trugen, der wie dunkelroter Backstein wirken sollte. Eine Veranda, die in der Mitte etwas durchhing, erstreckte sich über die Vorderseite. Zwei Weißwandreifen dienten als Pflanzenkübel, aus denen pinkfarbene Geranien quollen. Eine alte, weiße Badewanne mit Klauenfüßen war am Fußende aufgestellt und halb im Erdreich eingegraben worden. Im Schutz des Porzellanrandes stand eine blau gewandete Madonna. Ich hielt am Straßenrand und stieg aus.

Ein alter Mann mit Latzhose stand im Vorgarten und badete einen Hund. Er sah aus wie mindestens neunzig und war noch solide gebaut. Er hatte einen Gartenschlauch durch das halb offene Küchenfenster geleitet, und ich nahm an, dass das andere Ende am Wasserhahn befestigt war. Als ich über den Rasen ging, hielt er in seiner Beschäftigung inne, indem er die Mündung des Schlauchs losließ und den Wasserstrom absperrte. Er hatte ein breites Gesicht mit dicken Backen, eine Knollennase und einen geraden, fast lippenlosen Mund. Die Haare trug er glatt nach hinten gekämmt und mit Pomade angeklatscht, aber trotzdem waren sie so dünn, dass ich bis auf die Kopfhaut durchsehen konnte. Sein Teint war infolge von zu viel Sonneneinstrahlung fleckig braun und wies hier und da rote Stellen auf. Seine blauen Augen bildeten lebhafte Tupfen unter bleichen, schütteren Brauen. In der Luft hing der Geruch von nassen Hundehaaren und beißender Flohseife. Ein mittelgroßer Hund von unbestimmbarer Rasse stand knietief in einer verzinkten Wanne. Er sah mager und zerbrechlich aus, da ihm das Fell am Gerippe klebte und ihn fast durchscheinend wirken ließ. Tote Flöhe sprenkelten das darunter liegende Fleisch wie Pfeffer.

Der Hund zitterte und jaulte und wich meinem Blick aus. Ich wandte die Augen ab, um ihn nicht in Verlegenheit zu bringen.

»Kann ich Ihnen helfen?«, fragte der alte Mann. Seine Stimme war für einen Mann seiner Größe erstaunlich hoch.

»Das hoffe ich. Ich suche Roxanne Faught, und das ist die einzige Adresse, die ich von ihr habe. Wissen Sie, wo sie ist?«

»Muss ich wohl. Ich bin ihr Dad«, antwortete er. »Und wer sind Sie?«

Ich zeigte ihm meine Karte.

Er zwinkerte und schüttelte dann den Kopf. »Was steht da? Tut mir Leid, aber ich habe meine Brille nicht auf.«

»Ich bin Privatdetektivin aus Santa Teresa.«

»Und was wollen Sie von Roxanne?«

»Ich brauche Informationen in Bezug auf einen alten Fall. Offenbar ist ein Mädchen in den Laden in Gull Cove gekommen, als Roxanne 1969 dort gearbeitet hat. Ich würde ihr gern ein paar Fragen über den Vorfall stellen.«

Er drückte auf die Mündung des Schlauchs, und ein Wasserschauer ergoss sich wie ein leichter Regen über Rücken und Hinterbeine des Hundes. »Geht es um das Mädchen, das ermordet worden ist?«

»Genau.«

»Ah ja. Dann hat das wohl seine Richtigkeit. Es ist auch zweimal ein Hilfssheriff vorbeigekommen und hat das Gleiche gefragt.«

»Sie meinen Stacey Oliphant, den Mann, mit dem ich zusammenarbeite. Wohnt Ihre Tochter noch hier in der Gegend?«

»Nicht weit weg. Was halten Sie davon: Ich rufe sie schnell an und frage sie, ob sie mit Ihnen reden will. Sonst hat es eh keinen Sinn.«

»Das wäre toll.«

Er legte den Schlauch beiseite, hob den Hund aus der Wanne und setzte ihn aufs Gras. Der Hund fing an, sich heftig und mit geballter Körperkraft zu schütteln, und verspritzte Wasser in alle Richtungen, bis sein Fell stachelig abstand. Der alte Mann nahm ein dickes Handtuch und rieb den Hund fest damit ab. Dann wickelte er ihn in das Handtuch und reichte ihn mir. »Das ist Ralph.«

Da ich mich bei ihm lieb Kind machen wollte, nahm ich den Hund, ohne zu protestieren. Ich spürte, wie warmes Hundebadewasser aus dem Handtuch auf mein Hemd rann. Ralph lag in meinen Armen, ein feuchtes Häuflein Knochen, so zutraulich wie ein Baby, den Blick unverwandt auf mich gerichtet. Die Zunge hing ihm seitlich aus dem Maul, und ich hätte schwören können, dass er lächelte. Ich schaukelte ihn ein bisschen, was ihm zu gefallen schien. Es ist mir wirklich ein Rätsel, wie Tiere Menschen dazu bringen, sich so aufzuführen.

Der alte Mann kehrte zurück, schloss sorgfältig die Tür hinter sich und tappte die Stufen hinunter. Er war nicht besonders gut zu Fuß, doch er kam voran. In der Hand hielt er einen Zettel. »Sie ist zu Hause und hat gesagt, es ist okay, wenn ich Ihnen das gebe.«

Ich überreichte ihm den Hund und nahm den Zettel, auf dem eine Telefonnummer und eine Adresse standen. »Danke.«

»Es ist ein kleines Haus neben dem Highway. Sie fahren etwa zehn Blocks hier runter, bis sie zur North Street kommen, und biegen dann rechts ab. Wenn Sie an der Riverside sind, biegen Sie wieder rechts ab. Dann sind es noch etwa fünf Blocks.«

Roxanne Faught hatte ihre vordere Veranda zu einem Freiluftwohnzimmer gemacht, indem sie sie mit einem hellen Sisalteppich ausgelegt und mit einer dunkelgrün lackierten Hängeschaukel, zwei weißen Korbschaukelstühlen, ein paar Tischchen sowie einem Zeitschriftenständer mit zwei Fächern möbliert hatte, der zur einen Hälfte mit Ausgaben von People und zur anderen mit Exemplaren von Better Homes and Gardens voll gestopft war. Fünf Terrakottatöpfe mit leuchtend orangefarbenen Ringelblumen säumten die Veranda. Bei meiner Ankunft saß sie mit einer Flasche Bier und einer frisch angezündeten Zigarette auf der Hängeschaukel. Das Haus selbst war ein weißer Holzbau und völlig gesichtslos. Es besaß Fenster und Türen an den richtigen Stellen, aber nichts, was es von anderen Häusern unterschieden hätte. Roxanne war über sechzig und attraktiv, obwohl die Falten in ihrem Gesicht durch das viele Make-up noch betont wurden. Ihre Haare waren vorwiegend kupferblond, hatten jedoch graue Ansätze, die bereits einen zehn Zentimeter breiten Streifen bildeten. Sie hatte die Brauen zu dünnen Bogen gezupft und ihre dunklen Augen mit schwarzem Eyeliner geschminkt. Vom Rauchen waren ihre Zähne dunkel geworden, doch ansonsten waren sie gerade und regelmäßig, was auf Kronen schließen ließ. Sie trug ein langärmliges, marineblaues T-Shirt mit hochgeschobenen Ärmeln, Jeans und Turnschuhe ohne Socken. Sie trank einen Schluck Bier und zeigte dann mit der Flasche auf mich. »Sie müssen die Frau sein, wegen der mich Pop gerade angerufen hat. Kommen Sie rauf und setzen Sie sich.«

»Kinsey Millhone. Danke, dass Sie sich so kurzfristig Zeit für mich nehmen. Ich wusste nicht, wo Sie wohnen, also habe ich bei Ihrem Vater begonnen.«

»Ich habe mein ganzes Leben in Lompoc gewohnt. Anscheinend fehlt mir ein bisschen der Abenteuergeist. Meine Großtante ist gestorben und hat mir gerade genug Geld hinterlassen, dass ich das Haus abbezahlen konnte. Ich kann ohne zu arbeiten überleben, wenn ich aufpasse.« Sie hielt inne und griff nach einer zweifarbigen Haarsträhne, die sie kritisch beäugte. »Wie Sie sehen, gehe ich nicht mehr zum Friseur. Es ist billiger, es selbst zu färben, wenn ich mal dazu komme. Bloß die da kann ich nicht lassen«, sagte sie und gestikulierte dabei mit ihrer Zigarette. »Ich rauche schon so lange, dass ich wahrscheinlich sowieso nicht mehr zu retten bin. Also genieße ich es.« Sie hustete einmal und löste dabei irgendetwas tief in ihrem Brustkorb. »Womit kann ich Ihnen behilflich sein? Pop hat gesagt, Sie wollen etwas über das Mädchen wissen, das vor zwanzig Jahren oder so ermordet worden ist.«

»Im August werden es achtzehn.«

»Wissen Sie, was das Interessante an ihr ist? Sie lässt die Leute nicht los. Jetzt ist sie schon so lange tot, und trotzdem laufen noch welche rum, die sich fragen, wer sie ist und wie man sie dorthin zurückbringen kann, wo sie herkommt.«

»Und wer sie umgebracht hat«, fügte ich hinzu.

»Ja, also dabei viel Glück. Da haben Sie sich ja was Schönes vorgenommen. Aber setzen Sie sich doch. Kann ich Ihnen ein Bier holen?«

»Im Moment nicht, danke.« Ich setzte mich in einen der Korbschaukelstühle. Er knarrte unter meinem Gewicht. »Ich kann gut verstehen, dass Sie gern hier draußen sitzen und zusehen, wie die Autos vorbeifahren. Echt nett.«

»Das ist das Schöne am Ruhestand. Immer wieder werde ich gefragt, ob mir die Arbeit nicht fehlt. Also, weiß Gott nicht. Ich könnte den Rest meines Lebens

hier auf der Veranda verbringen. Außerdem habe ich dermaßen viel zu tun, dass ich überhaupt nicht mehr begreife, wie ich je Zeit für einen Job hatte. Mit Haushalt und Besorgungen geht schon der halbe Tag drauf.«

»Und was machen Sie sonst noch?«

»Lesen. Ich arbeite im Garten und spiele Bridge mit ein paar Mädels, die ich schon seit Jahren kenne. Und Sie? Gefällt Ihnen Ihre Arbeit?«

»Ich bin nicht besonders scharf darauf, drinnen zu hocken, aber die praktische Arbeit macht mir Spaß.«

»So, jetzt aber. Was kann ich Ihnen sagen, was Sie nicht schon wissen?«

»Eines hat mich neugierig gemacht. Gull Cove liegt fünfzig Kilometer weiter südlich. Das ist doch eine ganz schön lange Anfahrt für einen Job, wie Sie ihn auch hier hätten finden können.«

Roxanne hustete erneut und räusperte sich. Wie bei anderen Rauchern, die ich kenne, war ihr Husten eine Gewohnheit und schien keines Kommentars zu bedürfen. »Das ist leicht zu erklären. Ich hatte was mit dem Besitzer. Deshalb hat er mich eingestellt.« Sie lachte. »Kam mir damals super vor. Dann hat er sich eine andere geangelt und mich rausgeworfen. Große Überraschung. Einzig und allein meine Schuld. Genau wie Pop immer gesagt hat: ›Spuck dir nicht in die eigene Suppe, Roxanne.‹«

»Man lernt nie aus.«

»Das können Sie laut sagen. Auf jeden Fall hab ich von sieben bis drei gearbeitet. Es war Sommer und tierisch heiß, obwohl eine Brise vom Meer her kam. Kennen Sie den Laden überhaupt?«

»Ich habe auf der Fahrt hierher dort vorbeigeschaut.«

»Dann haben Sie's ja selbst gesehen. Kein schattiger Baum in Sicht, und der Bau steht mitten auf der

Anhöhe. Im August brennt die Sonne so heiß, dass das Wasser von selbst zu kochen anfängt. Auf jeden Fall war es ein Freitagmorgen. Das weiß ich noch, weil ich einmal die Woche bezahlt worden bin und schon Rechnungen ohne Ende am Hals hatte. Also hab ich vor mich hin geschuftet – mutterseelenallein. Aber es war nie viel Kundschaft da, und ich hab's allein geschafft. Dann kommt dieses Mädel rein. Sie guckt an den Regalen entlang und geht auf und ab, wie wenn sie einkaufen will. Dann seh ich sie nach hinten gehen, wo wir eine Kaffeemaschine und einen frei zugänglichen Kasten mit Sandwiches und Gebäck stehen hatten. Die Kunden haben sich immer selbst bedient und sind zum Bezahlen an die Kasse gekommen, wenn sie alles beisammen hatten, was sie gebraucht haben. Wir hatten draußen auf der Terrasse Tische und Stühle stehen, und die meisten haben ihre Einkäufe mit rausgenommen und beim Essen aufs Meer hinausgeguckt. Man hat zwar über den vierspurigen Verkehr hinwegschauen müssen, der auf der Straße vorbeigesaust ist, aber man konnte es auf jeden Fall sehen. Es war jeden Tag anders. Ich habe mich an dem Anblick selbst nie satt sehen können. Auf jeden Fall hat sie sich eine Tasse Kaffee und einen Doughnut genommen und beides verputzt gehabt, bis sie vorne ankam. Den Becher hatte sie hinten irgendwohin geschmissen; vielleicht hat sie gedacht, ich würde nicht merken, dass sie sich bedient hat. Und im nächsten Moment ist sie schon halb zur Tür draußen. Ich hab den fälligen Betrag eingetippt und bin ihr nach. Da hat sie mir gesagt, dass sie pleite ist. Mann, was soll's, hab ich mir gedacht. Ich bin auch schon mal pleite gewesen, und ich gönne jedem 'ne Tasse Kaffee und 'nen Happen zu essen, also hab ich ihr gesagt, dass es auf mich geht. Sie hat gesagt: ›Danke. Das mein ich ernst.‹ Wortwörtlich. ›Danke.

Das mein ich ernst.‹ Und weg war sie. Alles in allem kann es nicht mehr als vier Minuten gedauert haben, und zwar von dem Moment an, als sie reingekommen ist.«

»Es wundert mich, dass Sie sich überhaupt daran erinnern.«

»Wenn jemand abhauen will, ohne zu bezahlen? Da können Sie aber Gift drauf nehmen, dass ich mir das gemerkt hab. Vor allem, als sie dann auf einmal tot war.« Sie hielt inne, um ihre Zigarette auszudrücken und sich eine neue anzuzünden. »Entschuldigen Sie meine Manieren. Ich hoffe, es stört Sie nicht. Rauchen Sie?«

»Nein, aber wir sitzen ja im Freien, und es zieht in die andere Richtung. Woran können Sie sich noch erinnern? Irgendwas Besonderes?« Ich fragte mich, wie man sich nach so langer Zeit überhaupt an eine so kurze Begegnung erinnern konnte.

»Was zum Beispiel? Stellen Sie mir Fragen. Dann geht es leichter.«

»Wie alt war sie Ihrer Meinung nach?«

»Anfang zwanzig.«

»Kein Teenager?«

»Könnte auch sein. Sie war ziemlich massiv.«

»Sie meinen dick?«

»*Dick* würde ich nicht gerade sagen, aber stämmig. Breite Handgelenke, große Füße. Und das, was Pop gebärfreudige Hüften nennen würde.«

»Können Sie sich an ihre Kleidung erinnern?«

»O Mann, ich glaube, das habe ich damals alles schon diesem Ermittler vom Sheriffbüro erzählt. Warum fragen Sie nicht den?«

»Ich wollte es lieber noch mal mit Ihnen durchgehen und sehen, ob sich dabei noch was Neues ergibt.«

»Eine Hose und eine Art Bluse – sie wissen schon, mit weiten Ärmeln.«

»Einen Gürtel?«

Sie tat genervt und warf mir einen scherzhaft bösen Blick zu. »Sie gehen der Sache haarklein auf den Grund, was? Narben, Muttermale oder andere unverwechselbare Kennzeichen? Was wollen Sie denn? Ich hab das Mädchen nur einmal aus der Nähe gesehen.«

»Tut mir Leid. Dann hat sie also keinen Gürtel getragen.«

»Ich glaube nicht.«

Ich merkte, dass sie sich entzog, und wusste, dass ich sie zurückholen musste. »Was hatte sie für Schuhe an?«

»Ich würde sagen Boots, wenn ich raten musste.«

»Das hier ist kein Multiple-Choice. Sagen Sie einfach, was Ihnen einfällt. Zum Beispiel ihre Hose. War die gemustert oder einfarbig?«

Ihre Gesicht leuchtete auf. »Also das weiß ich. Das habe ich nämlich damals schon der Polizei gesagt. Margeriten.«

»Erinnern Sie sich an die Farbe?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Margeritenfarben. Sie wissen schon, gelb und weiß. Wahrscheinlich irgendwo noch ein bisschen Grün dazwischen. Ist das wichtig?«

»Ich taste mich nur voran. Und die Bluse?«

»Einfarbig. Ich hoffe, Sie haben nicht vor, mich nach jeder kleinen Einzelheit zu fragen.«

Ich schmunzelte. »Ehrlich nicht. War die Bluse hell oder dunkel?«

»Dunkelblauer Voile.«

»Was ist das? Tut mir Leid, aber das Wort sagt mir nichts.«

»Ich weiß es auch nicht genau, aber ich weiß, dass es stimmt, weil ich es noch mal nachgelesen habe.«

»Sie haben sich Notizen gemacht?«

»Ich habe den Zeitungsausschnitt aufgehoben. Er liegt drinnen.«

Ich hörte eine leise Alarmglocke läuten. Was ich hier vorgesetzt bekam, war einstudiert. »Hatten Sie den Eindruck, dass sie von hier war, oder war sie auf der Durchreise?«

»Eindeutig auf der Durchreise. Ich habe sie vorher trampen sehen, als ich zur Arbeit gekommen bin. Und ich bin mir sicher, dass sie schon lange nichts mehr gegessen hatte. Sie hat die Sachen regelrecht hinuntergeschlungen.«

»Vielleicht war sie bekifft.«

»Oh. Daran habe ich gar nicht gedacht. Wahrscheinlich war sie das, jetzt, wo ich's mir überlege. Das könnte auch erklären, wo ihr Geld geblieben war. Sie hat es alles für Shit ausgegeben.«

»Wäre denkbar. Aber ich frage mich, wie weit sie ohne Geld gekommen ist. Oder glauben Sie, sie hatte Geld und wollte es nur nicht für Essen ausgeben?«

»Schwer zu sagen. Wenn ich nicht für sie eingesprungen wäre, wäre sie eben abgehauen, also hatte ich eh keine Wahl. Ich wette, sie hat auch geschnorrt. Aber bei Ihrem Alter können Sie sich wahrscheinlich gar nicht mehr an die Zeit erinnern.«

»Doch, schon. Ich war damals knapp zwanzig.«

»Auf jeden Fall sind überall Hippies rumgehangen und haben einem sämtliches Kleingeld abgeschwatzt, das man hatte. Dann haben sie so große, dicke Joints geraucht. Ich hab vergessen, wie sie die genannt haben. Daumen, glaub ich. Ich hatte damit nichts am Hut. Na ja, vielleicht ein bisschen Gras, aber nie LSD.«

Ich murmelte eine Erwiderung und fragte dann: »Hat sie Schmuck getragen?«

»Nö. Glaub ich nicht.«

»Keine Uhr oder ein Armband? Oder vielleicht Ohrringe?«

»Oh. Jetzt fällt's mir wieder ein. Keine Ohrringe. Aber ihr linkes Ohrläppchen war gespalten. Als hätte jemand nach dem Ring gegriffen und ihn einfach rausgerissen.«

»War das eine eher frische Verletzung?«

»Nö. Es war alles verheilt, aber es war eindeutig gespalten.«

»Und ihre Fingernägel?«

»Bis aufs Fleisch abgekaut. Mir wäre fast schlecht geworden. Sie war nicht besonders sauber, und sie muss an ihren Nagelhäutchen gezupft haben, bis sie geblutet haben. Haben Sie so was schon mal gesehen? Nägel, die so kurz sind, dass die Fingerkuppen ganz geschwollen aussehen. Da dreht's einem den Magen um.«

»Und Sie sind sicher, dass Sie sie noch nie zuvor hier gesehen haben?«

»Weder vorher noch nachher.«

»Und wie sind Sie dann darauf gekommen, Kontakt zum Sheriffbüro aufzunehmen?«

»Ich bin auf gar nichts ›gekommen‹. Ich habe in der Zeitung von der Toten gelesen und mich an sie erinnert. Wie gesagt, der Vorfall ist mir im Gedächtnis geblieben, weil sie versucht hat, mich zu übervorteilen.«

»Was hat sie zu der Überzeugung gebracht, dass es dasselbe Mädchen war?«

»Wer hätte es sonst gewesen sein können?«

»Ah. Tja, Sie haben mir sehr geholfen. Danke, dass Sie sich die Zeit genommen haben.« Ich streckte ihr die Hand entgegen.

Sie schüttelte sie zögerlich. »Glauben Sie mir nicht? Sie haben sich ja gar keine Notizen gemacht.«

»Das hab ich alles hier drin«, antwortete ich und tippte mir an den Kopf.

Im Wagen sah ich auf die Straßenkarte. Roxanne saß immer noch auf der Veranda, schaute zu mir her und wunderte sich vermutlich über die Verzögerung. Vielleicht glaubte sie, ich würde mir doch endlich Notizen machen und mir die unsinnigen Pseudoerinnerungen aufschreiben, die sie sich im Lauf der Jahre zusammengebastelt hatte. Ich glaubte nicht direkt, dass sie log. Sie hatte ihre Geschichte nur einfach zu oft erzählt. Inzwischen fantasierte sie entweder wild ins Blaue oder erinnerte sich an ein anderes Mädchen. Ich faltete die Karte in der Mitte und versuchte abzuschätzen, wie weit ich von der Ranch entfernt war. Wenn ich auf der Riverside weiter in südlicher Richtung fuhr und nach rechts abbog, käme ich auf eine Straße, die nach Südosten verlief und fast genau bei Gull Cove auf den Highway 101 stieß. Der Karte zufolge hieß die Straße Galle LeGrand und war vermutlich nach meinem Urgroßvater LeGrand benannt, dessen 9300 Hektar einen beträchtlichen Teil des Gebiets ausmachten. Gewundene, haarfeine blaue Linien standen für die Bäche, die das Land durchzogen.

Ich ließ den VW an und winkte Roxanne beim Wegfahren zu. Sie saß auf der Hängeschaukel, hielt eine frisch angesteckte Zigarette in der Hand und trank noch einen Schluck Bier.

Ich bog auf die Galle LeGrand ein und folgte ihr in südlicher Richtung durch weite, flache, goldene Hügel, die so grün wie Irland werden würden, wenn der Regen zurückkehrte. Dort, wo weit und breit keine Bebauung in Sicht war, hatte ich das Gefühl, als sähe ich alles mit den Augen der frühen Siedler, die die enormen Flächen an jungfräulichem Land bestaunt

hatten, leer und still, bis auf das Kreischen der Vögel. Ich verfehlte die Abzweigung zur Ranch und musste wenden, als ich gemerkt hatte, dass ich schon zu weit gefahren war. Auf dem Rückweg sah ich die Seitenstraße, wo Stacey, Dolan und ich uns mit Arne Johanson getroffen hatten. Das Tor stand jetzt offen, und ein Staubschleier über der Schotterstraße ließ vermuten, dass kürzlich ein Fahrzeug vorbeigekommen war.

Ich fuhr langsam hinein und merkte, wie meine Aufmerksamkeit zu dem Abhang schweifte, wo die Leiche der Unbekannten gefunden worden war. Jetzt sah ich, dass ein Teil der Straße nach links abzweigte und in einer Sackgasse endete, und ich musste daran denken, dass beiläufig die Rede von einem VW-Bus gewesen war, der auf dem Wendeplatz geparkt hatte. Genau wie ein rotes Cabrio mit Nummernschildern aus einem anderen Bundesstaat. Der Name des Mannes, der das gemeldet hatte, fiel mir nicht auf Anhieb ein, aber die Aussage war vielleicht ein Nachhaken wert, wie es Johanson angeregt hatte. Vogel oder so ähnlich. Ich würde den Namen heraussuchen müssen. Langsam fuhr ich den Hügel hinauf und folgte der Route, die Johanson mit dem Jeep eingeschlagen hatte. Ich hoffte schwer, dass die Schilder, die unbefugtes Eindringen verboten, nicht für mich galten.

Das Haus kam in Sichtweite. Es wirkte wie aus einem alten Horrorfilm. Ich parkte in der Einfahrt und näherte mich ihm mit einer seltsamen Mischung aus Beklommenheit und Vorfreude. Kahle hölzerne Spaliere, die in regelmäßigen Abständen an den Verandapfosten angebracht waren, ließen darauf schließen, dass sich dort einst Rosen oder Trichterwinden hochgerankt hatten. Jetzt waren die Beete von Unkraut überwuchert. Ich stieg die Treppe zur Veranda hinauf, die erstaunlich stabil wirkte. Auch

wenn das Haus jetzt eine Ruine war, war es doch ein solider Bau gewesen. Irgendwann hatte man einmal erwogen, das Haus in die Stadt zu versetzen und es als mögliche Touristenattraktion zu restaurieren. Ich konnte nachfühlen, dass die Stadt vor diesem Plan zurückschreckte. Selbst das Vorhaben, das Haus an Ort und Stelle zu renovieren, wäre ein teurer Spaß. Und wozu auch?

Ich probierte die Haustür und stellte zu meinem Erstaunen fest, dass sie unverschlossen war. Ich stieß sie auf und ging hinein. Sofort überfiel mich der massive Geruch von Ruß und Moder. Die nächste halbe Stunde schritt ich von einem Stockwerk zum anderen, mitunter voller Ehrfurcht vor der immer noch spürbaren Vornehmheit. Hohe Decken, die weit ausschwingende Treppe in der Halle, der Marmor und das Mahagoni, die immer noch die Räume zierten. Eine große Spülküche ging in eine riesige Küche über, hinter der sich Dienstbotenräume anschlossen. Eine zweite Treppe führte von dort aus in den ersten Stock. Ich merkte, wie die Erinnerungen aufstiegen. Nebulöse Bilder, formlos und voller Schatten, bewegten sich am Rand meines Gesichtsfelds. Ich hörte Geräusche, Leute, die in einem anderen Zimmer redeten und lachten, ohne dass ich imstande gewesen wäre, die Worte auszumachen.

Ich stand in dem breiten Flur im ersten Stock, als ich hörte, wie jemand unten die Halle betrat. Vom Fuß der Treppe rief jemand: »Kinsey?«

Einen wundervollen Augenblick lang gehörte die Stimme meiner Mutter, und sie war aus dem Reich der Toten zurückgekehrt.

7

Ich trat ans Geländer und spähte über die Brüstung. Tasha stand im Treppenhaus und schaute nach oben. »Ich habe dein Auto draußen stehen sehen.«

»Ich komme runter.«

Ich stieg die Treppe hinab, verlegen, weil ich mich dabei ertappt fühlte, wie ich eigenmächtig im Haus herumstöberte. Sie saß an die Wand gelehnt auf der dritten Stufe von unten. Ich setzte mich auf dieselbe Stufe, allerdings näher ans Geländer.

»Woher hast du gewusst, dass ich hier bin?«

»Arne hat dich mit dem Auto reinfahren sehen und mich angerufen. Meine Kanzlei ist nicht so weit weg.« Sie trug die typische Kluft der Anwältin: einen schicken marineblauen Hosenanzug mit einem weißen Seidentop unter dem zweiknöpfigen Jackett. Dazu eine Perlenkette. Ich hatte mir sagen lassen, dass man echte Perlen von falschen unterscheiden könne, indem man mit den Zähnen darüber fuhr, aber mir war nicht klar, was einem das sagen sollte. Ich hätte es unhöflich gefunden, wenn ich sie gefragt hätte, ob ich mal in ihre Halskette beißen dürfe. Sie hatte dunkle Augen, die sie mit einem rauchfarbenen Eyeliner dezent betont hatte, und eine gerade Nase, während meine leicht buckelig war, da ich sie mir zweimal gebrochen hatte. Ihre dunklen Haare waren geschmackvoll mit blonden Strähnchen durchzogen und im Nacken zusammengebunden. Über der Haarspange sah ich eine rote Chiffonschleife hervorlugen.

Es ist seltsam, jemanden zu betrachten, von dem man weiß, dass er einem ähnelt. Das Gesicht, das wir im Spiegel sehen, ist immer seitenverkehrt, und daher ist unser Eindruck von uns selbst von links nach rechts

gedreht. Wenn Sie vor einem Spiegel stehen und den rechten Zeigefinger auf die rechte Wange legen, sagt Ihnen der Spiegel, dass Sie mit dem linken Zeigefinger die linke Wange berühren. Man kann sich selbst nur dann so sehen, wie einen andere sehen, wenn man einen Spiegel vor den Spiegel hält und sein Abbild darin betrachtet. Was ich jetzt von Tasha sah, war das, was andere von mir sahen. Ihr Gesicht gefiel mir ohnehin wesentlich besser als meines. Meistens ignoriere ich mein Aussehen, nicht aus Abneigung, sondern aus Ratlosigkeit. Unzählige Frauen meistern ein ganzes Arsenal von Kosmetikprodukten: Make-up, Puder, Rouge, Lidschatten, Stifte für Augen, Brauen und Lippen. Ich vermeide es normalerweise, mich zu schminken, da ich zu wenig Erfahrung mit den Auswahl- und Anwendungsverfahren besitze.

Auf den ersten Blick erkannte ich, dass Tasha ein Vollprofi war. Zwar konnte ich nicht all die verschiedenen Arten von Kleister auf ihrem Gesicht identifizieren, aber sie hatte sich gekonnt bemalt. Ihre Haut hatte einen gesunden Glanz, auf ihren Wangen zeigte sich ein Hauch Pink, und ihre Augen wirkten riesig, weil sie so dichte Wimpern hatte. Ich sah, dass sie mich taxierte, während ich sie taxierte. Wir fingen gleichzeitig an zu lächeln, was die Vorstellung, uns selbst anzusehen, noch verstärkte. Unsere Zähne waren identisch.

Sie sagte: »Nach unserem Telefongespräch habe ich lange mit Mom geredet. Ihre Version der Ereignisse ist anders.«

»Ach, wirklich? Wie das?«

»Sie hat gesagt, deine Eltern wären in der Hoffnung auf eine Versöhnung zu Grand und Granddaddy aufgebrochen. Auf dem Weg dorthin sind sie umgekommen. Grand hat sich Vorwürfe gemacht. Tante Gin hat ihr auch Vorwürfe gemacht. Mom sagt,

Grand hätte versucht, in Verbindung zu bleiben, aber Gin wollte nichts davon wissen. Schließlich hat Grand aufgegeben, aber erst, nachdem sie jahrelang versucht hatte, Kontakt zu knüpfen.«

»Schwachsinn. Das glaube ich nicht.«

»Ich verlange nicht, dass du es *glaubst.* Ich erzähle dir nur, was meine Mutter gesagt hat.«

»Ja, natürlich sagt sie das. Sie ist immer noch von Grand abhängig. Wie könnte man es sich leisten, schlecht von jemandem zu denken, der einem den Boden unter den Füßen wegziehen kann? Da tut man doch beinahe alles, um denjenigen in einem so guten Licht wie möglich zu sehen, ganz egal, was er getan hat.«

»Kinsey, wenn du wirklich rausfinden willst, was damals los war, dann darfst du nicht damit anfangen, dass du die Botschaften zurückweist, die du nicht hören willst. Jede Geschichte hat zwei Seiten. Deshalb gibt es ja Gerichte. Um Streitigkeiten zu schlichten.«

»Na prima. Vergleich es mit einem Rechtsstreit. Das bringt dir Punkte«, erwiderte ich. »Die meisten Leute finden Rechtsanwälte unerträglich. Ich bin eine der wenigen, die für diesen Beruf noch Respekt aufbringen.« Ich verstummte, starrte einen Moment auf den Boden und schüttelte dann den Kopf. »Tut mir Leid. Vergiss es. Ich wollte mich nicht wieder mit dir in die Haare kriegen.«

Tasha lächelte verhalten. »Ich hab dir ja gesagt, dass wir nicht miteinander reden können, ohne uns zu streiten.«

»Du provozierst mich.«

»Das ist nicht meine Absicht.«

»Ich weiß. Das Unangenehme ist, dass keine von uns konkrete Beweise hat. Wir können uns ›Hat sie doch! Hat sie nicht!‹ an den Kopf werfen, bis wir schwarz werden. Grands Wort steht gegen das von Tante Gin

oder das von meiner Mutter gegen das von deiner Mom. Es gibt keine greifbaren *Fakten.«*

»Vermutlich nicht. Aber bewahr dir einen offenen Geist. Weiter will ich eigentlich gar nichts.«

»Ich fürchte, dafür ist es zu spät. Seit dem Tag, an dem ich Liza kennen gelernt habe, bin ich fest entschlossen. Ich war damals nicht interessiert, und ich bin es wahrscheinlich auch jetzt nicht.«

»Wenigstens verwendest du das Wort ›wahrscheinlich‹. Das ist doch ein Fortschritt, oder? Früher warst du unerbittlich. Jetzt bist du obstinat.«

»Und was soll das heißen?«

»Widerspenstig, aber nicht mehr so beinhart. Ein enormer Fortschritt.«

Der Kommentar wirkte herablassend, doch ich schüttelte ihn ab. Warum sollte ich beleidigt reagieren, wenn sie es vielleicht gar nicht so gemeint hatte? Ich sagte: »Es kommt mir vor wie eine unerledigte Angelegenheit, und das stört mich. Ganz egal, wie es ausgeht, ich bilde mir gern ein, dass ich das Richtige tue.«

»Das beruht auf Gegenseitigkeit. Wir müssen Rückschau halten und die Vergangenheit noch mal unter die Lupe nehmen. Das tut uns allen gut. Auf jeden Fall haben wir ja Zeit, um die Sache zu klären.«

»Bis jetzt zweiunddreißig Jahre.«

»Was machen dann noch zweiunddreißig weitere aus? Wir können einen seit Jahrzehnten schwelenden Streit nicht mit ein paar lockeren Gesprächen bereinigen.« Sie sah auf die Uhr und stand auf. »Ich muss wieder zur Arbeit. Bist du mit deiner Besichtigung fertig?«

Ich erhob mich. »Im Prinzip ja. Ich hatte gehofft, es würde meinem Gedächtnis auf die Sprünge helfen, aber da regt sich nichts.« Wir blieben beide

gleichzeitig stehen und klopften uns die Hosenböden aus.

Auf dem Weg zur Haustür machten unsere Schuhe knirschende Geräusche auf dem Schmutz, der sich auf dem Marmorfußboden angesammelt hatte. »Wie findest du das Haus?«, fragte Tasha.

»Es muss früher einmal sehr schön gewesen sein.«

Tasha wandte sich um und ließ den Blick durch die Halle und die Treppe hinauf wandern. »Du weißt sicher, dass Grand kurz nach Tante Ritas Tod ausgezogen ist.« Rita Cynthia Kinsey war der Mädchenname meiner Mutter.

»Das wusste ich nicht.«

»Großvater Kinsey war fuchsteufelswild, aber schließlich hat sie ihren Kopf durchgesetzt. Damals haben sie das Haus in der Stadt gekauft. Kannst du dich überhaupt noch an ihn erinnern?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Vielleicht finde ich ja ein paar Familienfotos.«

»Das wäre schön. Ich glaube, ich habe nie von irgendjemandem Bilder gesehen. Tante Gin hat Gefühlsregungen als wehleidiges Getue abgetan. Sie hat zu verhindern gewusst, dass eine von uns in solchen Abgründen versinkt.«

»Sie war ganz schön hart.«

»Allerdings.«

»Also. Ich geh jetzt lieber.«

»Ich auch«, sagte ich. »Eine Bitte habe ich noch. Ich weiß, dass du mit deiner Mutter schon über mich gesprochen hast, aber bitte zieh Grand nicht mit hinein.«

»Ich schweige wie ein Grab.«

Es war fünf nach halb fünf, als ich wieder in Santa Teresa ankam. Ich machte einen Abstecher zur Stadtbibliothek und brachte mein Auto in dem vierstöckigen Parkhaus daneben unter. Mein Gespräch

mit Roxanne Faught hatte heikle Fragen aufgeworfen, wie zum Beispiel, was wusste sie und wann wusste sie es? Ich überlegte, ob es eine Möglichkeit gab, das herauszufinden. Und so trottete ich die mit Teppich belegten Stufen zum Zeitschriftensaal hinab und bat die zuständige Bibliothekarin um die Mikrofilme vom *Santa Teresa Dispatch* aus der Woche vom 3. August 1969. Da die Tote an jenem Sonntag gefunden worden war, schätzte ich, dass die Neuigkeit erst ein oder zwei Tage später in der Zeitung erschienen war. Mit der Filmdose in der Hand setzte ich mich vor das Gerät, zog den Streifen heraus und fädelte ihn unter der Linse ein, indem ich die Perforationslöcher einhängte. Ich drehte an der Handkurbel, bis der Streifen richtig transportiert wurde, drückte dann auf einen Knopf und sah zu, wie die Sonntagszeitung vorüber sauste. Meine Augen nahmen beim Überfliegen eine beträchtliche Informationsmenge auf. Ich überging den Sport- und den Wirtschaftsteil sowie die Kleinanzeigen. Hin und wieder drosselte ich das Tempo, um zu sehen, was los gewesen war. Die Ölpest vor der Küste von Santa Teresa währte schon 190 Tage. Im Kino liefen *Funny Girl, Zum Teufel mit der Unschuld* und *Planet der Affen.* Gerüchte besagten, dass Don Drysdale womöglich aufgrund einer hartnäckigen Verletzung seine vierzehnjährige Karriere als Pitcher beenden musste, und eine vollautomatische Waschmaschine von Westinghouse mit zwei Geschwindigkeiten war für 189,95 Dollar im Angebot.

Als ich bei der Montagszeitung anlangte, bremste ich ganz ab und sah sie Seite für Seite durch. Am Montag, dem 4. August, waren der Entdeckung der Leiche im Grayson Quarry bei Lompoc fünf Absätze in einer Spalte gewidmet. Con Dolan und Stacey Oliphant wurden beide namentlich genannt, doch gab es nur sehr wenig zu berichten. Am nächsten Tag, dem 5.

August, fand ich unter einer Rubrik namens »North County Events« das zweite Häppchen. Mittlerweile war die Autopsie vorgenommen worden, und die Todesursache wurde genannt. In der Hoffnung, das Mädchen identifizieren zu können, wurden ihre immer gleichen körperlichen Eigenheiten angeführt – Haar- und Augenfarbe, Größe und Gewicht. Ich drehte die Spule weiter, über Mittwoch und Donnerstag derselben Woche hinaus. Die Donnerstagszeitung brachte eine kurze Anschlussmeldung mit den gleichen Angaben, die ich bereits in der ersten gelesen hatte. Beiden war eine kurze Beschreibung der Kleidung des Mädchens zu entnehmen, wobei die dunkelblaue Voile-Bluse und die Hose mit dem Margeritenmuster beschrieben wurden. Keiner der beiden Artikel nannte die Farbe der Hose. Ich wusste aus dem Polizeibericht, dass die Margeriten dunkelblau mit einem roten Tupfen in der Mitte waren und der Hintergrund weiß war, aber wenn man sich nur auf diese Angaben stützte, so lag die Annahme nahe, dass die Margeriten eben »margeritenfarben« waren, wie es Roxanne Faught so treffend formuliert hatte. Wenn ich ihre Gewissheit hinsichtlich des gespaltenen Ohrläppchens, der großen Füße, der breiten Handgelenke und der völlig abgekauten Nägel in Betracht zog, dann bezweifelte ich, dass das Mädchen, mit dem sie zu tun gehabt hatte, tatsächlich unsere Unbekannte war. Denkbar war es natürlich allemal. Die Aussagen von Augenzeugen stehen oft auf wackeligen Beinen, da sie leicht beeinflussbar sind und bei jedem erneuten Erzählvorgang leicht abgeändert werden. Roxanne hatte zugegeben, dass sie genau die Zeitungsausschnitte, die ich jetzt vor mir hatte, noch einmal durchgelesen hatte. Ich wollte zwar das, was sie gesagt hatte, nicht komplett abtun, doch ich fragte mich, ob es unsere Ermittlungen weiterbrachte. Stacey

hatte gehofft, einen Zeitrahmen festlegen zu können, indem er von Roxannes Begegnung zu dem Zeitpunkt zurückging, als Cloris Bargo das Mädchen bei Colgate beim Trampen gesehen hatte. Nun hatte Cloris widerrufen, und Roxannes Beobachtungen waren zu verfälscht. Ich spulte vor. In derselben Woche, am 9. August, waren fünf Personen, darunter die Film- und Fernsehschauspielerin Sharon Tate, in einer Villa in Bel Air ermordet aufgefunden worden. Zwei Tage später waren Leno und Rosemary LaBianca auf eine Art und Weise umgebracht worden, die den Tate-Morden stark ähnelte. Ich spulte weiter vor, doch unsere Unbekannte wurde nicht mehr erwähnt. Also machte ich mir ein paar Notizen auf meine Karteikarten, kopierte die Zeitungsartikel, bezahlte sie am Tresen und ging zu meinem Auto zurück.

Es war erst kurz nach fünf. Con war garantiert im CC's und kippte Happy-Hour-Drinks zum Zwei-für-einen-Preis. In meinem Interesse hoffte ich, dass er das noch nicht lange trieb. Ich sah seinen Wagen, sobald ich vor der Kneipe hielt, aber sonst war der Parkplatz leer. Auf der anderen Straßenseite, im Vogelschutzgebiet, begannen zwei Frauen in Joggingklamotten gerade einen Spaziergang und plauderten angeregt miteinander. Näher am Wasser sah eine Mutter gelassen zu, wie ihr fünfjähriges Kind direkt unter einem Schild mit der Aufschrift BITTE DIE VÖGEL NICHT FÜTTERN die Möwen mit altbackenem Brot beglückte.

Ich betrat das CC's und blieb in der Tür stehen, damit sich meine Augen umstellen konnten. Ein Balken Tageslicht war zur offenen Tür hereingefallen und betonte den Kontrast zwischen dem CC's und der Außenwelt. Drinnen war es finster. Im vorderen Teil des Raums war kein Mensch außer dem Barkeeper und einer Kellnerin, die sich in ein vertrauliches Gespräch

vertieft hatten. Stacey und Dolan saßen ganz hinten in einer Nische. Stacey erhob sich, als ich hereinkam. Heute sah er besser aus. »Hi. Bin ich zu spät dran?«, sagte ich.

»Überhaupt nicht«, erwiderte Dolan. Beide hatten Gläser vor sich stehen. Dolans Whiskey war dunkel genug, um als Eistee durchzugehen. Staceys Glas war abgesehen von den Eiswürfeln und einem Schnitz frisch ausgepresster Limone leer. Dolan hievte sich im selben Moment hoch, als Stacey sich setzte. »Was soll ich Ihnen holen?«

»Erst mal nur Wasser. Vielleicht später noch was anderes.«

»Ich nehme noch einen Tanqueray mit Tonic.«

Dolan runzelte die Stirn. »Du hast gerade erst einen getrunken.

Ich dachte, dein Doc wollte nicht, dass du Medikamente mit Sprit mischst.«

»Falle ich sonst tot um oder was? Spar dir deine Bedenken. Ich übernehme die volle Verantwortung. Damit täte ich mir ja selbst einen Gefallen.«

Dolan machte eine ungeduldige Geste und marschierte dann in Richtung Bar. Ich ließ mich in die Nische gleiten und stellte meine Tasche auf den Platz neben mich.

»Wie war Ihr Tag?«, erkundigte sich Stacey.

»So lala. Ich erzähl's Ihnen, sobald er zurückkommt.«

Stacey fasste in seine Jackentasche und nahm eine Pfeife und einen Tabaksbeutel heraus. Dann füllte er den Pfeifenkopf. Er fischte in einer anderen Tasche nach einem Pfeifenstopfer und drückte den Tabak fest, bevor er ein hölzernes Streichholz herausnahm und es an der Unterseite des Tisches anriss. Ich wartete, während er an seiner Pfeife zog. Der Rauch roch süß, wie eine Wiese voller getrocknetem Heu.

Ich sagte: »Sie sind genauso schlimm wie er.«

Stacey schmunzelte. »Aber stellen Sie sich mal vor, ich habe nur noch ein paar Monate zu leben. Warum soll ich mir dann irgendwas verkneifen? Es kommt alles auf den Standpunkt des Betrachters an.«

»Da gebe ich Ihnen Recht.«

Wir plauderten noch ein bisschen, bis Dolan zurückkam. Er trug ein Tablett mit meinem Wasser und zwei frischen Drinks für die beiden. Außerdem hatte er Servietten, eine Schale Popcorn und ein Glas voller Nüsse mitgebracht.

»Alle Achtung, er lädt uns zum Essen ein«, sagte Stacey.

»Hey, ich hab schließlich Stil. Was man von dir nicht unbedingt behaupten kann.«

Die Luft war kühl und frei von Zigarettenrauch, was Dolan sofort korrigierte, als er sich hinsetzte. Ich beschwerte mich gar nicht erst. Staceys Pfeifentabak und Dolans Zigarettenrauch überdeckten die leisen Schwaden der Giftgase aus der Ausgrabungsstätte draußen. Dolan nahm sich eine Hand voll Nüsse und warf sie sich eine nach der anderen in den Mund, während er mich ansah. »Was haben Sie rausgefunden?«

»Es wird Ihnen nicht gefallen.« Ich schilderte ihm kurz meine Fahrten und berichtete dann von Cloris Bargo und der Lüge, die sie erzählt hatte.

Stacey sagte: »Ich habe selbst zweimal mit ihr gesprochen, und sie hat nie ein Wort davon erwähnt.«

»Das machen eben mein Charme und meine Raffinesse.«

»Tja, Scheiße. Ich habe gar nicht gewusst, dass sie mit Joe Mandel verheiratet ist. Er hat mit uns an diesem Fall gearbeitet.«

»Ich weiß. Ich habe mich an den Namen erinnert.«

Dolan sagte: »Nicht zu fassen, dass sie uns auf den Arm genommen hat. Hat sie das ernsthaft zugegeben?«

»Ja, schon. Sie hat gemeint, damals hätte sie kein Problem dabei gesehen.«

»Vergessen wir sie einfach«, sagte Stacey. »Ist doch sinnlos, uns in ihre Angelegenheiten einzumischen. Was wir allerdings tun könnten, wäre, Joe zu fragen, ob er die Sachen der Unbekannten für uns ausgraben würde. Wäre nämlich gut, sich die mal anzusehen. Vielleicht kommt uns dann eine Idee. Ich rufe dort an und kläre es mit dem Sheriff ab. Ich glaube zwar nicht, dass er was dagegen hat, aber man weiß ja nie.« Er notierte sich etwas und wandte sich dann wieder mir zu. »Und sonst?«

»Danach bin ich nach Lompoc gefahren und habe einen Abstecher zu dem Laden in Gull Cove gemacht. Er ist übrigens geschlossen.« Ich schilderte mein Gespräch mit Roxanne Faught, was sie gesagt hatte und inwiefern die Geschichte, die sie mir erzählt hatte, von dem abwich, was wir wussten. Um meine Aussagen zu illustrieren, zeigte ich ihnen die Zeitungsausschnitte. »Wahrscheinlich hat sie sich die Details hier rausgesucht, und das heißt, dass wir uns nicht auf sie verlassen können. Ich glaube ihr zwar, dass sie ein Mädchen gesehen hat, aber das war nicht unbedingt unsere Unbekannte.«

»Ein Jammer. Klingt alles nach Sackgasse«, erklärte Dolan.

»Sackgassen sind unvermeidlich«, sagte Stacey. »So läuft der Hase eben. Wir werden immer wieder auf welche stoßen. Das sagt uns nur, dass wir wieder zurückgehen und woanders weitersuchen müssen. Zum Glück haben wir es wenigstens jetzt erfahren und nicht erst, nachdem wir schon einen Haufen Zeit darauf verschwendet haben.«

»Damit ist unsere Tramperinnentheorie jedenfalls beim Teufel«, schimpfte Dolan.

»Vielleicht, vielleicht auch nicht. Sie hätte ja mit Bahn oder Bus nach Lompoc gefahren sein können und von dort weitergetrampt sein.«

Ich fragte Dolan: »Was ist mit den Fahrzeugen, die dort in der Gegend gesehen worden sind? Kann man die überprüfen?«

»Johanson hat irgendwas von einem Hippie-Bus gesagt. Wir könnten diesen Typen aufsuchen – wie heißt er gleich?«

»Vogel.«

»Genau den. Warum fragen wir ihn nicht mal, woran er sich erinnert?«

»Es ist ziemlich weit hergeholt«, sagte ich.

»Das ist auch alles andere, was uns bisher eingefallen ist.«

Stacey überging diese Bemerkung und konzentrierte sich weiter auf seine ursprüngliche Frage danach, wo das Mädchen hergekommen war. »Eine weitere Möglichkeit wäre, dass sie mit einem Bekannten nach Lompoc gefahren ist und bei ihm gewohnt hat, bis sie sich erneut auf den Weg gemacht hat.«

Dolan verzog missmutig das Gesicht. »Kannst du dich davon jetzt mal lösen? Das hatten wir doch schon. Wenn sie hier in der Gegend Freunde gehabt hätte, dann hätten die sich gefragt, was passiert ist, sobald sie verschwunden war.«

»Nicht, wenn sie ihnen erzählt hat, dass sie unterwegs nach Norden ist. Stellt euch vor, sie bleibt ein paar Nächte in Lompoc und bricht dann mit dem Ziel San Francisco auf. Sie geht zur Tür hinaus, begegnet dem Teufel in Person und findet den Tod.«

»Dann würden sie trotzdem eins und eins zusammenzählen, sobald der Mord bekannt wird.«

Stacey rutschte gereizt hin und her. »Wir werden nicht auf jede Frage, die wir stellen, eine Antwort finden.«

»Bis jetzt haben wir auf überhaupt nichts eine Antwort gefunden«, bemerkte ich.

Stacey winkte ab. »Vielleicht liegt unser Fehler gerade in der Annahme, dass sie von woanders stammt. Nehmt mal an, sie ist von hier. Jemand bringt sie um und denkt sich dann eine Geschichte aus, die erklärt, wohin sie verschwunden ist. Deshalb wurde sie nicht vermisst gemeldet. Das gehört zur Vertuschungsaktion.«

Dolan schüttelte den Kopf.

»Was spricht denn dagegen?«

Dolan lehnte sich zurück. »Niemand lebt im luftleeren Raum. Sie muss Freunde und Verwandte gehabt haben. Sie hat gearbeitet oder ist zur Schule gegangen. Irgendwas muss sie verdammt noch mal gemacht haben. *Irgendjemand* muss stutzig geworden sein. Dieses Mädchen ist sozusagen vom Erdboden verschluckt worden, und ihr wollt mir weismachen, dass das kein Mensch gemerkt hat? Daran ist doch was faul.«

Ich erwiderte: »Aber Dolan, denken Sie an die vielen Jugendlichen, die damals verschwunden sind. Es müssen Dutzende gewesen sein, die nie wieder aufgetaucht sind. Ihre Familien träumen wahrscheinlich noch heute davon, dass sie eines Tages wiederkommen.«

Stacey schlug vor: »Warum vergessen wir nicht einfach diesen Aspekt und gehen die Sache aus der anderen Richtung an?«

»Und die wäre?«, fragte ich.

»Was wir vorhin angesprochen haben: Wir gehen davon aus, dass Frankie sie umgebracht hat, und versuchen, wasserdichte Beweise dafür zu finden.«

»Auf welcher Grundlage denn? Schließen Sie die Lücke, dann können wir aufhören, uns ständig im Kreis zu drehen«, sagte ich.

»Das tun wir doch sowieso. Bloß ist die Übung sinnlos, wenn sich rausstellt, dass wir auf dem Holzweg sind. Was meinst du, Con?«

»Da bin ich ganz deiner Meinung. Schlechter fahren wir damit auch nicht. Ich hatte schon immer den Verdacht, dass Frankie die Finger im Spiel gehabt hat.«

Stacey sah mich an. »Sie sind der Boss«, sagte ich.

»Allerdings. Dann zeige ich euch mal, was ich habe.«

Er öffnete einen Aktendeckel und nahm zwei aneinander hängende Blätter Computerpapier mit perforierten Rändern heraus. Ich beäugte die blasse Schrift. Es war eine verkürzte Fassung von Frankie Miracles Vorstrafenregister, angefangen mit seiner ersten Festnahme in Venice, Kalifornien, im Januar 1964. Stacey nahm das Blatt und begann die lange Reihe von Straftaten herunterzurasseln. »Ein liebenswertes Kerlchen. Hört euch das an. 1964. Der Knabe ist einundzwanzig Jahre alt und wird wegen Trunkenheit und Widerstands gegen die Staatsgewalt verhaftet. Er muss fünfundzwanzig Dollar Strafe zahlen und bekommt ein Jahr Bewährung. Na gut. Kein Problem. Sein erster Konflikt mit dem Gesetz …«

»Von dem wir wissen«, ergänzte Dolan.

Stacey schmunzelte. »Das stimmt. Aber Halbstarke sind eben so. Kein Mensch will den Jungen wegen öffentlicher Trunkenheit hinrichten. Im Mai desselben Jahres ist er wegen Einbruchs und Beihilfe zur Straffälligkeit einer Minderjährigen festgenommen worden. Wahrscheinlich hat er eine Dreizehnjährige gebumst. Das wäre in etwa seine Preislage. Dann hat er wieder Bewährung gekriegt. Im Februar 1965 ist er wegen eines weiteren Einbruchs verhaftet worden. Er

hat auf schuldig plädiert; die Strafe belief sich auf sechs Monate Gefängnis und dann Bewährung. Der Richter ist wirklich hart mit ihm umgesprungen«, sagte er voller Ironie. »Juni 1965. Wieder Einbruch. Diesmal wird die Bewährung widerrufen, und er wird zu sechs Monaten bis fünfzehn Jahren im Staatsgefängnis verurteilt. Nach sechs Monaten entlassen sie ihn. Dezember 1965. Trunkenheit und Erregung öffentlichen Ärgernisses, tätlicher Angriff und Besitz von Marihuana. Zur psychiatrischen Untersuchung sowie zur Behandlung von Alkohol- und Drogenabhängigkeit eingeliefert.« Stacey schnaubte verächtlich. »Der Typ ist das Letzte. Das wissen wir alle. April 1966 – Einbruch und Flucht. November 1966 – Raubüberfall, Entführung und versuchte Vergewaltigung. Diesmal haben sie noch tätlichen Angriff und Besitz einer gefährlichen Waffe hinzugefügt. März 1967 – der nächste Einbruch. Ach, und hier ist noch ein richtiges Schmankerl. Nicht zu fassen, dass dieser Typ wieder frei rumläuft. Im Januar 1968 hat Frankie auf einem Supermarktparkplatz eine Frau entführt. Danach wurde er wegen Entführung, tätlichen Angriffs, Raubüberfalls, Oral- und Analverkehrs sowie versuchten Mordes belangt. Wahrscheinlich hat die Frau keine Nacht mehr ruhig geschlafen, seit sie ihm über den Weg gelaufen ist. Januar 1969 – versuchte Entführung, Geschlechtsverkehr mit Minderjährigen und Beihilfe zur Straffälligkeit einer Minderjährigen. Jetzt kommen langsam die dicken Dinger. Im März 1969 haben sie ihn wegen bewaffneten Raubüberfalls, tätlichen Angriffs und versuchten Mordes festgenommen. Die Anklage ist abgewiesen worden. Wahrscheinlich haben die Cops das Geständnis aus ihm herausgeprügelt, und der gesetzliche Verteidiger hat den ganzen Prozess gekippt. Irgendwann im Juni

hat er eine Sechzehnjährige namens Iona Mathis kennen gelernt. Er war kurz mit ihr verheiratet – ein halbes Jahr, glaube ich. Also ungefähr so lang wie manche seiner Haftstrafen. Das führt uns nach Venice, Kalifornien, Ende Juli, wo Frankie Cathy Lee Pearse umgebracht hat.« Stacey schüttelte den Kopf. »Gott segne die Gerichte. Wenn die ihren Job ernst genommen hätten, hätten sie ihr das Leben retten können.«

Ich fragte: »Wie hat er es geschafft, mit alldem so locker davonzukommen?«

»Das ist leicht«, antwortete Dolan. Er drückte eine Zigarette aus und steckte sich die nächste an. »Er hat gewusst, wie man das System austrickst. Jedes Mal, wenn man ihm mehrere Straftaten angelastet hat, hat er bei einer auf schuldig plädiert – im Austausch dafür, dass man die anderen fallen lässt. Sie kennen Frankie nicht. Er kann unheimlich charmant sein. Er hat es hingekriegt, dass sich Richter und Staatsanwälte ein Bein ausgerissen haben, um ihm eine Chance zu geben, wieder auf den rechten Weg zurückzufinden.«

Stacey schob das Vorstrafenregister in den Ordner zurück. »Er ist immer wieder nach dem alten System mit den unbestimmten Strafmaßen zu Haft im Staatsgefängnis verurteilt worden. Oder man hat ihn automatisch auf Bewährung entlassen. Der längste Zeitraum zwischen zwei Verbrechen, den er je geschafft hat, war die Phase zwischen März ‘67 und November ‘68.«

»Ich wette einen Dollar, dass er bloß nicht geschnappt worden ist. Seit er angefangen hat, hat er nie eine so lange Pause zwischen zwei Verbrechen eingelegt«, sagte Dolan.

»Da hast du wahrscheinlich Recht. Wenn man sich das Muster betrachtet, sieht man auch, dass der Einsatz steigt. Die Gewalt eskaliert. Die Zeitspanne

zwischen den Straftaten wird kürzer und kürzer, bis er Cathy Lee umbringt. Und selbst dafür hat er nur siebzehn Jahre einer lebenslänglichen Haftstrafe abgesessen, also hat er immer noch Glück gehabt. Anstelle von Cathy Lees Eltern wäre ich stinksauer.«

»Was haben wir noch?«, fragte ich.

Dolan zog ein zerfleddertes Notizbuch aus der Jackentasche, begann die Seiten durchzublättern und drückte auf seinen Kugelschreiber. »Frankies Zellengenossen. Ingesamt waren es zwölf, aber die Hälfte der letzten bekannten Adressen hat sich als falsch erwiesen. Zwei davon sitzen im Staatsgefängnis und einer in einem Bundesgefängnis in Yankton, South Dakota. Von dreien weiß ich genau, wo sie sich aufhalten: Lorenzo Rickman, Pudgie Clifton und John Luchek.«

Stacey sagte: »Luchek kannst du streichen. Der ist 1975 bei einem Autounfall umgekommen. Ein Besoffener ist frontal in ihn reingerauscht.«

»Genau. Das entspricht meinen Informationen.« Dolan strich den Namen durch. »Rickman ist auf Bewährung entlassen worden. Es heißt, er wäre neuerdings ein richtig braver Junge. Er arbeitet als Automechaniker bei irgendeinem Betrieb in Colgate. Den Namen habe ich hier irgendwo. Stacey fährt am Montag dort vorbei und plaudert ein bisschen mit ihm. Damit bleibt noch Clifton, der momentan den letzten Rest einer Strafe von neunzig Tagen wegen eines minder schweren Vergehens absitzt. Ich habe mir von jedem dieser Typen ein Foto besorgt, falls ihr was braucht, um das Gedächtnis der Leute aufzufrischen. Außerdem habe ich ein paar andere Fotos darunter gemischt, damit man uns nicht vorwerfen kann, die Zeugen zu beeinflussen – immer vorausgesetzt, wir finden überhaupt welche.«

»Bleiben wir mal optimistisch. Es kostet ja nichts«, sagte Stacey.

Dolan reichte mir und Stacey je einen Packen Fotos. Stacey meinte: »Kinsey soll mit Pudgie reden. Er ist der Typ, der auf ihren weiblichen Charme anspricht.«

»Als ob ich so was hätte.«

»Unterschätzen Sie sich nicht.«

»Damit bleibt noch Frankie.«

»Wir können's ja ausknobeln, aber das verschieben wir lieber, bis wir die beiden anderen kontaktiert haben.« Stacey zuckte zusammen, fuhr abrupt hoch und sagte: »Scheiße! Moment mal kurz.«

»Wo fehlt's denn?«, fragte Dolan.

Stacey stöhnte und sog mit verkrampfter Miene Luft durch die Zähne ein. »Mein verfluchtes Kreuz macht wieder Ärger. *Herrgott, tut das weh.* Der Schmerz geht durch bis ins Bein.«

»Was sagt denn der Arzt?«

»Woher soll ich das wissen? Es ist ja nichts Lebensbedrohliches. Ich hab's dir doch gesagt – ich hab mir 'nen Muskel gezerrt. Ich kann nicht wegen jedem Pipifax in der Onkologie anrufen.« Er beugte sich zur Seite und reckte sich. Nach einer Weile stellte er sich wieder aufrecht hin und holte lange, gemächlich und tief Atem.

»Besser?«

»Viel besser. Entschuldigt die Unterbrechung. Der verfluchte Mist hat mich eiskalt erwischt.«

»Würdest du dir bitte die Selbstdiagnose sparen und den Knaben anrufen?«

»Ich habe eine *Ärztin,* du sexistischer Sack. Sei mal ein bisschen vorsichtiger mit deinen Mutmaßungen.«

»Spar dir das blöde Geschwätz, Stace. Das ist doch nichts als Verschleierungstaktik. Du tust so, als hättest du die Kreuzschmerzen erst seit zwei Tagen, dabei jammerst du schon seit Wochen darüber. Du hättest

die Docs mal einen Blick drauf werfen lassen sollen, als du im Krankenhaus warst.«

»Da hat es nicht wehgetan.«

»Ach, zum Kuckuck noch mal! Weißt du was? Das nennt man ›Verdrängung‹. Du versuchst ein Problem kleinzureden, das verdammt schwerwiegend sein könnte. Himmelherrgott, sag mir den Namen von dem Mädel, dann rufe ich sie selbst an.«

»Das tust du nicht.«

»Dann ruf *du* sie an.«

»Mach ich. Wollte ich sowieso.«

»Jetzt.«

»Con, gib endlich Ruhe! Es ist fünf Uhr vorbei. Sie ist wahrscheinlich schon gegangen.«

»Dann ruf beim Auftragsdienst an, hinterlass die Nummer vom CC's und lass sie anpiepsen. Wir können warten. Wenn du sie nicht anrufst, rufe ich sie an. Ich habe dein Gejaule satt.«

»Du weißt ja nicht mal, wie sie heißt.«

»Das krieg ich raus.«

»Mach dich nicht lächerlich.«

»Spar dir die Einwände. Vielleicht gibt sie dir ein bisschen Valium, damit du nachts besser schläfst.«

Stacey schüttelte den Kopf. »Ich hab keine Lust, mich wegen dir zu blamieren.« Trotz seines Gemurres und Geschimpfes stand er auf und machte sich auf die Suche nach einem Telefon.

Dolan und ich saßen da, ohne uns anzusehen. Mir war genauso unbehaglich zumute wie ihm. Schließlich sagte ich: »Ist mit Ihnen beiden alles in Ordnung? Sie wirken gereizt.«

»Zwischen uns ist alles in Butter. Er nervt mich bloß. Es geht überhaupt nicht um seinen Rücken. Der Mann hat Depressionen. Er glaubt, der Krebs hat sich ausgebreitet, und deshalb will er sich nicht untersuchen lassen.«

»Das habe ich wohl nicht mitgekriegt. Mir ist er eigentlich ganz munter vorgekommen. Abgesehen von seinem Kreuz, meine ich.«

»Aber nur, weil er Ihnen zuliebe eine Show abzieht. Sie hätten ihn hören müssen, bevor Sie gekommen sind. Der Scheiß macht ihn fertig. Wenn er eine Pistole dabeihätte, hätte er sich schon ein Loch in den Kopf geschossen. Er steht so kurz davor.« Dolan hielt Daumen und Zeigefinger mit knapp einem Zentimeter Abstand voneinander in die Höhe.

»Das ist nicht Ihr Ernst.«

»Doch. Er wollte ja nicht mal die Chemo machen, bis ich ihn dazu überredet habe. Seiner Meinung nach steht er sowieso schon mit einem Bein im Grab, also warum das Elend verlängern? Bringen wir's hinter uns, sagt er sich.«

»Und was, wenn der Krebs in seine Knochen gewandert ist?«

»Verdammt, jetzt fangen Sie nicht auch noch an. Seien Sie nicht so negativ.«

»Ich sage ja nur, dass ich verstehe, was in ihm vorgeht.«

»Tja, behalten Sie Ihre Meinung für sich.«

»Meine Meinung spielt keine Rolle. Er kann machen, was er will. Es ist sein Leben.«

»Irrtum. Ein paar aufmunternde Worte würden ihm gut tun. Er braucht jemanden, der ihm klar macht, wie egoistisch das ist.«

»Sich umzubringen? Inwiefern?«

»Leute, die sich umbringen, sind die schlimmsten Narzissten. Wie kommt er überhaupt auf die Idee, dass sich alles um ihn dreht? Ich stecke auch mit drin. Dreißig Jahre beim Teufel, und das alles, weil er ein verfluchter, feiger Schlappschwanz ist und die Sache nicht durchsteht.«

»Aber was, wenn es wirklich zu Ende geht? Ich verstehe nicht, was Sie wollen.«

»Ich will, dass er zur Abwechslung mal an jemand anders denkt.«

»Wenn man nicht einmal angesichts des Todes an sich selbst denken darf, wann denn dann?«, entgegnete ich.

Kurz darauf kam Stacey zurück, und wir brachen unser Gespräch ab. Er wollte sich nicht setzen, sondern blieb mit ins Kreuz gepressten Fäusten neben dem Tisch stehen.

Dolan zündete sich noch eine Zigarette an und hustete postwendend in seine Faust. »Was hat sie gesagt?«

Stacey fegte den Zigarettenrauch vor seinem Gesicht beiseite. »Ich soll morgen früh gleich als Erster kommen. Vielleicht röntgt sie mich oder macht eine Computertomographie.«

»Was hat die denn für Vorstellungen? Hast du ihr gesagt, wie schlimm es ist? Sie muss dir sofort einen Termin geben und zusehen, dass sie rausfindet, was zum Teufel mit dir los ist.«

»Himmelherrgott noch mal. Hör auf mit dem Gekeife. Es ist kein Notfall, also spar dir deine Atemluft. Außerdem bin ich müde und will nach Hause. Ich kann nicht den ganzen Abend hier hocken und trinken wie bestimmte andere Leute.«

»Setz dich. Du hast noch nicht zu Abend gegessen. Du musst was zu dir nehmen. Ich lade dich ein.«

»Ich habe was zu essen zu Hause. Bleibt ihr ruhig hier. Ich nehme mir ein Taxi.«

»Ich fahre Sie«, sagte ich. »Mein Auto steht draußen.«

»Nicht nötig. Ich komme auch alleine heim.«

»Ehrlich, es macht mir nichts. Ich muss ja selbst auch nach Hause fahren.«

Ich griff nach meiner Tasche und nahm die Schlüssel heraus. Stacey bewegte sich bereits auf die Tür zu, als ich aus der Nische rutschte.

Dolan drückte seine Zigarette aus. »Das übernehme ich.«

Schließlich gingen wir alle gleichzeitig. Stacey saß bei Dolan im Wagen, und ich fuhr allein. Dolan nahm den Weg in Richtung Freeway. Ich bog am Cabana Boulevard rechts ab und folgte der Straße, die sich am Strand entlangschlängelt. Es war noch nicht ganz dunkel, doch vom Meer zog Nebel auf und verhüllte die Küste. Ich parkte in Henrys Einfahrt. Morgen am Spätnachmittag würde er zurückkommen. Ich schloss seine Haustür auf und machte einen kurzen Kontrollgang, um mich zu vergewissern, dass alles in Ordnung war. Kein Wasserrohrbruch, kein Stromausfall und keine sonstigen Störungen. Einen Augenblick lang stand ich in seiner Küche und atmete den nachhaltigen Geruch von Hefe und Zimt ein – Henrys hausgemachtes Kleingebäck. Einen Tag würde ich ja wohl noch überstehen.

Kurz darauf war ich zu Hause und für diese Nacht weg von der Straße. Vier Minuten vor sechs an einem Freitagabend, und ich hatte rein gar nichts vor. Ich machte mir ein Sandwich mit Oliven- Paprika-Käse auf Weizenvollkornbrot und schnitt es in vier Teile. Dann schenkte ich mir ein Glas Wein ein, legte mich mit der Akte über die unbekannte Tote auf die Couch und begann noch einmal auf Seite eins. Manchmal arbeitet man eben, weil man nichts anderes zu tun hat.

8

Um fünf nach halb zwei in der Nacht wurde ich aus dem Tiefschlaf gerissen: Es war Dolan, der aus der Notaufnahme im St. Terry's anrief.

»Das mit Staceys Rücken ist noch schlimmer geworden, nachdem ich ihn abgesetzt habe. Er hat um Mitternacht bei mir angerufen und mich gebeten, ihn ins Krankenhaus zu bringen. Dort haben sie bloß einen Blick auf ihn geworfen und sofort den Dienst habenden Arzt gerufen. Ich warte jetzt darauf, was der Knabe zu sagen hat.«

»Soll ich rüberkommen?«

»Moment mal bitte.« Er legte eine Hand über die Sprechmuschel und sprach in gedämpfter Lautstärke mit jemandem. Als er sich wieder meldete, sagte er: »Ich rufe Sie gleich noch mal an. Sobald ich weiß, was los ist.«

Ich legte den Hörer auf. Mittlerweile war ich hellwach. Wenn Dolan ohnehin noch mal anrufen wollte, war es sinnlos, wieder einzuschlafen. Ich machte Licht und tastete nach meinen Laufschuhen. Da ich meine neuen Effizienzmaßnahmen beherzigt hatte, trug ich bereits Jogginganzug und Sportsocken. Ich musste mir nur noch die Zähne putzen und mir mit den nassen Händen durch meinen Haarwust fahren, und schon konnte ich aufbrechen.

Ich parkte an einer Seitenstraße gegenüber dem Eingang zur Notaufnahme. Zu dieser Tageszeit finde ich die Stadt herrlich. Es herrscht wenig Verkehr, die Straßen sind leer und die meisten Geschäfte haben geschlossen. Die Temperatur war auf unter zehn Grad gefallen, und die Lichter in der Notaufnahme wirkten einladend. Offenbar war die an Wochenenden übliche Verletzungswelle noch nicht ins Rollen gekommen,

denn die Rezeption war verlassen und still. Dolan saß im Empfangsbereich und las eine Zeitschrift. Er stand auf, als er mich sah.

Ohne nachzudenken drückte ich ihm einen Schmatz auf die Wange. »Wie geht's ihm?«

»Sie sind gerade dabei, ihn stationär aufzunehmen. Die Fahrt hierher hätte ich Ihnen aber ersparen können. Ich habe versucht, Sie noch mal anzurufen, aber da waren Sie wohl schon weg.«

»Keine Sorge. Ich war sowieso auf. Und jetzt? Dürfen Sie ihn noch mal sehen?«

»Sie haben ihm etwas gegen die Schmerzen gegeben, und jetzt schläft er. Wahrscheinlich merkt er gar nichts, aber mir ist wohler, wenn ich noch mal nach ihm sehe. Danach will ich kurz bei ihm zu Hause vorbeifahren und ein paar Sachen holen. Zahnbürste, Kamm und so was.«

»Soll ich uns einen Becher Kaffee besorgen? Irgendwo hier muss es doch einen Automaten geben.«

Wir saßen eine halbe Stunde beisammen und schlürften bedenklich riechenden lauwarmen Kaffee aus dicken Pappbechern mit Griffen, die aussahen wie flach angelegte Schmetterlingsflügel. Dolan fragte: »Was haben Sie überhaupt zu Hause getrieben? Ich wollte Ihnen eigentlich eine Nachricht auf Band aufsprechen. Ich war der festen Überzeugung, dass Sie mit jemandem ausgegangen sind.«

»Man geht heutzutage nicht mehr aus; jedenfalls ich nicht.«

»Warum denn nicht? Was spricht dagegen? Wie wollen Sie sonst jemanden kennen lernen?«

»Ich will überhaupt niemanden kennen lernen. Mir fehlt nichts, besten Dank. Und was ist mit Ihnen? Sie sind Single. Gehen Sie aus?«

»Ich bin zu alt.«

»Ich auch«, erwiderte ich und spähte zu ihm hinüber. »Wie lang ist es her, dass Ihre Frau gestorben ist?«

»Heute sind es zehn Monate.« Er schwieg einen Moment und sagte dann: »Wissen Sie, was mich wirklich quält? Jahrelang hat sie mich bedrängt, eine Kreuzfahrt mit ihr zu machen. Mir war schon allein die Vorstellung zuwider. Tahiti. Alaska. Sie hat bunte Prospekte voller Bilder mitgebracht, auf denen fröhliche Menschen, alle unter dreißig, auf dem Oberdeck stehen und Champagnerkelche in den Händen halten. Sonnenuntergänge. Romantik. Wenn man umgeblättert hat, kamen Fotos mit Bergen von Essen, mit dem man sich vierundzwanzig Stunden am Tag voll stopfen kann. Allein der Anblick genügt, damit einem die Magengeschwüre aufbrechen. Für mich ist es ein Albtraum, eingesperrt zu sein, und ich hatte Angst davor, mit einem Haufen Idioten festzusitzen. Klingt das abwegig?«

»Glauben Sie, sie wollte unbedingt eine Kreuzfahrt machen oder einfach nur eine Reise irgendwohin?«

Dolan wandte sich zur Seite und sah mich an. »Das habe ich sie nie gefragt.«

Um Viertel vor drei war ich wieder zu Hause, wo ich bis zehn Uhr unruhig schlief. Das Bezirksgefängnis von Santa Teresa ist in einem zweistöckigen Bau mit einer Fläche von 1300 Quadratmetern untergebracht und hat hundertzwanzig Betten, die von lediglich zwei Aufsehern betreut werden, von denen einer die hochmoderne Sicherheitsanlage mit ihren Reihen von Monitoren überwacht.

Vom Schlafmangel völlig ausgelaugt steuerte ich den VW in eine der Parklücken davor, ging durch den Haupteingang hinein und nahm mir ein Formular für

einen Besuchsantrag. Ich trug meinen Namen ein, gab es der Angestellten am Schalter und wartete dann in der Vorhalle, bis sich zu Pudgie herumgesprochen hatte, dass er Besuch hatte. Ich konnte mir seine Verblüffung ausmalen, da ich mir ziemlich sicher war, dass er noch nie von mir gehört hatte. Doch seine Neugier (oder seine Langeweile) hatte offenbar gesiegt, da die Angestellte zurückkam und mir mitteilte, dass er eingewilligt hatte, mich zu empfangen. Sie nannte mir die Kabinennummer, wo ich ihn treffen konnte.

Zu zehnt bestiegen wir den Aufzug: zwei einzelne Frauen und drei Mütter mit einem Sortiment Kleinkinder. Ich drückte auf ABWÄRTS und fragte mich, ob ich aussah wie eine Frau, die einen Freund im Knast hat. Der Aufzug setzte sich nur zögerlich nach unten in Bewegung, und wir fürchteten wohl insgeheim alle, stecken zu bleiben. Nachdem sich die Türen im Untergeschoss geöffnet hatten, strömten wir allesamt in einen Raum, der schätzungsweise sechs mal sechs Meter maß. In Form gegossene beige und graue Plastiksessel, wuchtig und breit, standen doppelreihig angeordnet in der Mitte des Raums. Weitere Sitzplätze fanden sich außen herum. Der Fußboden bestand aus glänzenden beigen PVC-Fliesen, die Wände aus Waschbeton, der in zwei verschiedenen, matten Beigetönen gestrichen war. Auf einem Schild stand FÜSSE NICHT AN DIE WAND STELLEN, obwohl nichts darauf hinwies, wie man es hätte fertig bringen sollen, die Wand … na ja, mit Füßen zu treten. Im Besucherraum standen sich durch eine hohe, gläserne Wand getrennt je zwei festgeschraubte Hocker mit einem Telefonhörer an jedem Platz in einer Reihe gegenüber. Ich setzte mich und stellte meine Tasche neben den Füßen ab. Dann

stützte ich die Ellbogen auf den Tresen und fühlte mich, als säße ich beim Lunch in einem Imbisslokal.

Ich wusste aus dem Polizeibericht, dass Pudgie 1950 als Cedric Costello Clifton zur Welt gekommen war, im selben Jahr wie ich. Er hatte am 7. Juni Geburtstag, also hatte ich ihm einen Monat und zwei Tage voraus. Auf der zu den Zellen hin gelegenen Seite gingen die Türen auf, und ein paar Häftlinge kamen auf der anderen Seite der Glaswand hereingetrottet, die Hände hinter dem Rücken gefesselt, was vorgeschrieben war, wenn sie von einem Ort zum anderen gebracht wurden. Pudgie kam und setzte sich auf den Hocker mir gegenüber. Er hatte ein Mondgesicht und trug eine Brille mit einem großen, runden Gestell, das auf einer erstaunlich zierlichen Nase saß. Seine Gesichtsbehaarung war unregelmäßig – ein grober Vollbart, der auf dem Weg von einer Wange zur anderen sämtliche Wuchsformen von schütter bis buschig aufwies. Einzelne Schnurrbarthaare reichten ihm fast bis an die Augen. Seine dunklen Haare wirkten ausgefranst und wiesen eine Struktur auf, die man bei einer Frau einer missglückten selbst gemachten Dauerwelle zugeschrieben hätte. Er trug die übliche Gefängniskleidung: weißes T-Shirt, blaue Baumwollhose mit Gummizug am Bund und Gummischuhe. Eine ähnliche Kluft habe ich auch schon an Chirurgiepatienten auf den Fluren des St. Terry's gesehen. Er hatte breite Schultern, und Brustkorb sowie Bizeps waren durch jahrelanges Krafttraining sichtbar gestählt. Die Haare auf seinem linken Unterarm verhüllten nur zum Teil eine ganze Galerie aufwendiger Tätowierungen: ein Spinnennetz, einen Totenschädel mit Sombrero und einen in aller Deutlichkeit dargestellten Geschlechtsakt. Dazu gesellte sich eine großbusige Frau mit langen

schwarzen Haaren, deren Oberkörper sich vom Ellbogen zum Handgelenk erstreckte. Sein rechter Arm schien keine Kunstwerke zu beherbergen. Er musterte mich lange. Durch reine Selbstbeherrschung hielt ich seinem Blick stand, ohne wegzuschauen. Schließlich nahm er auf seiner Seite der Glasscheibe den Hörer ab und sagte: »Hallo, wie geht's?«

Ich hielt mir den Hörer locker ans Ohr. »Danke, gut, Mr. Clifton. Und selbst?«

»Geht schon. Kenne ich Sie?«

»Mein Name ist Kinsey Millhone. Ich bin Privatdetektivin. Danke, dass ich Sie sprechen kann.«

»Schenken Sie sich doch den ›Mister‹-Scheiß und verraten Sie mir, was Sie wollen.« Hinter seinen runden Brillengläsern sahen sanfte haselnussbraune Augen unter zerzausten Brauen hervor.

»Ich wollte Sie bitten, mir ein paar Fragen zu beantworten.«

Er rang sich ein vages Lächeln ab. »Worüber?«

»Über etwas, das 1969 passiert ist.«

»Und warum fragen Sie mich?«

»Es geht nicht um Sie. Es geht um jemand anders.«

»Gut. Und wer ist das?«

»Erinnern Sie sich daran, dass Sie im August 1969 in Lompoc festgenommen worden sind?«

»Ja.« Er antwortete mit der Reserviertheit eines Menschen, der nicht genau weiß, worauf er sich einlässt.

»Sie haben dem Officer eine Adresse in Creosote, Kalifornien, genannt. Können Sie mir sagen, wo das ist? Ich habe den Namen noch nie gehört.« Ich hatte es auf der Landkarte nachgesehen, hielt es aber für günstig, wie beim Lügendetektortest mit Grundfragen zu beginnen, deren Wahrheitsgehalt sich leicht überprüfen lässt.

»Ist ‘ne Kleinstadt in der Nähe von Blythe. Fünf Kilometer vor der Grenze zu Arizona.«

»Und wie sind Sie in Lompoc gelandet?«

»Ich war auf dem Weg nach San Francisco. Ein Freund von mir war gerade wiedergekommen, nachdem er dort oben ein halbes Jahr auf den Straßen gelebt hatte. Er hat mir erzählt, dass man mitten in Haight Dope kaufen kann. Quaaludes, Gras und Shit, Peyote und Acid. Freie Liebe und Gratisbehandlung gegen Filzläuse und Tripper, wenn man sich was eingefangen hat. Ich fand, das klang gut. Klingt sogar immer noch gut. Wenn man heutzutage ein Mädchen nur anfasst, haut sie einem ja gleich eins auf die Finger.«

Ich sah auf das Blatt, das ich aus meiner Tasche genommen hatte, obwohl ich wusste, was darauf stand. »Hier heißt es, dass Sie wegen Landstreicherei und Besitz einer illegalen Substanz festgenommen worden sind.«

Als er das hörte, wurde er lockerer und sein Gesicht verzog sich zu einem breiten Grinsen. Offenbar hatte er seine ganze Laufbahn auf Drogenmissbrauch und Leugnen aufgebaut. »Das war ja vielleicht der Oberscheiß. Ich stehe am Straßenrand und halte den Daumen in den Wind, als auf einmal ein Bullenauto vorbeikommt. Zwei Faschos in Uniform. Verfluchte Schweine. Sie halten an und durchsuchen mich. Zufällig hab ich ein bisschen Shit dabeigehabt. Einen einzigen dämlichen Joint. Und dafür verknacken die mich. Ich hätte sie wegen schikanöser Behandlung und irrtümlicher Festnahme verklagen sollen.«

»Sie sind getrampt?«

»Ich war neunzehn Jahre alt. Wenn man kein Auto hat, trampt man eben.«

»Wir interessieren uns für jeden, der ein junges Mädchen gesehen haben könnte, das damals hier in

der Gegend per Anhalter unterwegs war. Siebzehn, achtzehn Jahre alt. Blond gefärbte Haare, blaue Augen. Sie war etwa einssechzig groß und hat circa fünfundfünfzig Kilo gewogen.«

»So hat die Hälfte aller Mädchen ausgesehen, die ich gekannt habe. Eigentlich haben alle so ausgesehen, außer denjenigen, die sich mit Gras gemästet haben. Ist Ihnen das schon mal aufgefallen? Die Mädchen rauchen zu viel Dope und fressen sich das Doppelte ihres Normalgewichts an. Entweder das, oder damals sind die ganzen Dicken in der Hoffnung, einen Mann ins Bett zu kriegen, auf den Straßen rumgelaufen. Wer wollte die schon haben?«

»Eine gesunde Einstellung.«

Darüber musste Pudgie lachen. Im Gegensatz zu mir belustigte ihn das tatsächlich.

»Können wir wieder zum Thema zurückkommen?«, fragte ich.

»Was war das Thema? Ich hab's vergessen.«

»Das Mädchen, das ich beschrieben habe.«

»Klar. Was hat sie gemacht?«

»Sie hat überhaupt nichts gemacht. Sie ist tot neben der Straße abgelegt worden.«

Seine Haltung veränderte sich leicht. »Tut mir Leid, das zu hören. Sie haben nicht gesagt, dass sie tot ist, sonst hätte ich nicht so dumm dahergeredet.«

»Der Punkt ist, sie hatte keinen Ausweis bei sich, und niemand hat je Anspruch auf den Leichnam erhoben. Wir wüssten gern, wer sie war.«

» Gut, aber 1969? Warum zerbrechen Sie sich nach so vielen Jahren den Kopf darüber?«

»Jemand hat einen Narren daran gefressen. Die zwei Männer, mit denen ich zusammenarbeite. Aber was war mit Ihnen? Was haben Sie getan, als Sie aus dem Gefängnis gekommen sind?«

»Ich musste meinen alten Herrn anrufen, dass er mich abholt. Er war stinksauer. Sowie wir zu Hause angekommen sind, hat mich der Scheißkerl rausgeschmissen. Er hat meine Klamotten in den Garten gefeuert und meinen Essteller auf der Veranda zerbrochen. Ätzender Choleriker. Hat unbedingt einen Riesenaufstand machen müssen, damit auch garantiert sämtliche Nachbarn mitkriegen, wie er mich zur Sau gemacht hat.«

»Zumindest war er bereit, den ganzen Weg von Creosote herzufahren.«

»Schon, aber erst, nachdem ich die schlimmsten drei Tage meines Lebens in einer Zelle mit ein paar Ausgeflippten verbracht habe«, sagte er und zuckte mit den Schultern. »Zumindest die schlimmsten bis dahin. Seitdem hab ich noch schlimmere erlebt.«

»Erinnern Sie sich an Lorenzo Rickman oder Frankie Miracle?«

Er schnaubte. »Lorenzo? Was soll das denn für ein Name sein? Ist der Typ ‘ne Schwuchtel oder was?«

»Sie haben sich mit diesen beiden und einem Typen namens John Luchek eine Zelle geteilt. Erinnern Sie sich an ihn?«

»Nicht direkt. Glaub ich. Sollte ich?«

»Was ist mit Rickman?«

»Geht es um den? Ich meine, es wäre schön, wenn ich wüsste, worauf Sie hinauswollen.«

»Darauf kommen wir noch. Haben Sie sich unterhalten?«

»Knast ist stinklangweilig. Man labert einfach, damit man nicht völlig durchdreht. Das Essen ist auch eklig, bis man sich daran gewöhnt hat. Aber hier ist es gar nicht schlecht. Sie wissen schon – jede Menge Nudeln und so. Der Makkaroni-Käse-Auflauf schmeckt wie Kleister. Haben Sie so was schon mal gegessen?«

Ich war mir nicht sicher, ob er die Gefängnisküche oder den Kleister meinte. Ich hatte mit beidem das Vergnügen gehabt, aber ich fand, das ging ihn nichts an. Schließlich war ich nicht gekommen, um ausgefallene Nahrungsmittel zu vergleichen. »Und was ist mit Frankie? Haben Sie mit dem auch gesprochen?«

»Muss ich wohl. Warum auch nicht? Ich bin ein freundlicher kleiner Mistkerl. Aber natürlich würde ich die Typen nicht wieder erkennen, wenn sie mir jetzt auf der Straße begegnen würden.«

»Würde es was nützen, wenn Sie sich Bilder ansehen könnten?«

»Möglich.«

Ich wechselte den Hörer vom rechten zum linken Ohr und klemmte ihn zwischen Wange und Schulter, um die Hände freizuhaben. Dann zog ich ein Bündel Porträtfotos aus dem Aktendeckel und legte sie in Zweierreihen vor die Glasscheibe. Alles in allem waren es zwölf; Namen, Decknamen und persönliche Daten, Fahndungsaufrufe und Haftbefehle sorgfältig abgedeckt. Pudgie unterzog die Schwarz-Weiß-Fotos derselben genauen Betrachtung, die er mir hatte zukommen lassen. Er zeigte auf Frankie. »Der da? Das ist Frankie. An den kann ich mich erinnern. Voller Koks und total fickrig. Er hat gelabert wie ein Wasserfall, bis das High vorüber war.«

»Was ist mit den anderen?«

»Der da vielleicht. Sicher bin ich mir nicht.« Er zeigte auf Lorenzo Rickman. Sein Gedächtnis war besser, als ihm klar war. »Sonst noch jemand?«

»Ich glaube nicht.«

»Hat Frankie über seine Festnahme gesprochen?«

»Was, Sie meinen über die Tussi, die er massakriert hat? Ich würde sagen, er hat sie brutal abgestochen und dann Riesenscheiße gebaut.«

»Inwiefern?«

»Zum Beispiel hat er ihr Auto geklaut. Was hat er sich denn dabei gedacht? Dass die Bullen keine komplette Fahndungsmeldung rausgeben? Dann nimmt er noch ihre Kreditkarten und finanziert damit seine gesamte Flucht. Er hat eine fette Spur aus Quittungen gelegt. Der Typ ist so dämlich, wie er fies ist. Wenn du ein Mädchen kaltmachst, musst du ein bisschen mehr draufhaben.« Er hielt inne und sah mich an. »Das wissen Sie doch eh alles schon, stimmt's? Was ist los, ist er draußen?«

»Sie stellen viele Fragen.«

»Wie soll ich Ihnen helfen, wenn Sie nicht verraten, worauf Sie aus sind?«

»Hat er gesagt, wie lange er vor seiner Verhaftung schon in Lompoc war?«

Pudgie lächelte. »Ich begreife nicht, was Sie an einem kleinen Scheißkerl wie dem so fasziniert.«

»Mich fasziniert überhaupt nichts außer der Wahrheit.«

»Hey, kommen Sie. Erzählen Sie mir, worum sich das Spiel dreht, und ich mache brav mit.«

Ich brach den Blickkontakt ab. »Tja, danke, dass Sie sich die Zeit genommen haben. Ich glaube, das war's im Grunde.« Ich presste mir den Hörer wieder ans Ohr, während ich die Fotos einsammelte und sie zurück in den Aktendeckel steckte.

»Warten Sie. Gehen Sie nicht. Wir sind noch nicht fertig. Sind wir fertig?«

Ich hielt inne. »Oh, tut mir Leid. Ich hatte den Eindruck, Sie hätten mir alles gesagt, was Sie wissen. Ich wollte Ihnen nicht Ihre Zeit stehlen.«

»Passen Sie auf: Ich könnte mich vielleicht auch an mehr erinnern, wenn wir noch ein Weilchen beisammensitzen und plaudern würden. Sie wissen schon, Smalltalk und so was. Stellen Sie mir noch eine Frage. Vielleicht regt das mein Hirn an.«

Ich lächelte ihn unverbindlich an und stand auf. »Melden Sie sich einfach, wenn Ihnen noch was Nützliches einfällt.«

»Worüber denn genau? Nennen Sie mir wenigstens eine Art Hausnummer.«

»Ich kaue Ihnen nichts vor. Wenn Sie nichts wissen, ist das auch in Ordnung. Belassen wir es dabei.«

»Ach, jetzt werden Sie nicht böse. Ich mache Ihnen einen Vorschlag: Ich denke ganz angestrengt nach. Dann kommen Sie später noch mal und bringen mir ‘ne Stange Kippen mit.«

»Ich kaufe Ihnen keine Zigaretten. Warum sollte ich das tun?«

»Das ist das Mindeste, was Sie tun können, als Entschädigung für meine Zeit.«

Ich sah auf die Uhr. »Im Wert von vier Minuten.«

»Rauchen hilft mir beim Denken.«

Ich rückte meine Umhängetasche zurecht, den Hörer nach wie vor am Ohr. »Also dann.«

»Okay«, sagte er. »Dann eben keine Stange. Drei Päckchen. Egal welche Sorte, außer Menthol. Die find ich echt widerlich.«

»Kaufen Sie sich selbst welche«, fauchte ich.

»Morgen komm ich raus. Ich kann’s Ihnen zurückzahlen.«

»Hören Sie lieber auf zu rauchen. Das ist mein Rat.«

»Wie heißen Sie noch mal?«

»Millhone. Ich stehe im Telefonbuch. Falls Sie lesen können.« Ich legte den Hörer auf.

»Ich liebe dich«, sagte er mit lautlosen Lippenbewegungen.

»Ja, klar. Ich liebe dich auch.«

Er zwinkerte und wackelte mit der Zunge, eine Geste, die ich geflissentlich übersah.

Auf dem Weg vom Gefängnis nach Hause hielt ich am Supermarkt, um ein paar Sachen für Henrys Rückkehr zu besorgen.

Wenn der Verkehr mitspielte, musste er irgendwann zwischen fünf und sechs hier eintreffen. Er hatte sein Auto im Langzeitparkhaus am Flughafen von Los Angeles stehen lassen. Ich hatte mich zwar erboten, sie hinzubringen, aber Henry, stets auf seine Unabhängigkeit bedacht, war lieber selbst gefahren. Er, Rosie und William waren nach Miami geflogen, wo sie mit ihrer älteren Schwester Nell, siebenundneunzig, und ihren Brüdern Lewis und Charles, fünfundneunzig beziehungsweise neunzig, zusammentrafen. Heute Morgen würden sie nach zwei Wochen in der Karibik wieder in Miami anlegen, wo die einen drei ein Flugzeug nach L. A. besteigen und die anderen drei den Heimflug nach Michigan antreten würden.

Ich belud den Einkaufswagen mit Milch, Brot, Speck, Eiern, Orangensaft, Bananen, Zwiebeln, Karotten, einem Vierpfund-Brathuhn, neuen Kartoffeln und frischem Spargel sowie einer Salatmischung und einer Flasche Jack Daniel's, Henrys Lieblingsgetränk. Ich überlegte kurz, ob ich ihm gleich das Essen kochen sollte, aber mein Repertoire ist begrenzt, und kalte Magermilch über Getreideflocken zu gießen kam nicht mal mir festlich vor. Als ich die Einkäufe erledigt hatte, machte ich einen Abstecher zu einem Blumenstand in der Nähe des Markts und kaufte einen Strauß Zinnien und Dahlien, ein Wust aus Orange und Gelb mit einem Band um die Stiele. Ich merkte, wie meine Energie

zunahm, je näher ich meinem Zuhause kam, und als ich die Lebensmittel in Henrys Küche auspackte und alles Verderbliche in die Kühlung gab, summte ich schon vor mich hin. Ich arrangierte die Blumen in einer silbernen Kaffeekanne und stellte sie mitten auf den Küchentisch.

Dann unternahm ich einen kurzen Rundgang durchs Haus. Henrys Anrufbeantworter blinkte, aber die Nachrichten konnte er ja selbst abhören, wenn er wieder da war. Ich ging in seine Besenkammer, holte Staubsauger, Staubwedel, Schrubber und ein paar Lumpen heraus und machte einen zweiten Rundgang durchs Haus, bei dem ich abstaubte und staubsaugte. Jetzt hätte mir nur noch gefehlt, dass mir die singenden Mäuse Gesellschaft leisteten.

Anschließend putzte ich die Küchenspüle und die Waschbecken im Badezimmer und fuhr so lange mit dem Schrubber über den Küchenfußboden, bis er glänzte. Dann ging ich nach Hause und machte ein richtig erstklassiges Nickerchen.

Ich wachte um fünf vor halb sechs auf und hatte zunächst überhaupt keine Lust, mich aus der schönen weichen Steppdecke zu schälen, in die ich mich gewickelt hatte. Es war immer noch hell draußen. Die Frühlingstage wurden länger, und schon bald hätten wir quasi einen zusätzlichen halben Tag zu unserer Verfügung. Wenn die Leute aus der Arbeit kamen, hatten sie immer noch Zeit, mit dem Hund rauszugehen oder sich vor dem Abendessen mit einem Drink auf die Veranda zu setzen. Mom konnte ein Weilchen Zeitung lesen, Dad den Rasen mähen oder das Familienauto waschen.

Ich schob die Decke beiseite und ging ins Bad. Dort spähte ich mit schräg geneigtem Kopf aus dem

Fenster, damit ich einen Blick auf Henrys Hintertür werfen konnte. Sein Küchenlicht brannte, und der Gedanke, dass er wieder zu Hause war, gab mir neue Energie. Ich zog Schuhe an, wusch mir das Gesicht, machte das Bett und trabte die Wendeltreppe hinunter. Beim Hinausgehen sperrte ich hinter mir die Tür ab und stellte zufrieden fest, dass Henrys Kombi jetzt dort in der Einfahrt stand, wo zwei Tage zuvor ich geparkt hatte.

Seine Hintertür stand offen, und die Fliegentür war zwar eingehakt, aber unversperrt. Ich sah ihn nicht gleich, doch ich klopfte an den Türrahmen und hörte, wie er mir aus dem Flur sein »Juhu« zurief. Gleich darauf erschien er, wie gewohnt in T-Shirt, Shorts und Gummilatschen. Bevor er die Tür aufgezogen hatte, klingelte sein Wandtelefon. Er winkte mich herein und nahm den Hörer ab. Nach wenigen Worten sagte er: »Ich gehe mal an den anderen Apparat. Einen Moment bitte. Nicht auflegen.« Er hielt den Hörer von sich weg und flüsterte: »Bin gleich wieder da. Nimm dir ein Glas Wein.«

Ich nahm den Hörer und wartete, während er ins Schlafzimmer ging und dort abnahm. Sobald ich wusste, dass er am Apparat war, legte ich den Hörer auf die an der Wand montierte Schale. Henry hatte bereits eine Flasche Chardonnay entkorkt, die nun in einem beschlagenen Weinkühler stand, daneben ein Stielglas. Ich goss es mir halb voll. Der Duft von Brathuhn hing im Raum, und ich spähte durch das Ofenfenster. Die dicke Henne, die ich gekauft hatte, bräunte bereits, umringt von Zwiebeln, Karotten und glänzenden neuen Kartoffeln. Er hatte den Küchentisch für vier Personen gedeckt, und ich wusste, es würde nicht lange dauern, bis William und Rosie erschienen. Sie würden ein oder zwei Tage brauchen, um das Lokal wieder in Betrieb zu nehmen. Ich fragte mich, ob

Rosies ungarische Gerichte ein karibisches Aroma annehmen würden, und versuchte mir ihr Schweinegulasch aufgepeppt mit Kokosnuss, Ananas und Kochbananen vorzustellen.

Kurz darauf kehrte Henry in die Küche zurück und schenkte sich ebenfalls ein Glas Wein ein. Er sah fit und gebräunt aus, die Wangen vom Wind gegerbt und die Augen strahlend blau. Direkt nach ihm kamen William und Rosie, William mit einer Kreissäge aus Stroh auf dem Kopf, Rosie mit einer Tasche aus gewebten Fasern, die aussahen wie eine Kreuzung aus Maishülsen und Gras. William ist zwei Jahre älter als Henry und mit den gleichen seidigen weißen Haaren und dem gleichen schlaksigen Körperbau gesegnet. In meinen Augen ist er nicht ganz so attraktiv wie Henry, aber er sieht allemal gut aus. William ist ein Hypochonder auf dem Weg der Besserung, der spannenden Geschichten über unerklärliche Krankheiten und plötzliche Todesfälle allerdings nach wie vor nicht widerstehen kann. Rosie dagegen ist stämmig und stabil, streng, starrsinnig, unsicher, humorlos und im Grunde ihres Herzens großzügig. Die Tropensonne hatte ihren rot gefärbten Haaren eine seltsame lachsfarbene Schattierung verliehen, doch ansonsten war sie unverändert. Während Henry Salat und Tomaten herausholte, fragte ich die jung Verheirateten, wie ihnen die Kreuzfahrt gefallen hatte.

Rosie verzog das Gesicht. »Essen hat mir nicht geschmeckt. Zu lasch. Keine Geschmack, und was Geschmack war, war nicht gut.«

William goss ihnen beiden ein Glas Wein ein. »Du hast mehr gegessen als ich! Du warst richtig gefräßig.«

»Aber hat mir nicht geschmeckt. Das ich will sagen. Kannst du vergessen. Ich kann nichts erinnern, was ich habe gegessen.«

»Du hast diesen Ananaskuchen vergessen? Köstlich! Exquisit! Das hast du sogar selbst gesagt.«

»Ich mache doppelt so gut, wenn ich will, will ich aber nicht.«

»Tja, dagegen weiß ich nichts einzuwenden, aber du warst dort, um dich verwöhnen zu lassen. Der Sinn der ganzen Reise war, mal nicht kochen zu müssen.«

»Und was gab es zur Unterhaltung? Was habt ihr den ganzen Tag gemacht?«

William zog einen Stuhl für Rosie heraus und setzte sich dann selbst an den Tisch. »Es war herrlich. Wunderbar. Wir haben in verschiedenen Häfen angelegt, ich glaube insgesamt sieben. Und wenn wir gerade nicht auf Besichtigungstour waren, haben wir uns Vorträge angehört oder Filme angesehen, sind geschwommen, haben Shuffleboard gespielt oder Aerobic gemacht – es gab einfach alles. Sie hatten sogar eine Bowlingbahn. Abends gab es Glücksspiele und Gesellschaftstanz. Bridge, Schachturniere. Keinen Moment kam Langeweile auf. Wir haben uns königlich amüsiert.«

»Freut mich für euch. Klingt ja super. Und was ist mit den anderen Geschwistern? Hat's denen auch gefallen?«

»Mal sehen«, antwortete William. »Seit Charlie sein Hörgerät angepasst bekommen hat, ist er ein neuer Mensch. Man bringt ihn kaum mehr zum Schweigen. Früher war er immer ganz in sich gekehrt, weil er nie verstanden hat, was die anderen zu ihm gesagt haben. Er und Nell haben Bridge gespielt und die anderen vernichtend geschlagen.«

»Und Lewis?«

»Überall, wo viele Frauen sind, fühlt er sich wie im siebten Himmel. Zehn Frauen kamen auf einen Mann. Er war der Hahn im Korb.«

Rosie hielt einen Zeigefinger in die Höhe. »Nicht ganz«, sagte sie und warf Henry ein verschmitztes Lächeln zu. »Erzähl, was du gemacht hast.«

»Nein, nein. Unwichtig. Genug von uns geredet. Was ist denn mit dir, Kinsey? Woran arbeitest du gerade? Bestimmt was Interessantes.«

»Ach, komm, Henry. Du hast mir noch nicht alles über eure Reise erzählt. Ich war noch nie auf einer Kreuzfahrt. Ich will unbedingt wissen, wie es war.«

»Genau wie William gesagt hat. Ein bisschen von allem. Es war nett«, erwiderte er, während er mit dem Schneebesen Essig und Öl zusammenrührte.

Rosie lehnte sich vor und sagte in vertraulichem Tonfall: »Er hat für eine Kalender posiert, und jetzt die ganzen alten Weiber rufen ihn Tag und Nacht an.«

»Sei nicht albern«, sagte Henry über die Schulter.

»Was denn für ein Kalender?«

»Ach, du weißt schon, das Übliche. Die Crew fand, es wäre eine nette Art, die Reise zu verewigen. Das machen sie jedes Mal. Es ist nichts. Nur ein Scherz.«

Rosie nickte und zog eine ihrer braun geschminkten Augenbrauen hoch. »›Nichts‹ stimmt genau. Das hat er nämlich an. Unser Mr. Februar, der Herzensbrecher.«

»Er hat nicht *nichts* angehabt«, widersprach William. »Bei dir hört sich das an, als wäre er *nackt* gewesen, was überhaupt nicht stimmt.«

Rosie fasste in ihre Tasche und zog einen Hochglanzkalender voller Farbfotos heraus. »Ich habe dabei. Schau dir an, dann siehst du. Der Mann hat keine Kleider an. Nur Unterhose.« Sie schlug den Monat Februar auf und hielt mir das Blatt hin, damit ich es sehen konnte. Die Aufnahme zeigte Henry auf dem Oberdeck, wo er mit dem Rücken zum Meer an der Reling lehnte. Rechts von ihm sah man in der Ferne eine palmenbestandene Insel. Er trug rote

Shorts, keine Schuhe und ein weißes Anzughemd, das locker und offen über seinen Oberkörper fiel. Eine Kapitänsmütze saß ihm keck auf dem Kopf. Sein Grinsen war unaffektiert und zeigte blendend weiße Zähne in einem gebräunten Gesicht. Die Wirkung war verwegen – eine gelungene Kombination aus Charisma und Sex-Appeal. Henry lief im ganzen Gesicht rot an.

»Oooh, das ist ja toll. Da will ich auch einen haben«, sagte ich.

»Gehört dir. Du behalten. Ich habe mehr noch für die Frauen hier in Gegend.«

»Danke.« Ich blätterte die Seiten um und musterte die anderen Kandidaten. Obwohl manche der Fotos einigermaßen attraktive Männer zeigten dem Anschein nach alle über achtzig –, war kein einziger so umwerfend wie Henry. Ich lachte vor Vergnügen. »Ich hab ja gar nicht gewusst, dass du so fotogen bist. Kein Wunder, dass ständig das Telefon klingelt. Du siehst umwerfend aus.«

»Das Telefon klingelt nicht ständig«, erwiderte er.

In diesem Moment klingelte das Telefon tatsächlich.

»Ich gehe«, sagte Rosie und hievte sich in die Höhe.

»Von wegen. Dafür gibt's Anrufbeantworter.«

Wir warteten die drei weiteren Klingelzeichen ab, bis sich Henrys Band einschaltete. Aus dem Nebenzimmer vernahmen wir seine Ansage, gefolgt von dem altbekannten Piepston. »Henry? Hier ist Bella, *›ma petite belle‹.* Erinnerst du dich? Ich hatte doch versprochen, dass ich dich anrufe, und das tu ich jetzt. Ich wollte dir nur sagen, wie enttäuscht ich war, dass wir nicht noch mal miteinander plaudern konnten, bevor du von Bord gegangen bist. Du böser Junge. Wenn du Zeit hast, erreichst du mich unter …«

Das Abendessen wurde durch zwei weitere Anrufe unterbrochen, die Henry ignorierte. Er hielt den Blick auf den Teller gesenkt und zerteilte sein Hühnchen mit

einer Konzentration, die er seinem Essen sonst selten widmete. Als der Apparat zum dritten Mal klingelte, verließ er den Tisch und ging ins Wohnzimmer, um den Klingelton auszustellen und die Lautstärke am Anrufbeantworter zu verringern. Niemand von uns sagte ein Wort, aber Rosie und William wechselten einen Blick, und sie grinste viel sagend auf ihren Teller hinab. Ich sah ihre Schultern beben, auch wenn sie sich eine Serviette vor den Mund presste und so tat, als müsste sie husten.

»Das ist nicht *lustig«,* fauchte Henry.

9

Da Stacey nun schon zum zweiten Mal innerhalb von fünf Tagen im Krankenhaus lag, erklärte ich mich bereit, das Gespräch mit Lorenzo Rickman am Montag zu übernehmen. Zwar hatte Dolan sich erboten einzuspringen, aber ich wusste, dass er unbedingt dabei sein wollte, wenn die Ärzte die neuesten Untersuchungsergebnisse mit Stacey besprachen. Mein Gespräch mit Rickman erwies sich als kurz und unproduktiv. Wir standen in der Wartungsbucht eines Reparaturbetriebs für Importautos, wo es nach Auspuffdämpfen, Motorenöl und neuen Reifen roch. Fußboden, Werkbänke und alle umliegenden Flächen waren übersät mit einem Wirrwarr aus Werkzeugen und Maschinen, Ersatzteilen, Handbüchern, schwarz angelaufenen Zündkerzen, zerborstenen Zylinderköpfen, Ventilen, Ventilatorriemen, Antriebswellen, Lichtmaschinen und Abgaskrümmern.

Rickman war Ende dreißig und hatte ein eckiges Gesicht und einen Hals, der zu dünn schien, um seinen Kopf oben zu halten. Der Ansatz seiner dunklen Haare wich bereits zurück, und er hatte sich ein paar dünne Strähnen in die Stirn gekämmt, wo sie einen Saum aus schütteren Ponyfransen bildeten. Um sein Kinn verlief ein kurz geschorener Bart, über den er mit seinen von Öl befleckten Fingern immer wieder nachdenklich strich. Sein Aufzug unterschied sich vermutlich nicht auffallend von der Kluft, die er im Gefängnis getragen hatte, wenn man einmal von dem maschinengestickten Namen über seiner linken Hemdtasche absah. Er gab sich betont hilfsbereit, konnte sich aber nicht daran erinnern, mit Frankie Miracle inhaftiert gewesen zu sein.

»Da kann ich Ihnen nicht weiterhelfen«, sagte er kopfschüttelnd. »Der Name sagt mir nichts. Ich war nur die eine Nacht im Gefängnis. Gleich am nächsten Morgen hat ein Freund die Kaution für mich gestellt, aber erst nachdem ich versprochen hatte, den AA beizutreten. Seitdem bin ich trocken – na ja, mehr oder weniger.« Er grinste flüchtig und strich sich die Haare in Richtung Stirn. »Ich komme zwar immer wieder mit dem Gesetz in Konflikt, aber wenigstens bin ich clean und nüchtern – ist Bedingung für meine Bewährung. Momentan gehe ich fünf- oder sechsmal die Woche zu Sitzungen. Nicht, dass ich gern mit Typen rumhängen würde, die von Kaffee und Zigaretten total überdreht sind, aber es ist allemal besser als im Knast.«

»Was ist mit den anderen Männern, die in dieser Nacht in der Zelle waren? Können Sie sich da an irgendwas erinnern?«

»Nö. Tut mir Leid. An dem Abend, wo sie mich aufgegriffen haben, war ich achtzehn Jahre alt, betrunken und bekifft. Mein zweiter oder dritter Blackout, ich hab vergessen mitzuzählen. Der dritte, glaube ich. Ich hätte mit Charlie Manson sitzen können und könnte es nicht beschwören.«

Ich versuchte, ihn ein bisschen in Zugzwang zu bringen, indem ich behauptete, wir hätten einen Zeugen, der zur selben Zeit dort gewesen sei und ausgesagt hätte, dass Frankie mit einem Mord angegeben habe. Auch das erbrachte keine Reaktion. Dann reichte ich ihm das Päckchen Fotos, das er nachlässig durchblätterte. Er schüttelte den Kopf und reichte mir die Bilder zurück. »Die sehen alle wie Verbrecher aus.«

Ich steckte die Bilder ein. »Ich weiß, dass mich das nichts angeht, aber was haben Sie gemacht, dass man Sie zu einer Haftstrafe verurteilt hat?«

Seine Finger kamen zur Ruhe, und er zog an einem Büschel seines Bartes, das unter dem Kinn wuchs. »Warum fragen Sie?«

»Einfach so. Reine Neugier.«

»Das möchte ich lieber nicht sagen.«

»Ah. Mein Fehler. Entschuldigen Sie. Das ist natürlich Ihre Sache. Ich wollte Ihnen nicht zu nahe treten.« Ich gab ihm meine Karte und sagte den Standardspruch auf: »Danke, dass Sie sich die Zeit genommen haben. Wenn Ihnen noch was einfällt, würden Sie uns dann bitte Bescheid geben?«

»Klar.«

»Darf ich noch eine Frage stellen? Glauben Sie, dass Sie für immer auf freiem Fuß bleiben?«

Er dachte darüber nach und schmunzelte versonnen. »Da hab ich meine Zweifel.«

Auf dem Weg in die Stadt fuhr ich kurz am Krankenhaus vorbei. Stacey lag wieder auf Station 6 Central, in einem anderen Einzelzimmer, ein Stück weiter den Flur hinunter als das Zimmer, das er zuvor gehabt hatte. Als ich hineinsah, war sein Bett leer. Daneben gab ein breites Fenster die Aussicht auf ein Stück Meer frei, das hinter den zerzausten Baumwipfeln vielleicht drei Kilometer weit entfernt liegen mochte. Hin und wieder tupfte ein rotes Ziegeldach das dichte Grün. Das Zimmer war geräumig – groß genug für einen runden Tisch mit über einem Meter Durchmesser und vier Lehnstühle aus Segeltuch, wo Dolan mit einem zerfledderten Exemplar von *Road & Track* saß.

»Oh, hi. Wo ist denn Stace?«

»Beim Röntgen. Müsste bald wieder da sein.«

»Wie geht’s ihm?«

»Weiß ich noch nicht. Was hat Rickman gesagt?«

»Leider nicht viel.« Ich schilderte ihm das Gespräch. »Ich schätze, den können wir ohne Verluste abschreiben. Pudgie vermutlich auch. Er ist verschlagen, aber dumm, und der Mischung traue ich nicht. Also, was nun?«

Dolan legte die Zeitschrift beiseite. Er trug eine dunkelblaue Windjacke und eine Baseballkappe der Dodgers. »Stacey hat es nicht mehr geschafft, Joe Mandel anzurufen, um nachzufragen, ob er die Sachen der Unbekannten besorgen kann. Sobald er dazu kommt, holt er es nach. Wir haben uns gedacht, Sie könnten vielleicht unterdessen telefonisch diesen C. K. Vogel befragen, von dem Johanson gesprochen hat. Sie können ja mal bei der Auskunft anrufen – «

»Dolan, das ist mein Beruf.«

»Ach ja, klar. Entschuldigung.«

»Ich fahre mal runter in die Halle und schaue, ob es da ein öffentliches Telefon gibt. Soll ich Ihnen irgendwas mitbringen?«

»Ich glaube kaum, dass sie im Geschenkeladen Camels haben.«

»Das glaube ich auch nicht.« An der Tür zögerte ich. »Weshalb war Rickman im Gefängnis?«

Lieutenant Dolan nahm die Zeitschrift in die Hand und feuchtete seinen Zeigefinger an. Er blätterte um und studierte aufmerksam eine ganzseitige Anzeige für einen Kraftstoffzusatz, die offenbar ohne die Abbildung einer Blondine im Badeanzug undenkbar gewesen wäre. »Hm, mal sehen. Belästigung, Anal- und Oralverkehr, obszöne und unzüchtige Handlungen an einem Kind. Es wundert mich, dass sie ihn im Gefängnis nicht umgebracht haben. Normalerweise haben Häftlinge nicht viel Verständnis für solche Typen.«

Mann, und ich hatte mir einen kleinen Einbruch vorgestellt.

Ich fuhr mit dem Aufzug nach unten und suchte mir durch das Labyrinth aus Korridoren den Weg in die Halle. Draußen, vor dem Vordereingang, entdeckte ich eine Reihe von Münztelefonen, geschützt von einer Markise, die von der Tür zur Halle bis an die Rampe für die Patientenanlieferung reichte. Vor meinen Augen führte eine junge Schwesternhelferin eine frisch gebackene Mutter aus einem Rollstuhl in einen bereitstehenden Kleinbus. Zwar konnte ich das Gesicht des Babys nicht sehen, doch war das Bündel nicht viel größer als ein Laib Brot. Ich kramte in den Tiefen meiner Tasche herum und fand eine Hand voll Münzen. Lompoc hat dieselbe Vorwahl wie Santa Teresa, daher wusste ich, dass ich nicht viel Geld brauchte. Ich wählte die Nummer der Auskunft, während der junge Ehemann Blumensträuße und ein Bündel wippender, gasgefüllter Ballons in Pink und Silber hinten in den Kleinbus lud.

Ich bekam die Nummer von C. K. Vogel und notierte sie mir, bevor ich wählte. Als er sich meldete, stellte ich mich vor. Seiner Stimme nach war er über achtzig und wahrscheinlich mitten aus seinem nachmittäglichen Nickerchen gerissen worden. Ich sagte: »Entschuldigen Sie die Störung.«

»Nein, nein. Kein Problem. Arne Johanson hat mich am Freitag angerufen und mir gesagt, dass sich vielleicht jemand meldet. Sie wollen etwas über den Bus wissen, den ich gesehen habe, stimmt's?«

»Ja, Sir. Genau.«

»Offen gestanden habe ich damals gar nicht so viel gesagt. Ich hatte einen Schwager, der bei der Sheriffbehörde gearbeitet hat – das war der Mann meiner Schwester Madge; er heißt Melvin Galloway. Inzwischen ist er gestorben. Wir sind nie miteinander ausgekommen. Er war ein verdammter Besserwisser. Hatte eine Meinung zu allem und jedem, und so wie er

es rübergebracht hat, hatte er immer Recht. Ich konnte den Kerl nicht ausstehen. Klingt vielleicht unchristlich, aber es ist die Wahrheit. Ich habe ihm zweimal von dem Bus erzählt, aber er hat die Idee verächtlich abgetan und gemeint, wenn er sich die Mühe machen würde, jede beknackte Theorie zu verfolgen, die Otto Normalverbraucher unaufgefordert beisteuert, käme er zu nichts anderem mehr. Nicht, dass er sich je ein Bein ausgerissen hätte. Er war der faulste Saftsack, der mir je begegnet ist. Irgendwann hab ich mir gesagt, dass ich getan habe, was ich konnte, und ihn zum Teufel gewünscht. Hinterher kam mir aber, dass ich eigentlich den Hippie-Bus weniger auffällig fand als den anderen Wagen, den ich gesehen habe. Ein schickes rotes Cabrio mit Nummernschildern aus Arizona.«

»Arne hat den roten Wagen erwähnt, aber ich hatte den Eindruck, dass Sie eher den Bus für verdächtig gehalten haben. Habe ich da was falsch verstanden?«

»Nein, Ma'am. Der Bus ist mir wegen seiner Bemalung aufgefallen – Peace-Zeichen und so was, in den wildesten Farben, die man sich vorstellen kann. Er hat genau an der Straßengabelung geparkt, als ich ihn zum ersten Mal bemerkt habe.«

»Ich kenne die Stelle.«

»Das andere Auto ist mir deshalb aufgefallen, weil ich später in der Zeitung gelesen habe, dass man einen gestohlenen Wagen wiedergefunden hat, auf den die Beschreibung gepasst hat.«

»Erinnern Sie sich an das Fabrikat?«

»Das nicht, aber ich habe den Wagen bei drei Gelegenheiten gesehen. Das erste Mal in der Nähe des Steinbruchs, nur ein kleines Stück die Straße runter, und das zweite Mal drüben im Ort. Ich war auf dem Weg zum Arzt, um mir eine Zyste entfernen zu lassen, und bin in dem Moment vorbeigekommen, als ihn der

Abschleppwagen gerade total ramponiert den Abhang hochgezogen hat. Es hat danach ausgesehen, als hätte derjenige, der den Wagen genommen hat, die Handbremse gelöst und ihn den Hügel hinunter ins Gebüsch geschubst. Auf dem Weg dorthin ist er wohl an ziemlich viele Bäume gestoßen, nach den vielen Kratzern und Beulen zu urteilen. Eine Woche lang war er nicht gefunden worden, aber der Mann, bei dem ich mein Auto reparieren lasse, war derjenige, der vom Sheriffbüro damit beauftragt worden war, den Wagen abzuschleppen. Ich habe ihn am nächsten Tag in der Werkstatt gesehen, als ich was an meinem Vergaser richten lassen wollte. Das war das dritte Mal. Danach habe ich ihn nicht mehr gesehen.«

»Ich kann mich erinnern, dass von einem gestohlenen Wagen die Rede war. Hat irgendjemand drin gesessen, als Sie ihn das erste Mal gesehen haben?«

»Nein, Ma'am. Er hat am Straßenrand gestanden, direkt in der Einfahrt zum Anwesen Ihrer Großmama. Das Verdeck war unten und die Sonne hat brutal auf die feinen schwarzen Ledersitze gebrannt. Ich habe beim Vorbeifahren abgebremst, weil ich dachte, dass vielleicht jemand Ärger mit seinem Motor hat und losgezogen ist, um Hilfe zu holen. Aber ich habe keinen Zettel an der Windschutzscheibe gesehen, also bin ich weitergefahren. Als ich das nächste Mal vorbeigekommen bin, war der Wagen weg.«

»Haben Sie Melvin davon erzählt?«

»Ich hab's Madge gesagt und sie ihm, aber danach habe ich nichts mehr weiter gehört. Ich wollte meine Beobachtungen niemandem aufdrängen, der sie nicht hören will. Er hätte das alles doch wieder nur lächerlich gemacht. Das Problem bei Melvin war, dass er nichts geglaubt hat, wenn es nicht von ihm selbst gekommen ist. Wissen Sie, was er für ein Typ war?

Wenn er etwas nicht gewusst hat, hat er einfach was erfunden. Wenn er keine Lust gehabt hat, etwas zu tun, dann hat er trotzdem behauptet, er hätte es erledigt. Man hat den Kerl nicht in den Griff gekriegt. Wenn man ihm eine Frage gestellt hat, hat er sich aufgeführt, als hätte man ihm Fahrlässigkeit vorgeworfen.«

»Klingt ätzend.«

»Ja, das war er. Und Madge auch.«

»Tja. Vielen Dank für die Information. Ich sage es den beiden Männern, vielleicht möchten sie der Sache ja nachgehen.« Innerlich knabberte ich immer noch daran, dass er meine »Großmama« erwähnt hatte. So hatte ich Grand nie gesehen. Ich hatte also eine Großmutter. Wie befremdlich.

Als hätte er meine Gedanken gelesen, sagte er: »Ich habe früher mal Ihre Mutter gekannt.«

»Wirklich.«

»Ja, Ma'am. Wissen Sie, Arne Johanson hat, seit er siebzehn war, für die Kinseys gearbeitet. Er hatte selber eine Schwäche für sie, aber Rita hat ihn nicht mal angeguckt. Er hat gedacht, es liegt daran, weil er zu alt für sie war, aber dann hat sie ganz überstürzt Ihren Dad geheiratet, und der war genauso alt wie Arne. Er war total vor den Kopf gestoßen, das kann ich Ihnen sagen. Ich habe ihm gesagt, er soll sich nicht lächerlich machen. Zuerst einmal würde sie sich nie mit einem Cowboy einlassen. Und zweitens würde sie lieber sterben, als dort hocken zu bleiben, wo sie war. Sie war richtig wild und unheimlich hübsch. Und enorm abenteuerlustig. Sie hätte sich mit jedem eingelassen, nur um von der Ranch wegzukommen.«

»Wie schmeichelhaft«, sagte ich. In Wirklichkeit war dies das erste konkrete Bild, das ich je von ihr gezeichnet bekommen hatte. Mit dieser spontanen Vignette hatte er ihre ganze Lebensgeschichte

eingefangen. Meine Cousinen Liza und Tasha hatten in einer Form von ihr gesprochen, die überlebensgroß schien. Sie hatte die Aura eines Familienmythos angenommen, eines Symbols für diesen legendären Zusammenstoß zweier Willen. »Soweit ich weiß, sind sie und meine Großmutter nicht miteinander ausgekommen.«

»Oh, die haben sich ganz schön gestritten, die zwei. Aber Rita war Cornelias ganzer Stolz. Irgendwie hat sie mir Leid getan …«

»Wer, meine Mutter?«

»Ihre Großmama. Sie hat immer gern behauptet, sie hätte keinen Liebling unter den fünf Mädchen, aber Rita war ihre Erstgeborene, und Cornelia hat sie abgöttisch geliebt. Sie kennen die Geschichte ja wahrscheinlich.«

»Ja, sicher. Ich habe sie mal gehört«, log ich unverfroren. Irgendwie wirkt Klatsch weniger bösartig, wenn die Person, die einem die Geschichte erzählt, glaubt, man würde sie schon kennen.

»Cornelia hat Burton Kinsey mit siebzehn geheiratet; da war sie genau halb so alt wie er. Das war mit ein Grund, warum sie nicht wollte, dass Rita so jung heiratet. Sie hat drei Babys hintereinander verloren, allesamt Jungen, und keiner von ihnen kam lebend zur Welt. Rita war das erste ihrer Kinder, das überlebt hat. Cornelias Jungen waren alles Totgeburten. Nur die Mädchen sind durchgekommen.«

»Woran lag das?«

»Ich glaube, die Ärzte haben sich nie auf eine Ursache festgelegt. Damals hat die Medizin überwiegend auf Glück und Mutmaßungen beruht. Die Leute sind an Zucker gestorben, bevor diese zwei Knaben 1923 das Insulin entdeckt haben. Die Leute sind auch an Blutarmut gestorben, bis 1934 die Lebertherapie gekommen ist. Stellen Sie sich das mal

vor: Leber essen war eine Heilmethode. Wir vergessen so etwas gerne; vergessen, wie unwissend wir waren und wie viel wir dazugelernt haben.« Er hielt inne, um sich zu räuspern. »Na gut. Ich wollte nicht tratschen. Das Blöde am Altwerden ist, dass einem die ganzen Leute flöten gehen, denen man seine Geschichten erzählen kann. Sagen Sie mir Bescheid, wenn sich das mit dem roten Auto als wichtig erweist. Ich würde nach all den Jahren mal richtig gern auf Melvins Kosten lachen.«

»Danke, dass Sie sich die Zeit genommen haben. Ich melde mich wieder.«

Ich legte auf, machte mich auf den Rückweg zum Aufzug und fuhr wieder auf Station 6 Central. Die Türen gingen auf, und ich trat genau in dem Moment hinaus, als Dolan von Staceys Zimmer her dort anlangte. Er setzte sich auf eine Couch, die unter einem Fenster stand. Der Bereich war zwar nicht als Warteraum ausgezeichnet, aber wahrscheinlich diente er als Rückzugsort für Freunde und Familienmitglieder, die mal eine Pause brauchten. Er stand auf, als er mich sah.

»Bleiben Sie sitzen«, sagte ich. »Was machen Sie denn hier draußen? Ich dachte, Sie wären hinten bei Stace.«

Dolan setzte sich wieder. »Die Ärzte sind gerade bei ihm. Die Onkologin, ein Radiologe und noch ein Spezialist, den uns kein Mensch vorgestellt hat.«

»Und was ist los?«

»Keine Ahnung. Die haben alle drei so lange medizinische Gesichter gezogen, dass die Neuigkeiten nicht gut sein können. Wie lief das Telefongespräch? Haben Sie Vogel erreicht?« Er rutschte beiseite, damit ich mich auf die Couch neben ihn setzen konnte. »Da. Nehmen Sie Platz.«

Ich hockte mich auf die nächstgelegene Armlehne und stützte die Hand oben auf die Couch. »Zuerst einmal zum Thema ›Die Welt ist klein‹: C. K. Vogel ist zufälligerweise Melvin Galloways Schwager.« Ich fuhr fort und fasste die Informationen zusammen, die mir Vogel über das rote Cabrio gegeben hatte.

»Er könnte etwas verwechselt haben. Frankies Auto war auch rot.«

»Ich weiß, aber er war sich ganz sicher, dass es ein Cabrio mit schwarzen Ledersitzen war.«

»Erzählen wir das mal Stacey und warten ab, was er dazu sagt. Es kann jedenfalls nicht schaden, der Sache nachzugehen.«

Aus dem Augenwinkel sah ich die drei Ärzte aus Staceys Zimmer kommen. Ich zeigte auf sie, als sie am anderen Ende des Flurs um die Ecke gingen und verschwanden. »Anscheinend sind sie fertig. Wollen Sie zurückgehen und fragen, was sie gesagt haben?«

»Nein. Aber ich mach's trotzdem.«

Ich ließ Dolan vorausgehen, als wir Staceys Zimmer betraten, da ich mir dachte, falls Stace erschüttert war, könnte ich mich wieder hinausschleichen, ohne allzu sehr aufzufallen. Er lag im Bett und hatte das Kopfteil hochgestellt, damit er zum Fenster hinausschauen konnte. Die Strickmütze fehlte, und der Anblick seines kahlen Kopfes bestürzte mich. Seine Haare waren fedrig, eine Kreuzung aus Entendaunen und Babyflaum, kaum mehr als einen Zentimeter lang. Die enge Mütze hatte ihm eine männliche Ausstrahlung verliehen. Ohne sie war er lediglich ein kranker alter Mann mit einem hageren Hals und Ohren, die von der knochigen Hülle seines Schädels abstanden. Er wandte sich mit einem Lächeln von der Aussicht ab, das fast fröhlich hätte wirken können, wenn man ihn nicht kannte. »Man soll nie sagen, dass Gott keinen Humor hat.«

»Oh-oh«, sagte Dolan.

»Es ist gar nicht mal so schlimm. Kein Meningiom und auch kein Neurofibrom; anders ausgedrückt habe ich keine Metastasen bildenden Tumoren an der Wirbelsäule. Die Sache mit meinem Kreuz ist gutartig. Wahrscheinlich eine eingeklemmte Bandscheibe, die Folge degenerativer Veränderungen, die bei einem Mann meines Alters nicht ungewöhnlich sind. Ich zitiere hier nur die Docs, für den Fall, dass ihr findet, ich würde plötzlich seltsam daherreden. Die Behandlung der Wahl ist Bettruhe, was ich ja schon zur Genüge kenne. Schmerztabletten, ein mildes Beruhigungsmittel, vermutlich Valium, wie du ja schon vorgeschlagen hast. Hilft das nichts, wollen sie zu Plan B übergehen, den sie mir allerdings vorenthalten haben. Ich tippe auf operieren, aber sie haben noch nichts dergleichen gesagt. Sie haben mir Übungen zur Kräftigung des Rückens empfohlen, wenn der Schmerz nachlässt. Von mir aus. Dummerweise war auf derselben Röntgenaufnahme, die gezeigt hat, dass mein Rückenproblem nichts weiter ist als ein nervtötender Schmerz, auch eine Läsion zu sehen. Dabei soll ich momentan doch eigentlich beschwerdefrei sein.«

»Was glaubt er, was es ist?«

»Sie, verdammt noch mal! Und unterbrich mich nicht. Darauf wollte ich gerade kommen. Die Ärztin sagt, es könnte Narbengewebe sein oder die Überreste eines absterbenden Tumors oder auch unser alter Freund, das Lymphom, das sich wieder meldet. Sie können es am Röntgenbild nicht ablesen. Deshalb darf ich morgen in aller Herrgottsfrühe erst mal eine Biopsie über mich ergehen lassen. Ich soll froh sein, dass ich hier bin, haben sie gesagt. Und froh sein, dass mein Kreuz wehtut wie die Sau, haben sie gemeint. Ohne Kreuzschmerzen keine

Röntgenaufnahme. Ohne Röntgenaufnahme wäre aber das Was-auch-immer-ich-habe nicht vor der nächsten Nachuntersuchung entdeckt worden, und die steht erst in Monaten an.« Er zeigte auf Dolan. »Und spar dir dein ›Ich hab's ja gleich gesagt‹ – das will ich nämlich nicht hören.«

»Das würde ich nie sagen – obwohl ich zugeben muss, dass ich es mal erwähnt habe.«

Ich fand, er trieb es zu weit, aber Stacey lachte.

»Und wann kommst du raus?«, wollte Dolan wissen.

»Das haben sie mir noch nicht verraten. Aber ich bin nicht bloß faul hier rumgelegen. Ich habe noch mal im Sheriffbüro angerufen. Joe Mandel ist inzwischen zum Detective befördert worden, also hoffe ich, dass er uns einen Blick auf die Sachen der Unbekannten werfen lässt.«

»Das können Kinsey und ich übernehmen.«

»Nicht ohne mich. Wenn du mich am Leben erhalten willst, tu lieber, was ich sage.«

»Schwachsinn. Das ist Erpressung.«

»Du hast's erfasst. Und jetzt erzählt mir was über Rickman. Ich möchte gern mal wieder herzhaft lachen.«

An diesem Abend aß ich bei Rosie. Ich war so dankbar, sie wieder hier zu haben, dass ich den Saum ihres Sackkleids hätte küssen können. Da die Taverne zwei Wochen lang geschlossen gewesen war, war der Geruch nach Bier und Zigarettenrauch fast ganz verschwunden. In ihrer Abwesenheit hatte Rosie ein Putzkommando kommen und den ganzen Laden durchschrubben lassen. Jetzt glänzte der Fußboden, sämtliche Holzflächen waren poliert, und der Spiegel hinter der Bar gab das Abbild der aufgereihten Schnapsflaschen mit einem Glitzern wieder, das

teures, handgeblasenes Glas vermuten ließ. Es herrschte nur wenig Betrieb, da die Stammgäste womöglich noch gar nicht wussten, dass das Lokal wieder geöffnet war.

William stand hinter dem Tresen, zapfte Bier und schenkte Drinks für die vereinzelten Gäste aus. Henry saß an seinem angestammten Tisch und vergnügte sich mit einem Heft voller Buchstabenrätsel. Auf seine Aufforderung hin nahm ich ihm gegenüber Platz. Ich sah auf, als Rosie aus der Küche kam, unter dem Arm etwas, das aussah wie ein Stapel dünner Ordner. Sie durchquerte den Raum und kam voller unverkennbarer Selbstzufriedenheit auf uns zu. Einen Ordner reichte sie mir, einen zweiten Henry. Ich dachte erst, es wären Fotoalben, doch als ich meinen aufschlug, sah ich eine in kalligrafischer Handschrift verfasste Speisekarte vor mir.

»Das ist ja mal was anderes«, sagte ich.

»Ist neue Speisekarte. Jetzt ich muss nicht mehr jede Gericht sagen, was ich koche. Wiliam hat von Hand geschrieben und ist in Copy-Shop gegangen und hat drucken lassen. Bestellt alles, was ihr wollt, und wenn ihr nicht auf Henglisch sagen könnt, ihr zeigt einfach.« Sie blieb stehen und sah uns erwartungsvoll an. Seit der Kreuzfahrt schien ihr Henglisch gelitten zu haben.

Henry überflog die Speisekarte. Ein seltsamer Ausdruck legte sich über sein Gesicht. Ich sah auf mein Exemplar und ließ den Blick über die Seite wandern. Die Gerichte waren zuerst auf Ungarisch aufgeführt und enthielten Buchstabenkombinationen und Akzentzeichen, die ich noch nie gesehen hatte. Unter dem ungarischen Namen für jedes Gericht stand die englische Übersetzung:

Versenyi Batyus Ponty
Karpfen im Päckchen

Csuka Tejfeles Tormaval *Hecht in Meerrettichsahne gekocht*

Hamis Oztokany *Falsches Wild*

Diszno Csülök Käposztával *Schweinshaxen auf Sauerkraut*

Ich war sehr gespannt, was die Horden von Softball-Rowdys davon halten würden.

»Da hast du dich ja selbst übertroffen, Rosie«, meinte Henry.

»Wirklich«, sagte ich. »Ich kann mich kaum entscheiden.«

Sie vibrierte fast vor Freude, den Bestellblock gezückt. Einen Moment lang glaubte ich, sie werde ihre Bleistiftspitze anlecken.

Henry lächelte sie verbindlich an. »Kannst du uns ein bisschen Zeit lassen? Wir müssen uns erst schlau machen.«

»Ihr behaltet und ich komme wieder.«

»Gute Idee.«

Sie verließ unseren Tisch und machte einen Rundgang durch den Raum, bei dem sie in jede Nische und auf jeden Tisch eine Speisekarte legte. Henry sah ihr mit fast ehrfürchtigem Staunen nach. »Das kommt dann dabei raus, wenn man jemanden auf eine Kreuzfahrt mitnimmt. Sie ist voller Ideen nach Hause gekommen. Wenn ich sie nicht besser kennen würde, würde ich sagen, sie kriegt Allüren.«

Ich legte die Karte beiseite. »Das ist noch das geringste unserer Probleme. Was machen wir denn

jetzt? Ich will keine Schweinshaxe mit Sauerkraut essen. Das ist ja eklig.«

Er sah erneut in seine Karte. »Hör dir das mal an. ›Mazsolas es Gesztenyes Borjunyelv‹. Weißt du, was das ist? Kalbszunge mit Kastanien und Rosinen.«

»Ach, das darf doch nicht wahr sein. Wo steht denn das?« Ich spähte auf seine Karte hinüber und hoffte, dass sie irgendwie ganz anders wäre.

Er wies auf einen Eintrag in einer Spalte mit der Überschrift: »Spezialitäten des Hauses«. »Oder was hältst du davon: Zitronenkutteln. Ich weiß gar nicht mehr, was das ist. Könnte Magen oder Darm sein.«

»Was soll denn der ganze Zirkus mit den Innereien?«

Rosie hatte ihren Rundgang beendet und kam wieder an unseren Tisch. »Ich habe Idee. Ich mache Besonderes für euch. Große Überraschung.«

»Nein, nein, nein«, entgegnete Henry. »Ich will dir keine Mühe machen. Wir bestellen uns etwas von der Karte. Du liebe Güte. So viele interessante Gerichte. Was nimmst du denn, Kinsey?«

»Ich? Oh. Na ja, also, an einem Abend wie heute hätte ich eigentlich gern einen schönen, großen Teller Suppe und vielleicht Nudeln dazu. Könntest du mir das machen?«

»Leicht. Freilich. Ich bringe Hirtensuppe. Ist schon fertig«, sagte sie und hielt inne, um sich ausführliche Notizen auf ihrem Bestellblock zu machen. Dann wandte sie sich Henry zu.

»Ich glaube, ich passe erst mal. Ich habe schon einen Happen gegessen, bevor ich gekommen bin.«

»Kleiner Teller Knödel? Schweinesülze? Ist frisch. Sehr gut.«

»Führ mich nicht in Versuchung. Vielleicht später. Fürs Erste leiste ich nur Kinsey Gesellschaft«, beharrte er.

Rosie schürzte die Lippen und zuckte mit den Schultern. Erst dachte ich, sie würde weiterbohren, aber sie hatte offenbar beschlossen, ihn zappeln zu lassen. Keiner von uns beiden sagte ein Wort, bis sie verschwunden war.

Ich beugte mich vor. »Warum hast du mir nicht gesagt, was du vorhast? Dann hätte ich das Gleiche sagen können.«

»Ich bin einfach mit dem Erstbesten herausgeplatzt, was mir eingefallen ist. Du warst doch auch schnell entschlossen. Suppe und Nudeln. Das ist ungefährlich. Was soll da schon passieren?«

Mein Blick wanderte in Richtung Küche. Nur wenige Sekunden waren vergangen, und schon stieß Rosie mit ihrer Kehrseite die Schwingtür von der Küche in den Gastraum auf, ein großes Tablett in den Händen, auf dem ein Teller mit dampfender Suppe stand.

»O Mann«, sagte ich. »Da kommt sie schon. Eine so rasante Bedienung finde ich ätzend. Das ist ja wie im China-Restaurant. Man geht rein, und zwanzig Minuten später ist man schon wieder draußen.«

Sie durchquerte den Raum, stellte das Tablett auf den Nebentisch und den Suppenteller vor mich. Dann schob sie die Hände unter ihre Schürze und sah mich an. »Wie findest du?«

»Ich hab's noch nicht probiert.« Ich fächelte mir ein wenig Dampf ins Gesicht und versuchte, den Geruch zu definieren. Verbrannte Haare? Hundefell? »Hey, das riecht toll. Was ist das?«

Sie spähte in meinen Teller und identifizierte ein paar der gewürfelten Bestandteile. »Ist Pastinake, Swiebel, Karotte, Kohlrabi – «

»Ich liebe Gemüsesuppe!«, rief ich aus, mit größerer Begeisterung, als ich sie normalerweise aufbrachte. Ich tauchte meinen Löffel in die Tiefe und förderte eine dicke Ladung Wurzelgemüse zutage.

Rosie spähte immer noch. »Ist auch noch Kopf, Hals, Lunge und Leber von eine Lamm.«

Da hing der Löffel schon in der Luft, und wie von selbst schwebte Suppe auf meinen Mund zu. Als der Löffel an meinen Lippen angelangt war, fiel mein Blick auf poröse graue Brocken, vermutlich gehackte Lungenlappen, und dazu ein paar Fetzen von etwas, nach dem ich mich gar nicht erst zu fragen traute. Ich kräuselte die Lippen und machte ein schlürfendes Geräusch, während ich die Brühe aufsaugte und dabei geschickt die kleinen Knubbel aus Eingeweiden umschiffte. Dazu gab ich verlogene Mmm-Laute von mir.

»Ich komme gleich mit Nudeln.«

»Lass dir ruhig Zeit.«

Sowie sie verschwunden war, legte ich den Löffel weg und sah mich hektisch im Raum um. »Ob die Zeit wohl reicht, um zur Toilette zu sausen und das Zeug dorthin zu kippen, wo es hingehört? Sie hat ja nicht mal Blumenkübel, in die ich die Pampe schütten könnte.«

Henry beugte sich tiefer über meinen Teller. »Sind das Nüstern? Ach nein, entschuldige. Wahrscheinlich doch nur ein kleiner Querschnitt durch eine Herzklappe. Kopf hoch. Da kommt sie wieder.«

Rosie kehrte mit einem großen Essteller an unseren Tisch zurück. Ich rührte betont auffällig in meiner Suppe und wischte mir mit einer Serviette den Mund, als sie die Nudeln vor mir abstellte. Ich klopfte mir aufs Brustbein, als wäre ich überwältigt, was ich ja auch war. »Das ist ganz schön sättigend. Echt üppig.«

Ich warf einen misstrauischen Blick auf den Teller, den sie neben meinem Suppenteller auf den Tisch stellte, und merkte, wie mich Erleichterung durchzuckte. »Und was ist das – Manicotti?«

»Heißen palacsinta teszta. Wie was du Crepes nennst.«

»Ungarische Crepes. Also, das klingt herrlich. Das mag ich.«

»Ich füllen mit Kalbshirn mit Rührei. Ganz köstlich. Du wirst sehen. Ich kann dir zeigen, wie machen.«

»Okay, dann hau ich mal rein«, sagte ich. Sie blieb am Tisch stehen, als hätte sie vor, jeden einzelnen meiner Bissen zu überwachen. Ich lehnte mich zur Seite und schaute konzentriert auf die andere Seite des Raumes. »Ich glaube, William ruft nach dir. Anscheinend braucht er Hilfe.«

Rosie ging an die Bar, wo sie und William ein gedämpftes Gespräch begannen. Unterdessen hatte ich meine Tasche gepackt und wühlte sie durch. Ein paar Stunden zuvor hatte ich eine überholte Einkaufsliste entdeckt, die ich auf ein großes, gelbes Blatt geschrieben hatte. Mit einem Auge behielt ich Rosie im Blick, während ich das Blatt zu einer Tüte faltete, die unten spitz und oben weit offen war. Die Spitze klappte ich einmal um, damit sie dicht hielt. Dann schaufelte ich hastig die Crepes hinein und ignorierte dabei die krausen Bröckchen, die auf den Teller zurückfielen. Schließlich faltete ich die Tüte oben zusammen, wickelte das Ganze in eine Serviette und stopfte es in die Tasche.

Als Rosie wieder zu mir hersah, saß ich über den Teller gebeugt da und täuschte Kaubewegungen vor, während ich mir einen verzückten Blick abzuringen versuchte. Da betrat ein Pärchen das Lokal und lenkte sie ab. Ich legte einen Zwanzig-Dollar-Schein neben Henrys Teller auf den Tisch. »Sag ihr, ich musste dringend weg.«

Henry wies auf meine Suppe, die noch fast unangetastet im Teller schwamm. »Ich lasse Rosie das da in ein Schraubglas füllen und bringe es dir heute

Abend vorbei. Ich weiß doch, wie es dir widerstrebt, gutes Essen zu verschwenden.«

10

Ich kam früher nach Hause als geplant, da ich Angst hatte, aus dem provisorischen Behältnis könnte Kalbshirn auslaufen und das Innere meiner Umhängetasche verseuchen. Als ich an Henrys Mülltonne vorbeikam, zog ich das Bündel heraus und warf es hinein. Alarmiert vorn dünnen Klingeln eines Telefons irgendwo in der Nähe, hob ich den Kopf, knallte den Deckel zu, raste zu meiner Haustür und schloss sie eilig auf. Drei Klingelzeichen. Vier. Ich warf die Tasche auf einen Küchenstuhl und schnappte mir den Hörer. Mein Anrufbeantworter hatte sich bereits eingeschaltet, und ich war gezwungen, meine eigene Stimme zu übertönen, indem ich trällerte: »Ich bin's. Ich bin dran. Nicht auflegen. Bin schon da.«

»Kinsey?«

Der Anrufer war männlich und sprach vor dem dumpfen Raunen von Gesprächen im Hintergrund. Ich legte mir eine Hand aufs Ohr. »Wer ist da?«

»Pudgie.«

»Ach, hallo. Das ist ja eine Überraschung. Ich hätte nicht damit gerechnet, von Ihnen zu hören. Was gibt's denn?«

»Sie haben gesagt, ich soll anrufen, wenn mir was einfällt, aber Sie müssen mir versprechen, dass das nicht zu ihm durchdringt.«

Ich musste mich anstrengen, um ihn zu verstehen. »Zu wem?«

»Frankie. Sind Sie ihm je begegnet?«

»Noch nicht.«

»Das ist ein Irrer. Man merkt es nicht gleich, weil er es gut kaschieren kann … als wäre er ganz normal, aber ich rate Ihnen, legen Sie sich bloß nicht mit ihm an.«

»Ich wusste nicht, dass Sie ihn kennen.«

»Ich kenne ihn auch nicht gut, aber man braucht kein Genie zu sein, um sich auszurechnen, dass der Typ nicht ganz dicht ist.«

»Rufen Sie deswegen an – um mir zu sagen, wie verrückt er ist?«

»M-m. Ich komme noch drauf, aber erst möchte ich Sie was fragen. Mal angenommen, jemand steckt ihm, dass ich Sie angerufen habe?«

»Kommen Sie. Das kann ich nicht kontrollieren. Außerdem – wer soll es ihm schon sagen? Ich kann Ihnen versprechen, dass von mir kein Mensch etwas erfährt.«

»Schwören Sie?«

»Natürlich.«

Ich hörte, wie er eine Hand vor die Sprechmuschel hielt und die Lippen so nahe an das Schallloch brachte, dass ich fürchtete, er werde mir ins Ohr sabbern. »Er hat davon geredet, dass er ein Mädchen erstochen hat.«

»Ach, Herrgott noch mal, Pudgie. Dafür ist er doch in den Knast gewandert. Weil er Cathy Lee Pearse umgebracht hat.«

»Nicht die. Eine andere. Das war, nachdem er die umgebracht hat.«

»Ich höre.«

»Er hat rumgetönt, was mit Weibern passiert, die ihn linken wollen. Und dann hat er von so ‘nem Mädchen erzählt, das er in einer Kneipe aufgerissen hat. Sie hat ein bisschen Dope dabeigehabt, und zwischen den beiden ging’s ab. Sie sind zum Knutschen auf den Parkplatz rausgegangen, aber dann ist sie scheinbar zickig geworden und hat ihm Stress gemacht, und er hat ‘nen Hass gekriegt. Als sie sich geweigert hat, ihn ranzulassen, hat er sie abgemurkst und in den Kofferraum von Cathy Lees Auto gepackt. Zwei Tage

lang ist er mit ihr rumgekurvt, aber dann hat er Angst gekriegt, dass sie zu stinken anfängt, also hat er sie abgeladen, als er nach Lompoc gekommen ist.«

»Und wo hat er sie aufgegabelt?«

»In welcher Kneipe? Keine Ahnung. Das hat er nicht gesagt. Er hat nicht mal den Ort erwähnt. Ich schätze in Santa Teresa. Es muss auf jeden Fall gewesen sein, bevor er nach Lompoc gekommen ist, weil sie ihn da ja geschnappt haben.«

»Und was ist mit der Stelle, wo er sie abgeladen hat? Hat er gesagt, wo das war?«

»Irgendwo außerhalb, wo man sie nicht so leicht findet. Sie haben es wohl irgendwie geschafft, ihn wegen Cathy Lee dranzukriegen, aber kein Mensch wusste was von der anderen, also war er in dem Punkt aus dem Schneider.«

»Wieso erinnern Sie sich jetzt auf einmal daran? Es klingt ja nicht wie etwas, das man einfach so vergisst.«

»Ich hab's nicht ›vergessen‹«, erwiderte er verschnupft. »Sie sind doch auf mich zugekommen. Ich hab nie angeboten, was zu verpfeifen. Und ich hab mich nicht ›auf einmal‹ daran erinnert. Es ist mir eingefallen, sobald Sie seinen Namen genannt haben.«

»Warum haben Sie dann nicht gleich ausgepackt?«

»Ich hab Sie zum ersten Mal gesehen. Woher hätte ich wissen sollen, ob ich Ihnen trauen kann? Das musste ich mir erst überlegen.«

»Und was hat Sie dazu bewegen, es mir zu sagen?«

»Eigentlich hätte ich die Klappe halten sollen. Frankie ist 'ne miese Ratte. Wenn sich das rumspricht, macht er mich kalt. Dem macht man lieber keinen Ärger, wenn man noch länger leben will.«

»Na gut«, lenkte ich ein. »Hat er sonst noch was gesagt?«

»Spontan fällt mir nichts weiter ein. Damals hab ich auch nicht so darauf geachtet. Im Knast protzt jeder mit solchen Storys rum. Meistens ist es Lug und Trug, also hab ich nicht viel drauf gegeben. Na ja, zuerst schon, aber schließlich hab ich nie wieder was davon gehört. Und jetzt sagen Sie, dass ein totes Mädchen abgeladen worden ist, und schon fällt mir seine Geschichte ein.«

»Und Sie sind sich sicher.«

»Nein, ich bin mir nicht *sicher.* Womöglich hat er die ganze Sache erfunden. Woher zum Teufel soll ich das wissen? Sie haben gesagt, ich soll anrufen, und das hab ich gemacht.«

Ich überlegte kurz. Natürlich konnte das alles ein einziger Schwindel sein, aber ich konnte mir beim besten Willen nicht vorstellen, was Pudgie davon haben sollte. »Das gibt aber nicht viel her.«

»Tja, da kann ich Ihnen nicht weiterhelfen.«

»Wie hat er sie denn umgebracht?«

»Mit ‘nem Messer, schätze ich. Er hat gesagt, er hat sie erstochen, eingewickelt und in den Kofferraum gepackt. Sowie er in Lompoc war, hat er sie am Straßenrand über die Böschung geworfen und sich aus dem Staub gemacht. Als die Bullen ihn geschnappt haben, hat er gedacht, er ist auf der sicheren Seite. Das Einzige, was die interessiert hat, war, ihn wegen Cathy Lee hochzunehmen.«

»Hat er das Mädchen gekannt?«

»Das glaub ich kaum. Es hat sich nicht danach angehört.«

»Mich würde nämlich sein Motiv interessieren.«

»Soll das ein Witz sein? Frankie braucht doch kein *Motiv.* Vielleicht hat sie ihn komisch angeschaut oder ‘ne abfällige Bemerkung über seinen Schwanz gemacht. Wenn sie gewusst hat, dass er auf der Flucht

war, könnte sie auch damit gedroht haben, ihn zu verpfeifen.«

»Interessant«, sagte ich. »Da muss ich mal drüber nachdenken. Von wo aus rufen Sie an?«

»Von ‘ner Bude in Creosote. Mein Schwesterherz ist extra aus der Wüste hochgefahren und hat mich mit zu sich nach Hause genommen.«

»Kann ich Sie irgendwie erreichen, wenn ich Sie noch mal sprechen muss?«

Er gab mir eine Nummer mit einer Vorwahl.

»Danke«, sagte ich. »Das könnte mir enorm weiterhelfen.«

»Wo ist Frankie jetzt?«

»Das weiß ich nicht genau. Aber wir haben gehört, dass er hier ist.«

»Soll das heißen, der Scheißkerl ist *draußen?«*

»Sicher, er hat Bewährung gekriegt.«

»Das haben Sie mir nicht erzählt. Ach du Scheiße. Sie müssen mir schwören, dass Sie ihm nicht verraten, woher Sie das haben. Und fragen Sie mich bloß nicht, ob ich vor Gericht aussage – das mach ich nämlich garantiert nicht.«

»Pudgie, Sie können gar nicht vor Gericht aussagen. Das ist doch alles nur Hörensagen. Sie haben ja nicht gesehen, wie er irgendwas gemacht hat, also sparen Sie sich Ihre Befürchtungen. Ich sage es den beiden Cops, mit denen ich zusammenarbeite, aber damit hat sich’s.«

»Hoffentlich habe ich keinen Fehler gemacht.«

»Ganz ruhig. Ihnen passiert nichts.«

»Kaufen Sie mir jetzt die Zigaretten?«

»Nein, aber Sie haben was bei mir gut.«

Dolan holte mich am Dienstagmorgen um zehn im Büro ab. Ich hatte meinen gewohnten Dauerlauf um

sechs Uhr früh gemacht, danach geduscht und mich angezogen. Nach einem schnellen Frühstück mit Kaffee und einer Schüssel Cornflakes hatte ich es bis fünf nach halb neun ins Büro geschafft. Als Dolan draußen hupte, hatte ich gerade den Papierkrieg auf meinem Schreibtisch erledigt. Dolan war so nett, seine Zigarette aus dem Fenster zu werfen, als ich einstieg. Staceys Biopsie war für Viertel vor acht angesetzt gewesen, aber weder Dolan noch ich hatten Lust, darüber zu reden. Nachdem ich die Tür auf der Beifahrerseite mühsam auf- und wieder zugezerrt hatte, erzählte ich Dolan von Pudgies Anruf.

»Keine Ahnung, was ich davon halten soll«, sagte er. »Was meinen Sie?«

»Ich würde ihm liebend gern glauben, aber ich weiß nicht, wie vertrauenswürdig er als Knastspitzel ist. Einige Einzelheiten hat er aber wohl schon richtig wiedergegeben.«

»Was zum Beispiel?«

»Also, erstens hat er gewusst, dass sie erstochen worden ist, und zweitens, dass sie in etwas eingewickelt war, als man sie abgeladen hat.«

»Vielleicht hat er auch nur improvisiert und die Feinheiten erfunden, um sich wichtig zu machen.«

»Bei mir? Warum sollte er?«

»Um mit Ihnen zu flirten. Das hat ihm einen Vorwand geliefert, um Sie anzurufen.«

»Das ist der Grund? Tja, ich bin begeistert.«

»Jedenfalls ist das, was er sagt, unbrauchbar. Nichts als gequirlte Luft.«

»Und noch dazu Hörensagen.«

»Genau.«

Wir wollten zu Frankie, um ihm auf den Zahn zu fühlen. Dolan hatte mit Frankies Bewährungshelfer Dench Smallwood gesprochen und von ihm die Adresse bekommen.

Auf der Fahrt durch die Stadt erzählte mir Dolan, dass er die Mordakte noch mal durchgegangen war. Berichte aus den ersten Tagen sprachen von drei gestohlenen Fahrzeugen, darunter auch der rote Chevrolet Baujahr 1967, in dem Frankie angehalten worden war. Man hatte Melvin Galloway beauftragt, den anderen beiden nachzugehen, aber anhand der schriftlichen Unterlagen konnte man unmöglich sagen, was er tatsächlich unternommen hatte. Miracle war auf der Flucht gewesen, und seine Festnahme war ein Pluspunkt für Galloway. Angesichts seiner notorischen Faulheit übten die Routineaspekte der Ermittlungen vermutlich keinen besonderen Reiz auf ihn aus. Vielleicht hatte er einfach behauptet, die Anfrage bearbeitet zu haben, obwohl er sie hatte liegen lassen. Das rote Cabrio, das C. K. Vogel gesehen hatte, erwies sich als Ford Mustang Baujahr 1966, damals im Besitz eines Mannes namens Gant aus Mesquite, Arizona, gleich an der Grenze zu Kalifornien. Stacey hatte Joe Mandel gebeten, die Fahrzeugidentifikationsnummer und das Kennzeichen zu überprüfen, um herauszufinden, wo sich der Wagen jetzt befand. Wenn Mandel seinen derzeitigen Standort in Erfahrung bringen konnte, war es vielleicht die Mühe wert, dort hinzufahren und sich den Wagen anzusehen.

Das Zimmer, das Frankie gemietet hatte, lag im hinteren Teil eines Holzhauses in der Guardia Street. Auf dem Weg die Einfahrt entlang mussten wir einem Sammelsurium von verstreutem Abfall aus einer umgekippten Mülltonne ausweichen. Die Orangen- und Hibiskussträucher am Haus waren so hoch gewachsen, dass auf der schmalen Veranda kalter Schatten herrschte. Dolan klopfte an die Tür, während ich mich seitlich hielt, als hätte ich Angst, jemand würde gleich durch die verputzte Lattenwand auf mich feuern. Dolan wartete eine Anstandsminute und klopfte

erneut. Wir wollten gerade wieder gehen, als Frankie die Tür öffnete. Trotz seiner vierundvierzig Jahre hatte er ein Babygesicht. Er war sauber rasiert, trug ein T-Shirt und weite Shorts und hatte eine Schlafmaske hoch auf die Stirn geschoben. Seine Füße waren nackt. »Was«, sagte er.

»Mr. Miracle?«

»Ganz richtig.«

Dolan schob seine Windjacke beiseite und ließ das Abzeichen an seinem Gürtel sehen. »Lieutenant Dolan, Polizei Santa Teresa. Das ist Kinsey Millhone.«

»Okay.« Frankie hatte mittelbraune, wellige Haare und braune Augen. Sein Blick war direkt und ziemlich missmutig. Es wunderte mich, dass er keine sichtbaren Tätowierungen hatte. Immerhin hatte er die letzten siebzehn Jahre im Gefängnis verbracht, und ich hätte erwartet, dass er aussah, als hätte er sich nackt und nass über die sonntäglichen Comic-Seiten der Zeitung gerollt. Zwar hatte er keineswegs Übergewicht, doch er sah verweichlicht aus, eine weitere Überraschung. Ich stelle mir immer vor, dass alle Häftlinge vom Krafttraining gestählt sind. Sein Blick begegnete meinem. »Na, gefalle ich Ihnen?«

Ich verweigerte die Antwort.

Dolan sagte: »Sind Sie spät ins Bett gekommen? Sie wirken gereizt.«

»Ich arbeite nachts, falls Sie das was angeht.«

»Als was?«

»Hausmeister. Die Nachtschicht im Granger Building. Ich würde Ihnen ja sagen, wie mein Chef heißt, aber das wissen Sie wohl schon.«

Dolan lächelte verhalten. »Stimmt, ja. Ihr Bewährungshelfer hat es mir verraten, als ich mit ihm gesprochen habe.«

»Und worum geht's?«

»Dürfen wir reinkommen?«

Frankie warf einen Blick nach hinten. »Klar, warum nicht?«

Er trat von der Tür weg, und wir gingen hinein. Seine gesamte Behausung bestand aus einem Zimmer mit Linoleumfußboden, einer Kochplatte, einem Uralt-Kühlschrank, einem eisernen Bettgestell und wenig mehr. Anstelle eines Wandschranks benutzte er ein Gestell aus Eisenrohren, auf das er seine Kleider gehängt hatte, sowohl die schmutzigen als auch die sauberen. Durch eine Tür in der hinteren Wand sah ich in ein beengtes Badezimmer. Außer einem Aschenbecher voller Kippen lag ein Stapel Taschenbücher auf dem Fußboden neben seinem Bett, eine Mischung aus Krimis und Science Fiction. Es roch nach lange benutzter Bettwäsche und kaltem Zigarettenrauch. Ich hätte mich umgebracht, wenn ich in einem solchen Raum hätte leben müssen. Allerdings war Frankie ans Gefängnis gewohnt, also war das hier wohl eine Verbesserung.

Es gab keine Sitzgelegenheit, also blieben Dolan und ich stehen, während Frankie wieder ins Bett stieg und sich bis zum Bauch zudeckte. Das nun folgende Gespräch wirkte absonderlich, wie ein Besuch bei Stacey in seinem Krankenhauszimmer. Ich hatte es außer bei chronisch Kranken noch nie erlebt, dass sich jemand dafür entschied, im Liegen befragt zu werden. Es ließ auf eine argwöhnische Form von Selbstsicherheit schließen. Frankie strich die Bettdecke glatt und faltete sie oben einmal um. »Den Smalltalk können Sie sich schenken. Ich muss heute Nacht wieder arbeiten und brauche meinen Schlaf.«

»Wir würden Ihnen gern ein paar Fragen über die Zeit stellen, die Sie in Lompoc verbracht haben, bevor man Sie festgenommen hat.«

»Was für Fragen?«

»Wie Sie dort hingekommen sind und was Sie vor Ihrer Verhaftung gemacht haben.«

»Kann mich nicht erinnern. Ich war voll auf Droge. Damals hatte ich nur Scheiße im Hirn.«

»Als die Polizisten Sie angehalten haben, waren Sie zehn Kilometer von einer Stelle entfernt, wo man die Leiche eines jungen Mädchens gefunden hat.«

»Traumhaft. Und wo war das?«

»Beim Grayson-Steinbruch. Kennen Sie den?«

»Den kennt jeder. Den gibt's seit Jahren.«

»Sieht nach einem erstaunlichen Zufall aus.«

»Dass ich zehn Kilometer weit weg war? Schwachsinn. Ich hab Verwandte in der Gegend. Mein Dad wohnt seit vierundvierzig Jahren im selben Haus. Ich wollte ihn besuchen.«

»Nachdem Sie Cathy Lee umgebracht hatten.«

»Ich hoffe, Sie sind nicht gekommen, um den alten Mist aufzuwärmen. Ich sage Ihnen eines – die hätten mich nie wegen Mord verknacken dürfen. Es war die reine Notwehr. Sie ist mit einer Schere auf mich losgegangen – nicht, dass ich es nötig hätte, mich bei Ihnen zu rechtfertigen.«

»Warum sind Sie dann geflüchtet? Das passt doch schlecht zu einem Unschuldigen.«

»Ich habe nie behauptet, dass ich unschuldig wäre. Ich habe nur gesagt – ach, Herrgott, warum soll ich das Ihnen auf die Nase binden? Ich hab Panik gekriegt, wenn Sie's genau wissen wollen. Wenn man Methedrin nimmt, denkt man nicht mehr klar. Man wird unberechenbar und bildet sich ein, alle wären hinter einem her.«

»Sie brauchen sich nicht zu verteidigen«, sagte Dolan.

»Sehen Sie's mir nach. Seien Sie so gut. Wenn man mich weckt, werde ich manchmal sauer.«

Dolan schmunzelte. »Und wenn Sie sauer werden, gehen Ihnen die Pferde durch, stimmt's?«

»Wissen Sie was? Ich hab meine Strafe abgesessen. Siebzehn Jahre lang kein Eintrag auf meiner Liste. Anerkennung für die abgebüßte Strafe, gute Führung, der ganze Kram. Jetzt bin ich draußen, hab 'ne weiße Weste und geh einer ordentlichen Beschäftigung nach, also können Sie mich mal am Arsch lecken. Nehmen Sie's mir nicht krumm.«

»Die Haft hat Ihnen gut getan.«

»Ja, stimmt. Sehen Sie? Das mit der Resozialisierung klappt doch. Ich bin der lebende Beweis dafür. Hab mich vom Saulus zum Paulus gewandelt, und jetzt bin ich frei wie der Wind.«

»Nicht ganz. Sie haben immer noch Bewährung.«

»Glauben Sie, das weiß ich nicht? Die ganzen beschissenen Vorschriften, die sie einem aufhalsen? Ich sag Ihnen was, Sie erwischen mich garantiert nicht dabei, wie ich eine davon übertrete. Dazu bin ich viel zu schlau. Ich bin bereit, brav mitzuspielen, weil ich keine Lust habe, wieder einzufahren. Nie wieder.«

»Wissen Sie, was das Problem mit Ihnen ist, Frankie?«

»Was denn, Lieutenant? Bestimmt schildern sie es mir gleich in den leuchtendsten Farben.«

»Vielleicht sind Sie ja heute anständig, aber damals waren Sie nicht schlau genug, um Ihre große Klappe zu halten.«

»Ach, kommen Sie. Worum geht's eigentlich?«

»Hab ich Ihnen doch gesagt. Wir haben einen unaufgeklärten Mordfall, bei dem die Umstände so ähnlich liegen wie bei Cathy Lee.«

»Ja, schön, aber da kann ich Ihnen nicht helfen. Ich hab keinen Schimmer von der Sache. Wenn Sie sonst noch was wollen, reden Sie mit meinem Anwalt.«

»Und wer ist das?«

»Hab noch keinen engagiert, aber ich sag Ihnen Bescheid. Wo kommt dieser Schwachsinn eigentlich her, oder ist das geheim?«

»Wir haben jemanden, der bereit ist, Sie hinzuhängen.«

»Mich hinhängen, von wegen. Was haben Sie denn schon, irgendeinen Ex-Knacki, der sich auf meine Kosten den Bauch voll schlägt? Ich hab die Tussi nicht umgebracht. Sie labern doch bloß Stuss.«

»Da sagt unser Zeuge aber ganz was anderes. Er sagt, Sie hätten hinterher damit rumgeprahlt.«

»Sie bluffen nur, geben Sie's doch zu. Wenn Sie was gegen mich in der Hand hätten, wären Sie mit 'nem Haftbefehl bei mir vor der Tür gestanden, statt mit dieser verlogenen Masche.«

Dolan schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht, Frankie. Ich schätze, Sie waren scharf auf das Mädchen, und als sie Sie nicht rangelassen hat, haben Sie die Beherrschung verloren.«

»Ja, ja, ja.« Frankie tat so, als würde er sich einen runterholen.

»Warum geben Sie's nicht zu? Sie könnten uns wirklich weiterhelfen. Beweisen Sie, dass Sie das Herz am rechten Fleck haben, jetzt, wo Sie ein neues Leben angefangen haben.«

Frankie schmunzelte und schüttelte ungläubig den Kopf. »Glauben Sie, ich wäre dumm genug, um hier zu hocken und ein Geständnis abzulegen? Worüber denn? Sie haben nichts gegen mich in der Hand. Ich weiß nicht mal, von wem zum Teufel Sie überhaupt reden.«

»Ich wollte Sie nicht schikanieren.«

»Gut, ich versuche nämlich, mich zusammenzureißen. Wenn Sie 'ne Urinprobe wollen, pisse ich in einen Becher. Wenn Sie die Bude durchsuchen wollen, legen Sie los. Egal, was Sie wollen, nur beeilen Sie sich ein bisschen. Ansonsten

war's das. Machen Sie die Tür hinter sich zu, wenn Sie gehen.« Er zog sich die Maske wieder über die Augen und drehte uns den Rücken zu.

»Also, das war aber unproduktiv«, sagte ich, als wir beide wieder im Wagen saßen.

»Ich wollte, dass Sie ihn mal sehen. Es ist immer am besten, wenn man die Mitspieler aus eigener Anschauung kennt. Außerdem schadet es nichts, wenn er ein bisschen schwitzt und sich fragt, was wir wissen.«

»Das hält nicht lang an. Wir haben doch nichts, oder?«

»Nein, aber das weiß er nicht.«

Dolan wollte wieder zum St. Terry's fahren, sobald er mich am Büro abgesetzt hatte, aber als wir in die Caballeria Lane einbogen, sahen wir Stacey vor dem Haus am Randstein sitzen, eine braune Papiertüte zu seinen Füßen. Er trug die enge rote Strickmütze, ein kurzärmliges Hemd, Chinos und Schuhe ohne Socken. Das perforierte Krankenhausarmband aus Plastik hing noch an seinem Handgelenk. Seine Arme waren bis auf die Knochen abgemagert und die Haut war durchscheinend wie das blasse Transparentpapier um eine Hochzeitseinladung. Dolan parkte zwei Autos weiter. Während wir auf Stacey zugingen, zog Dolan eine Schachtel Zigaretten und Streichhölzer heraus und blieb stehen, um sich eine anzuzünden. Er warf das Streichholz weg, zog fest an der Zigarette und sog den Rauch ein, als benutze er einen Asthma-Inhalator. »Wie kommst du denn hierher?«

Stacey hielt sich eine Hand über die Augen und sah ihn schief an. »Hab mir ein Taxi gerufen. Die machen das. Wenn du ihnen was zahlst, fahren dich die Typen glatt überallhin.«

»Ich dachte, sie wollten dich erst entlassen, wenn sie noch mehr Untersuchungen gemacht haben.«

Stacey winkte ab. »Zur Hölle mit denen. Ich hab's satt gehabt, zu warten, bis die Ärztin ihr Okay gibt. Also hab ich meine Sachen gepackt und mich aus dem Staub gemacht. Ich hab keine Zeit für Schnickschnack. Das ändert auch nichts. Inzwischen hab ich jedenfalls einen Anruf von Mandel gekriegt, und er meint, wir sollen vorbeischauen. Er hat die Sachen von unserer Unbekannten rausgesucht, und wir können einen Blick darauf werfen. Apropos, was hatte denn unser Freund Frankie zu sagen?«

»Komm nicht vom Thema ab. Wie ist die Biopsie gelaufen?«

»Ein Kinderspiel. Sie haben mich schon so oft gestochen, dass es mir vorkommt wie ein Mückenstich.«

»Wann kriegst du die Ergebnisse?«

Staceys Hand war so schmal, dass er es schaffte, das Armband abzustreifen, ohne es zu zerstören. »In 'nem Tag oder so. Wen juckt's? Wir haben zu tun. Und jetzt hilf mir mal auf. In meinem Alter kommt man nämlich nicht mehr hoch, wenn man erst mal sitzt. Und erzähl mir was über Frankie.«

»Er ist völlig unschuldig.«

»Natürlich. Das hätten wir gleich wissen müssen.«

Dolan streckte eine Hand aus und zog Stacey in die Höhe. Zuerst wankte er ein bisschen, doch dann fand er sein Gleichgewicht wieder. Dolan und ich wechselten einen bezeichnenden Blick, der Stacey nicht entging.

»Lasst das. Mir fehlt nichts. Ich bin bloß müde. Hab zu lang im Bett gelegen.«

Der Amtssitz des Sheriffs von Santa Teresa County liegt bei Colgate, ein Stück ab von der El Solano Road und mehr oder weniger in derselben Ecke wie die Mülldeponie des Landkreises. Hier draußen ist der Grund vermutlich billig, und es gibt Platz zum Expandieren. Hinter dem Gebäude standen reihenweise Streifenwagen, Behördenfahrzeuge und eine wilde Mischung von Privatautos, die wohl den Mitarbeitern der Sheriffbehörde gehörten. Das einstöckige Gebäude ist aus Stein, hellbeige-weiß verputzt und an der Vorderfront mit mehreren Bogen versehen. Das Hauptgefängnis liegt gleich gegenüber. Wir parkten und gingen hinein, wobei wir Stacey den Vortritt ließen. Ich merkte ihm an, dass ihm die Arbeit fehlte. Schon allein der Anblick des Gebäudes schien ihm Kraft zu geben.

Zur Linken, in dem winzigen Vorraum, stand ein Tresen mit einer gläsernen Trennwand, die vermutlich schusssicher war, obwohl das unmöglich zu erkennen war. Die Zivilangestellte blickte auf, als wir hereinkamen. Stacey sagte: »Wir möchten Sergeant Detective Joe Mandel sprechen.«

Sie schob ein Klemmbrett über den Tresen. »Er hat gesagt, er kommt gleich.«

Wir trugen uns alle drei ein, und sie gab jedem von uns ein Besucherabzeichen, das wir uns an die Hemden steckten. Es gab drei Stühle, doch wir blieben stehen. Durch die verschlossene Glastür sah ich bereits jemanden vom anderen Ende des Flurs kommen. Er stieß die Tür von seiner Seite aus auf und ließ uns hinein. Es folgte die übliche Vorstellungsrunde mit Händeschütteln. An seinem kurzen Zwinkern merkte ich, dass er mich von der Begegnung in seiner Küche her wiedererkannte, doch falls er das merkwürdig fand, so ließ er es sich nicht anmerken. Mit Stacey war er vertraut, aber Dolan hatte er wohl

Jahre nicht gesehen. Sie tauschten Artigkeiten aus, während er uns die Tür aufhielt, damit wir den Flur betreten konnten.

Wir bogen nach links ab und folgten ihm einen langen Korridor entlang, eine Art Wandelgang mit beigem Teppichboden und beigen Wänden, von dem an beiden Seiten Büros abgingen. Joe machte uns mit Sergeant Steve Rhineberger von der gerichtsmedizinischen Abteilung der Sheriffbehörde bekannt. Er schloss eine Tür auf und führte uns in einen Raum, der aussah wie eine Reihenhausküche ohne den Herd. Über drei Seiten zogen sich Arbeitsflächen, und im hinteren Teil gab es eine Art Belüftungsanlage. Eine große, zerdrückte braune Papiertüte stand auf dem Tisch in der Mitte.

Sergeant Rhineberger öffnete eine der unteren Schranktüren, riss ein Stück weißes Papier von einer breiten Rolle darin ab und holte ein Paar Einmal-Latexhandschuhe heraus. »Ich habe das Büro des Leichenbeschauers gebeten, die Mandibula und die Maxilla rüberzuschicken. Ich dachte mir, Sie möchten sich die vielleicht auch ansehen.«

Er legte das Stück Papier zum Schutz auf den Tisch, zog die Handschuhe an und brach das Siegel an der Tüte mit den Beweismitteln auf. Dann nahm er die zusammengefaltete Plane und mehrere Kleidungsstücke heraus und breitete sie auf dem Papier aus. Mandel zog einen Packen Einmal-Handschuhe aus der Spenderbox auf der Arbeitsfläche und reichte Stacey, Dolan und mir je ein Paar. Die Männer hatten sich bislang über Polizei-Interna unterhalten, doch nun verfielen wir alle in respektvolles Schweigen. Achtzehn Jahre nach ihrem gewaltsamen Tod gab es nun nur noch das Knistern von weißem Papier und das Schnalzen von Handschuhen.

Es war ein seltsames Gefühl, Dinge vor mir zu sehen, die ich bislang nur von verblassten Fotos kannte. Die Bluse und die Hose mit den aufgedruckten Margeriten waren der Toten vom Leib geschnitten worden, und die einzelnen Kleidungsstücke breiteten sich nun wuchernd und unförmig über die Tischplatte aus. Der Stoff war fleckig und feucht, als wäre er voll nassem Sand. Die Blutflecken sahen eher aus wie Rostspuren. Ihre Sandalen waren aus Leder und hatten Verzierungen aus Messingschnallen, die durch Lederbänder miteinander verbunden waren. Ein schmaler Lederstreifen hatte ihren großen Zeh an beiden Füßen von den anderen Zehen getrennt. Die Sandalen sahen neu aus, wenn man von den etwas dunkleren Stellen absah, wo ihre Fersen und die Ballen ihrer nackten Füße auf der Innensohle unauslöschliche Spuren hinterlassen hatten.

Rhineberger öffnete ein Behältnis und nahm Ober- und Unterkiefer der Unbekannten heraus. An ihren Zähnen waren umfassende Zahnreparaturen vorgenommen worden, etwa sechzehn oder achtzehn Amalgamfüllungen. Als er den Ober- auf den Unterkiefer setzte und die Kerben und Bissflächen dort, wo sie zusammentrafen, einander anpasste, konnten wir das Ausmaß ihres Überbisses sowie den schiefen Eckzahn auf der linken Seite erkennen. »Nicht zu fassen, dass niemand sie anhand der Beschreibung ihrer Zähne erkannt hat. Charlie sagt, das alles ist schätzungsweise erst ein oder zwei Jahre vor ihrem Tod gemacht worden. Man sieht, dass die Weisheitszähne noch nicht durchgekommen sind. Er meint, sie war wohl noch keine achtzehn.« Er legte die Kiefer wieder in das Behältnis, ließ aber den Deckel offen.

Ihre persönliche Habe bedeckte kaum die Tischplatte. Das war alles, was von ihr übrig war,

unterm Strich. Ich merkte, dass es mich bestürzte, dass sich ein Leben auf so dürftige Reste reduzieren ließ. Bestimmt hatte sie sich wesentlich mehr von der Welt erhofft – Liebe, Ehe, Kinder vielleicht –, zumindest aber eine geschätzte Konstante unter ihren Freunden und Verwandten zu sein. Ihre sterblichen Überreste ruhten nun in einem Grab ohne Grabstein, dessen Lage mit einer Parzellennummer im Friedhofsregister verzeichnet war. Trotzdem wirkte sie seltsam real, obwohl wir nur so wenig von ihr wussten. Ich hatte das Schwarz-Weiß-Foto von der Stelle gesehen, wo sie im trockenen Augustgras gelegen hatte, das Gesicht durch den Winkel ihres Körpers und die Sträucher dazwischen verborgen. Ihre Taillenpartie, ein Teil des Unterarms und ein Stück Wade waren alles, was man aus der Kameraperspektive sah, und ihr Fleisch war geschwollen und fleckig von der Verwesung, als hätte sie Blutergüsse.

Ich nahm die Plastiktüte, in der eine Strähne ihres Haars lag, das sauber und seidig wirkte und einen gedämpften Blondton aufwies. Eine zweite Plastiktüte enthielt zwei zarte Ohrringe, schlichte Goldreifen. Das einzige verbliebene Beweisstück für den Mord selbst war das Stück dünnen, mit weißem Plastik überzogenen Kabels, mit dem ihre Handgelenke gefesselt gewesen waren. Die Plane bestand aus mittelschwerem Segeltuch. Ihre Nähte waren mit rotem Faden gearbeitet, und in regelmäßigen Abständen waren Metallösen eingelassen. Sie sah nach Massenware aus – die Abdeckplane eines Malers oder eine Beschirmung, die einen Klafter Feuerholz vor Regen schützen sollte. In einer Ecke war eine rote Stelle, die aussah wie ein Marienkäfer oder ein Blutfleck, doch bei genauerem Hinsehen erkannte ich, dass es einfach ein Viereck aus roten Stichen war, wo

der Faden am Ende der Reihe vernäht worden war. Und anhand dieser wenigen Gegenstände wollten wir nicht nur ihre Identität rekonstruieren, sondern auch die ihres Mörders. Was war so faszinierend an ihr, dass wir fünf uns achtzehn Jahre später ihretwegen mit diesem Ziel versammelten?

Verspätet begann ich dem Gespräch zu lauschen. Stacey schilderte unsere bisherigen Fortschritte. Offenbar hatte Mandel sich die Akte selbst noch einmal angesehen. Wie Stacey und Dolan, die ja die Leiche entdeckt hatten, war er von Anfang an mit dem Fall befasst gewesen. Er sagte gerade: »Ein Jammer, dass Crouse weg ist. Es sind nicht mehr viele von uns übrig.«

»Was ist denn mit Crouse passiert?«, erkundigte sich Dolan.

»Er hat sein Haus verkauft und ist mit seiner Familie nach Oregon gezogen. Jetzt ist er Polizeichef in irgendeinem popeligen Kuhkaff da droben. Soweit ich zuletzt gehört habe, langweilt er sich zum Steinerweichen, aber bei den Immobilienpreisen hier kann er es sich nicht leisten zurückzukommen. Keith Baldwin und Oscar Wallen sind beide im Ruhestand, und Mel Galloway ist tot. Trotzdem ist es schön, Gelegenheit zu haben, den Fall noch mal aufzurollen. Man sollte doch meinen, dass wir es nach all den Jahren schaffen müssten, irgendwas loszutreten.«

Stacey fragte: »Und was hältst du davon? Fällt dir irgendwas auf, was wir übersehen haben?«

Mandel überlegte kurz. »Eigentlich ist das Einzige, was mich interessieren würde, diese Iona Mathis, das Mädchen, mit dem Frankie verheiratet war. Womöglich weiß sie was, falls ihr sie ausfindig machen könnt. Ich habe gehört, sie ist zurückgekommen und hat die Verhandlung mit ihm durchgestanden. Sie hätte den

Kerl beinahe noch mal geheiratet, so Leid hat er ihr getan.«

Stacey verzog gequält das Gesicht. »Seine Reize sind mir ein Rätsel. Ich bringe es nicht mal dazu, einmal zu heiraten, dabei bin ich ein gesetzestreuer Bürger. Hast du ihre Adresse?«

»Nein, aber ich kann sie dir besorgen.«

11

Dolan setzte mich an meinem Büro ab, bevor er Stacey nach Hause fuhr. Staceys Kräfte ließen nach und meine ehrlich gesagt auch. Als ich die Tür aufschloss, fiel mir ein Mercedes-Kombi auf, der in der schmalen Gasse parkte, die meinen Bungalow vom nächsten trennte. Die Frau auf dem Fahrersitz war mit einer Stickerei beschäftigt und hatte die Stoffrolle schief übers Lenkrad drapiert. Sie sah zu mir auf, winkte und legte das Stoffstück auf den Beifahrersitz. Dann stieg sie aus, nahm eine Einkaufstasche vom Rücksitz und sagte: »Ich hatte schon Angst, ich wäre zu spät dran.«

Ich wartete, bis sie ihren Wagen abgesperrt hatte und auf mich zukam. Irgendwie kam sie mir bekannt vor, aber ich konnte sie nicht einordnen. Sie war etwa Anfang sechzig, schlank, attraktiv und trug ein schickes Kostüm aus einem leichten roten Wollstoff. Ihre Haare waren mittellang, intensiv kastanienbraun gefärbt und locker aus dem Gesicht gekämmt.

Zögernd blieb ich auf der Schwelle stehen und wühlte immer noch in meinen Erinnerungen, um das Gesicht mit einem Namen zu verbinden. Wer war sie? Eine Nachbarin? Eine frühere Klientin? »Warten Sie auf mich?«

Sie lächelte und entblößte eine Reihe ebenmäßiger Zähne. Bevor sie noch etwas sagen konnte, zupfte mich ein metallischer Ton der Angst ganz unten im Kreuz, wie wenn sich ein Taschenkrebs ziellos einen Weg über Gitarrensaiten bahnt. Sie hielt mir eine Hand entgegen. »Ich bin deine Tante Susanna.«

Wir schüttelten uns die Hände, während ich den Begriff »Tante« zu verarbeiten suchte. Ich kannte

seine Bedeutung, kam aber um alles in der Welt nicht darauf, was ich damit anfangen sollte.

»Tashas Mutter«, fügte sie hinzu. »Ich hoffe, ich komme nicht ungelegen. Sie hat dir doch gesagt, dass ich vorbeikommen würde, oder nicht? Das wäre aber peinlich für mich, wenn sie es vergessen hätte.«

»Doch. Natürlich. Tut mir Leid, dass ich so begriffsstutzig reagiert habe, aber ich habe gerade an etwas anderes gedacht. Komm rein und setz dich. Möchtest du Kaffee? Ich wollte mir gerade selbst eine Kanne kochen.«

Sie folgte mir durch die Haustür ins Büro. »Danke. Das wäre nett.« Sie stellte ihre Einkaufstasche ab und nahm auf dem Besucherstuhl auf der anderen Seite des Schreibtischs Platz. Ihre Augen waren haselnussbraun wie meine. Die Luft um sie herum roch nach Eau de Cologne. Der Duft erinnerte an Zitrusfrüchte – vielleicht Grapefruit – und war sehr frisch und leicht.

»Wie trinkst du ihn?«

»Ach, ganz egal. Schwarz ist mir recht.«

»Es dauert nur einen Moment.«

»Ich hab's nicht eilig.«

Ich entschuldigte mich und ging durch den Vorraum in die Küche, wo ich mich an die Arbeitsplatte lehnte und um Atem rang. Seit dem Moment, als sie sich vorgestellt hatte, hatte ich Gelassenheit vorgetäuscht. Das war also meine Tante, die Schwester meiner Mutter. Ich kannte Tasha und Liza, die älteste und die jüngste von Susannas drei Töchtern. Von Pam, der dritten, hatte ich gehört, sie aber nie kennen gelernt. Meine Einführung in die Familie hatte mich vollkommen aus der Fassung gebracht, da ich nichts von ihrer Existenz geahnt hatte. Ein Zufall im Zuge von Ermittlungen hatte sie vor drei Jahren zum Vorschein gebracht wie ein Spinnennest in der Tasche

eines alten Mantels. Da meine Eltern und Tante Gin nicht mehr lebten, war nun wohl Susanna eine meiner engsten Verwandten.

Ich klopfte mir aufs Brustbein. Das war vielleicht abartig. Ich kann mich nicht an meine Mutter erinnern und hatte nie ein konkretes Bild von ihr vor Augen gehabt. Trotzdem spürte ich die Verwandtschaft. Alle Kinsey-Frauen glichen einander sehr, zumindest soweit ich gehört hatte. Auf jeden Fall sah ich Tasha ähnlich, und sie hatte mir erzählt, dass sie und ihre Schwester Pam sich so sehr glichen, dass man sie oft für Zwillinge hielt. Liza ähnelte ich zwar wesentlich weniger, aber selbst da konnte niemand die Verwandtschaft leugnen.

Ich nahm die Kaffeekanne und füllte sie mit Wasser, das ich in den Tank der Maschine goss. Filterpapier, Kaffeedose. Zwar sah ich meine Hände nicht zittern, doch die Fläche neben der Kaffeemaschine füllte sich mit dunklen Bröseln. Ich packte einen Schwamm, machte ihn nass und wischte die Fläche ab, dann stellte ich die Kanne in die Maschine und drückte auf den Einschaltknopf. Mir war mulmig bei dem Gedanken, mit Susanna zu reden, aber ich konnte ja schlecht hier draußen bleiben, bis der Kaffee fertig war. Ich nahm zwei Becher aus dem Wandschrank und stellte sie auf die Arbeitsfläche. Wenn ich Brandy dagehabt hätte, hätte ich auf der Stelle einen gekippt.

Auf dem Rückweg ins Büro versuchte ich mir in Erinnerung zu rufen, wie man sich »normal« fühlt, damit ich diesen Zustand simulieren konnte. »Der Kaffee ist gleich fertig. Hoffentlich hast du nicht zu lang auf mich warten müssen. Ich wurde beruflich aufgehalten.«

Sie lächelte und sah mir zu, wie ich auf der anderen Seite des Schreibtischs Platz nahm. »Keine Sorge. Ich kann mich jederzeit selbst unterhalten.« Sie war

hübsch: eine gerade Nase und nur ein Hauch von Make-up, um ihrem Teint eine gleichmäßige Farbe zu verleihen. Sie hatte ein paar Sonnenschäden oder verblasste Sommersprossen und um Augen und Mund eine Reihe feiner Fältchen. Das rote Kostüm stand ihr, und die Jacke kontrastierte mit dem weißen Top darunter. Nun begriff ich, wo Tasha ihren Kleidergeschmack herhatte.

Sie hielt einen Finger in die Höhe. »Ach, fast hätte ich's vergessen. Ich habe dir etwas mitgebracht.«

Sie bückte sich, fasste in ihre Einkaufstasche und kam mit einem Schwarz-Weiß-Foto in einem silbernen Rahmen wieder nach oben. Sie hielt es mir hin, und ich nahm es und drehte es um, damit ich sehen konnte, was darauf war. »Das bin ich mit deiner Mutter am Tag ihres Debütantinnenballs, am 5. Juli 1935. Ich war neun.«

»Ah.« Ich sah nach unten, allerdings nur lange genug, um einen flüchtigen Eindruck von der achtzehnjährigen Rita Cynthia Kinsey in ihrem langen weißen Kleid zu bekommen. Sie beugte sich lachend nach vorn und hatte die Arme um ihre jüngste Schwester gelegt. Mit den lockigen, dunklen Haaren, die ihr über die Schultern fielen, sah meine Mutter unglaublich jung aus. Sie musste dunkelroten Lippenstift getragen haben, da ihr Mund auf dem Schwarz-Weiß-Foto schwarz wirkte. Susanna hatte ein langes Kleid voller Rüschen an, das wie eine Miniaturversion von Ritas Kleid aussah.

Ich spürte, wie mein Gesicht heiß wurde, doch ich hielt es abgewandt, bis die Gefühlsaufwallung vorüber war. Der Schmerz war scharf, wie wenn mir jemand den Deckel einer Kiste auf die Fingerspitzen geschlagen hätte. Am liebsten hätte ich vor Verblüffung aufgeschrien. Durch reine Willenskraft schottete ich mich emotional ab. Ich lächelte Susanna

an, doch mein Gesicht war verkrampft. »Wirklich nett von dir. Ich hatte bis jetzt kein Foto von ihr.«

»Das ist mein Lieblingsbild. Ich habe eines nachmachen lassen, also kannst du das hier behalten.«

»Danke. Gibt's auch Bilder von meinem Vater?«

»Bestimmt. Wenn ich daran gedacht hätte, hätte ich das Familienalbum mitbringen können. Da haben wir jeden drin. Vielleicht nächstes Mal«, sagte sie. »Weißt du, du siehst deiner Mutter sehr ähnlich, aber ich ja auch.«

Ich sagte: »Tatsächlich«, aber ich dachte: *Das ist ja alles komplett verrückt.* Bei Tasha war es mir leicht gefallen, sie auf sichere Distanz zu halten. Wir beharkten uns mit Worten und schufen einen bequemen Abstand zwischen uns. Diese Frau hier war reizend. Für zehn Cents wäre ich um den Schreibtisch herumgesaust und hätte mich auf ihren Schoß gekuschelt. Stattdessen sagte ich: »Soweit ich gehört habe, sehen sich alle Kinsey-Frauen ähnlich.«

»Weniger die Kinseys als vielmehr die LeGrands. Virginia hatte ein paar Gesichtszüge von ihrem Daddy, aber sie war die absolute Ausnahme. Grands Züge dominieren. Ist ja auch kein Wunder, nachdem sie auch überall sonst dominiert.«

»Warum nennst du sie Grand?«

Sie lachte. »Ich weiß nicht. Wir nennen sie so, seit ich denken kann. Sie wollte nicht ›Mummy‹ oder ›Mommy‹ oder so genannt werden. Ihr war der Spitzname lieber, den sie schon immer gehabt hat, und wir sind damit aufgewachsen. Als wir in die Schule gekommen sind, ist mir bewusst geworden, dass andere Kinder ihre Mütter ›Mama‹ oder ›Mom‹ nennen, aber damals hätte es schon seltsam gewirkt, sie so anzusprechen. Vielleicht war es von ihrer Seite aus eine Form von Verdrängung – gemischte Gefühle

angesichts ihrer Mutterschaft. Ich weiß es nicht genau.«

Kaffeegeruch durchdrang die Luft. Ich verließ den Raum nur ungern, doch ich stand auf und ging um den Schreibtisch herum. »Ich bin gleich wieder da.«

»Soll ich was helfen?«

»Nein, danke.«

»Ruf einfach, wenn du mich brauchst.«

»Danke.«

Wieder in der Küche machte ich alles ganz mechanisch, doch ich merkte, dass ich beim Eingießen des Kaffees beide Hände brauchte. Wie sollte ich ihr den Becher reichen, ohne ihr Kaffee auf den Rock zu schütten? Ich holte tief Luft und verabreichte mir mentale Ohrfeigen. Das war ja lächerlich, wie ich mich aufführte. Sie war praktisch eine Wildfremde, eine Frau mittleren Alters auf Gefälligkeitsmission. Das schaffte ich doch. Damit kam ich klar. Ich würde mich jetzt einfach mit ihr auseinander setzen und die Folgen später ausbaden, wenn ich wieder allein war. Okay. Also nahm ich die beiden Becher und konzentrierte meinen Blick beim Gehen auf den Kaffee. Ich verschüttete gar nicht mal so viel, und der Teppich war dermaßen hässlich, dass man es ohnehin nicht sah.

Im Büro angelangt, stellte ich beide Becher auf den Schreibtisch und ließ sie sich ihren selbst nehmen. Ich setzte mich wieder und griff nach meinem Becher, indem ich ihn über die Tischplatte zu mir herzog. Kurz überlegte ich, ob ich mich einfach bücken und den Kaffee herausschlürfen könnte, anstatt mir das Gefäß an die Lippen zu heben. »Darf ich dich was fragen?«

»Aber sicher, Schätzchen. Was willst du denn wissen?«

Schätzchen. Ach herrje. Nun kamen die Tränen, doch ich blinzelte sie weg. Susanna schien nichts zu

bemerken. Ich räusperte mich und sagte: »Liza hat bei unserem ersten Treffen von Neffen gesprochen, nur habe ich weiter nichts über sie gehört. Arne Johanson hat mir erzählt, dass Grand drei Söhne hatte, die alle tot zur Welt gekommen sind, aber gab es nicht auch einen Jungen, der als Säugling gestorben ist? Ich dachte, Liza hätte so was erwähnt.«

Sie machte diese abwehrende Geste, die mir so vertraut war. Ich hatte sie selbst schon benutzt, genau wie meine Cousine Liza an dem Tag, als wir uns getroffen hatten. »Das bringt sie immer durcheinander. Ehrlich, Familiengeschichte ist nicht ihre Stärke. Theoretisch stimmt es allerdings. Unsere Mutter hat drei Jungen bekommen, bevor Rita zur Welt gekommen ist. Die ersten beiden waren Totgeburten. Der dritte ist fünf Stunden am Leben geblieben. Und sämtliche anderen Jungen in der Familie – neun Neffen – gehören zum weiteren Kreis. Mauras Mann Walter hat zwei Schwestern, und die haben beide Jungen. Und mein Mann John hat drei Brüder, die es auf insgesamt sieben Jungen gebracht haben. Ich weiß, es ist verwirrend, aber weil die meisten dieser entfernteren Verwandten auch in Lompoc wohnen, werden sie zu allen Kinsey-Feierlichkeiten eingeladen. Grand teilt uns nicht gern mit unseren Schwiegerfamilien, daher sorgt sie an Thanksgiving und Weihnachten dafür, dass ihre Türen offen stehen und die Festivitäten so üppig sind, dass ihnen niemand widerstehen kann. Was willst du sonst noch wissen? Frag mich alles, was du willst. Deshalb bin ich hier.«

Ich dachte kurz nach und überlegte mir, wie weit ich zu gehen wagte. »Man hat mir gesagt, dass du und Tante Maura das Verhalten meiner Mutter missbilligt habt.« Bei dem Thema kam ich mir gemein vor, aber das war immer noch besser, als mich schwach zu fühlen.

»Das waren Maura und Sarah, und die sind beide älter als ich. Maura war zwölf und Sarah fünfzehn, als ›der Krieg ausbrach‹, um es mal so auszudrücken. Beide haben sich auf die Seite von Grand gestellt. Ich war die Jüngste in der Familie, also konnte ich mir alles erlauben. Ich habe einfach so getan, als wüsste ich nicht, was los ist. Ich habe deine Mutter immer verehrt. Sie war so schick und exotisch. Wahrscheinlich habe ich schon erwähnt, dass ich neun war, als sie ihr Debüt hatte. Ich habe mich immer mehr für meine Lackschuhe interessiert als für die größeren Familienangelegenheiten. Ich bilde mir zwar ein, unabhängig zu sein, aber ich bin keine solche Außenseiterin wie deine Mutter. Sie hat Grand die Stirn geboten. Sie ist nie vor einer Konfrontation zurückgeschreckt. Ich benutze eher Ablenkungsmanöver – Charme, Irreführung. Ich finde, ich fahre besser, wenn ich vordergründig zustimme und dann tue, was mir passt, sobald ich außer Grands Reichweite bin. Das kann man mir vielleicht als Feigheit auslegen, aber es vereinfacht das Leben für alle Beteiligten – zumindest rede ich mir das ein.«

»Aber was hatten Sarah und Maura gegen die Heirat meiner Mutter? Was ging es sie denn an?«

»Tja, nichts. Es war auch weniger die Heirat als das, was es der Familie angetan hat. Als die Fronten abgesteckt waren, war Grand unerbittlich, und weder deine Mutter noch Virginia wollten nachgeben.«

»Aber worum ging es eigentlich? Ich kapier's immer noch nicht. Schließlich war mein Vater kein Penner.«

»Ich glaube nicht, dass Grand irgendwelche persönlichen Vorbehalte gegen deinen Vater hatte. Sie fand den Altersunterschied problematisch. Wie alt war er noch, fünfunddreißig und deine Mutter achtzehn?«

»Dreiunddreißig.«

Susanna zuckte mit den Schultern. »Fünfzehn Jahre. Das ist wirklich nicht viel. Ich glaube, Grands Problem war, dass Rita so überstürzt geheiratet hat. Grand hat das auch getan – sie hat Daddy aus einer Laune heraus geheiratet, sobald sie siebzehn geworden war. Er war doppelt so alt wie sie, und ich glaube, sie haben sich nicht mal einen Monat gekannt. Ich vermute, sie hat ihre Eile bereut, aber Scheidung war damals keine Alternative, zumindest nicht für sie. Sie gibt nie gern zu, dass sie einen Fehler gemacht hat, also hat sie durchgehalten. Sie haben sehr aneinander gehangen, aber ich weiß nicht genau, wie lang ihre Verliebtheit angehalten hat. Sicher, es ist eine alte Geschichte, aber ich habe den Verdacht, dass Grand einen ungelebten Teil ihres Lebens durch Rita verwirklichen wollte.«

»Das verstehe ich. Es klingt einleuchtend.«

»Was ist es dann, was dich stört? Darauf wollte ich sowieso zu sprechen kommen.«

»Ich bin sechsunddreißig … in drei Wochen siebenunddreißig, und ich habe mein Leben gelebt, ohne von all diesen Dingen etwas zu ahnen. Aus meiner Sicht finde ich, dass mir wirklich mal jemand hätte Bescheid sagen können. Ich habe es schon zu Tasha gesagt, und ich will wirklich nicht darauf herumreiten, aber warum hat sich nie jemand bei mir gemeldet? Tante Gin ist jetzt seit fünfzehn Jahren tot. Grand ist nicht mal zu ihrer Beerdigung gekommen – also was ist los?«

»Ich bin nicht gekommen, um mit dir zu streiten. Was du sagst, ist wahr, und du hast vollkommen Recht. Grand hätte hierher kommen und sich bei dir melden sollen, aber ich glaube, sie hatte Angst, dir gegenüberzutreten. Sie wusste ja nicht, was man dir gesagt hat. Sie ist davon ausgegangen, dass Virginia dich gegen sie aufgehetzt hat, ja gegen die ganze

Familie. Im Grunde ihres Herzens ist Grand ein guter Mensch, aber sie ist stolz und stur – na gut, sie kann manchmal unmöglich sein –, und Rita war genauso stur. Die beiden waren sich so ähnlich, dass es zum Lachen gewesen wäre, wenn es sich nicht so zerstörerisch ausgewirkt hätte. Ihr Streit hat die ganze Familie zerfetzt. Seit damals ist keine von uns mehr dieselbe.«

»Aber Grand war ihre Mutter. Sie hätte eigentlich die Erwachsene sein sollen.«

Susanna lächelte. »Nur weil wir alt sind, sind wir nicht unbedingt reif. Und außerdem hat Grand sogar die Hand ausgestreckt. Ich kann mich an ein halbes Dutzend Male erinnern, als sie deinen Eltern gegenüber eine Geste gemacht hat, nur um übergangen oder zurückgestoßen zu werden. Soweit ich weiß, hat sich dein Vater so gut es ging herausgehalten. Es war Ritas Kampf, und obwohl er natürlich auf ihrer Seite stand, war sie diejenige, die das Spiel am Laufen gehalten hat. Virginia war sogar noch schlimmer. Sie schien das Zerwürfnis zu genießen, aber ich weiß gar nicht, warum. Sie muss selbst irgendeinen Groll gehegt haben. Meiner Erfahrung nach ist es oft ein Deckmantel für etwas anderes, wenn jemand ein solches Getue um seine Autonomie macht. Auf jeden Fall hat Grand versucht, die beiden zu integrieren, zumindest nach deiner Geburt, aber sie wollten nichts mit ihr zu tun haben. Wenn sie und Daddy verreist waren, sind sie zu Besuch gekommen und haben natürlich dich mitgebracht, aber man hatte immer das Gefühl von Verstohlenheit. Mir kam es damals so vor, als mache es ihnen Spaß, sich hinter ihrem Rücken einzuschleichen.«

»Warum?«

»Weil es uns Übrige dazu gezwungen hat, Stellung zu beziehen. Jedes Mal, wenn wir sie willkommen geheißen haben – was wir bei zahlreichen Gelegenheiten getan haben –, haben wir uns damit eindeutig in ihr Lager begeben. Maura und Sarah haben ein schlechtes Gewissen, weil sie Grand hintergangen haben. Wenn sie nach einer Reise nach Hause kam, hat keine von uns ein Wort gesagt. Manchmal frage ich mich schon, was sie gewusst hat. Sie hat ein Netzwerk von Spionen, auch heute noch, und irgendjemand muss es ihr gesagt haben. Sie hat es nie zugegeben, aber vielleicht war das ihre Art, dafür zu sorgen, dass es Kontakte gab, auch wenn sie selbst nichts davon hatte.«

Ich überlegte kurz und ließ mir ihre Ausführungen durch den Kopf gehen. »Ich würde dir ja gern glauben, und in mancher Hinsicht tue ich das auch. Ich weiß, dass jede Geschichte zwei Seiten hat. Offenbar hat es Tante Gin ernst genug genommen, um sich bis zu ihrem Tod über das Thema auszuschweigen. Bis vor drei Jahren wusste ich von alldem überhaupt nichts.«

»Es muss schwer zu verarbeiten sein.«

»Ja, schon. Zum Teil auch deshalb, weil es mir als abgeschlossene Angelegenheit präsentiert wird, als ein für alle Mal beendet. Für dich ist es sicher Schnee von gestern, aber für mich nicht. Ich muss erst ergründen, was ich mit meinem Anteil daran anfangen soll. Der Bruch hat sich massiv darauf ausgewirkt, was für ein Mensch ich geworden bin.«

»Also, du hättest es wesentlich schlechter treffen können als mit Virginia Kinsey als Vorbild. Sie mag ja eine Eigenbrötlerin gewesen sein, aber sie war ihrer Zeit voraus.«

»Das trifft es ziemlich gut.«

Susanna sah auf die Uhr. »Ich verabschiede mich jetzt lieber. Ich weiß nicht, wie's dir geht, aber ich

finde solche Gespräche anstrengend. Man kann nur eine begrenzte Menge aufnehmen, dann muss man aufhören und es verdauen. Rufst du mich mal an?«

»Ich werd's versuchen.«

»Gut. Das würde mich freuen.«

Als sie wieder weg war, sperrte ich die Bürotür ab und setzte mich an meinen Schreibtisch. Ich nahm das Foto meiner Mutter und studierte es ausgiebig. Das Bild war auf der Ranch aufgenommen worden. Der Hintergrund war unscharf, aber sie und ihre Schwester standen auf einer hölzernen Veranda mit einem Geländer, wie ich es bei der Manse gesehen hatte. Wenn ich blinzelte, konnte ich auf der einen Seite eine Gruppe von Leuten ausmachen, die Sektkelche in den Händen hielten. Die jungen Männer trugen Smokings und die Mädchen lange, weiße Kleider, so ähnlich wie das von Rita Cynthia. Frisuren und Kleidungsstil hatten sich eigentlich nicht sehr verändert. Bei jedem formellen Anlass hätte man diese Leute aus ihrem Jahrzehnt herausholen und sie ohne drastische Unterschiede in unserem wieder absetzen können. Das einzig richtig Altmodische waren die weißen Schuhe meiner Mutter mit ihren offenen Kappen und den leicht klobigen Absätzen.

Meine Mutter war schlank, und ihre nackten Schultern und Arme waren makellos. Sie hatte ein herzförmiges Gesicht und einen zarten, feinen Teint. Vielleicht hatte sie Naturlocken – es war schwer zu sagen –, doch sie hatte sich die Haare für diesen Anlass hochstecken lassen, und sie umspielten locker ihre Schultern. Hinter einem Ohr trug sie eine weiße Blüte, genau wie Susanna, die sanft von den Armen meiner Mutter umfangen wurde. Es hatte den Anschein, als flüstere meine Mutter ihr ein Geheimnis

zu, das beiden gefiel. Susannas Gesicht wandte sich ihrem mit einem Blick zu, aus dem unerwartete Freude sprach. Ich konnte die Umarmung fast spüren, die gefolgt sein musste, als das Bild gemacht war.

Ich stellte den Rahmen auf den Schreibtisch und lehnte mich mit den Füßen auf der Tischplatte auf meinem Stuhl zurück. Mir fielen verschiedene Dinge ein, an die ich zuvor nicht gedacht hatte. Ich war jetzt doppelt so alt wie meine Mutter an dem Tag, als das Bild aufgenommen worden war. Vier Monate nach diesem Datum waren meine Eltern verheiratet gewesen, und als meine Mutter in meinem Alter war, hatte sie eine dreijährige Tochter. Ab da hatten meine Eltern nur noch zwei Jahre zu leben. Ich musste daran denken, dass meine Mutter jetzt siebzig wäre, wenn sie überlebt hätte. Ich versuchte mir vorzustellen, wie es wäre, eine Mutter in meinem Leben zu haben – die Anrufe, die Besuche, die Einkaufsbummel und die Feiertagsrituale, die mir so fremd waren. Ich hatte mich gegen die Kinseys gesperrt und war der Vorstellung eines dauerhaften Kontakts nicht nur ablehnend, sondern feindselig gegenübergestanden. Jetzt fragte ich mich, warum mir das Angebot schlichten Trosts so bedrohlich erschien. War denn undenkbar, dass ich über die beiden noch lebenden Schwestern meiner Mutter eine Verbindung zu ihr herstellen konnte? Bestimmt hatten Maura und Susanna viele Züge mit ihr gemeinsam – Gesten und Formulierungen, Werte und Einstellungen, die sie von Geburt an verinnerlicht hatten. Obwohl meine Mutter nicht mehr da war, konnte ich doch vielleicht einen kleinen Bruchteil ihrer Liebe über meine Cousinen und Tanten erfahren? Es schien mir nicht zu viel verlangt zu sein, obwohl mir immer noch nicht klar war, welchen Preis ich dafür zu bezahlen hätte.

Ich schloss das Büro schon früh ab und ließ das Foto meiner Mutter mitten auf dem Schreibtisch stehen. Auf der Heimfahrt musste ich zwanghaft immer weiter über das Thema nachgrübeln, so ähnlich wie man mit der Zunge nach dem Loch tastet, aus dem gerade ein Zahn gezogen worden ist. Der unbezwingbare Drang führte zu der gleichen Gänsehaut erzeugenden Mischung aus Befriedigung und Widerwillen. Ich musste mit Henry reden. Er hatte versprochen, mir mit Rat und Tat beizustehen, als die Kinseys zum ersten Mal aufgetaucht waren. Ich wusste, er würde mein Dilemma sofort begreifen: der Trost der Isoliertheit gegenüber erstickender Beklemmung; Unabhängigkeit gegenüber Gefangenschaft; Sicherheit gegenüber Verrat. Es lag nicht in meiner Natur, mir dazwischen liegende Gefühlszustände auszumalen. Für mich gab es nur alles oder nichts, und das machte es schwierig, den Status quo aufs Spiel zu setzen. Mein Leben war nicht perfekt, aber ich kannte seine Grenzen. Ich musste an Susannas Bemerkung darüber denken, dass Autonomiestreben als Deckmantel für etwas anderes dienen konnte. Als sie das gesagt hatte, war ich zu verwirrt gewesen, um mir zu überlegen, was sie meinte. Sie hatte Tante Gin gemeint, deren verhärtetes Herz ich als Liebesersatz gedeutet hatte. Hatte Susanna auch auf mich angespielt?

In meiner Straße angelangt, sah ich einen Austin Healy auf meinem Lieblingsparkplatz stehen. Ich wendete und fand eine Lücke auf der anderen Straßenseite. Dann ging ich durch das quietschende Tor und die Einfahrt bis hinter Henrys Haus entlang. Er hatte seine Gartenmöbel aus ihrem Winterquartier geholt, die Stühle mit dem Schlauch abgespritzt und ein Set dunkelgrüner Kissen darauf gelegt, an denen noch die Preisschilder hingen. Zwei Gläser und ein

Krug Eistee standen neben einem Teller mit selbst gebackenen Haferplätzchen mit Rosinen auf einem kleinen Redwood-Tisch. Zuerst dachte ich, er hätte das alles für mich arrangiert, doch dann sah ich ihn in der anderen Ecke des Grundstücks stehen, wo er einer Frau, die ich noch nie gesehen hatte, seinen Garten zeigte. Die Szene besaß eine schaurige Ähnlichkeit mit einer früheren Gelegenheit, als eine Frau namens Lila Sams in Henrys Leben getreten war.

Henry lächelte, als er mich sah, und winkte mich herüber, damit er uns miteinander bekannt machen konnte. »Kinsey, das ist Mattie Halstead aus San Francisco. Sie hat auf dem Weg nach L. A. hier Station gemacht, um uns zu besuchen.« Und zu Mattie sagte er: »Kinsey hat die Studio-Wohnung gemietet…«

»Ach ja. Nett, Sie kennen zu lernen. Henry hat schon viel von Ihnen erzählt.«

»Freut mich auch, Sie kennen zu lernen«, sagte ich mit einem viel sagenden Seitenblick zu Henry. Er hatte sich die Haare geschnitten, und mir fiel auf, dass er ein weißes Oberhemd und eine lange Hose anhatte. Ich glaube, er hatte sich noch nie zuvor für eine Frau derart in Schale geworfen. Mattie war mindestens so groß wie er und genauso durchtrainiert. Ihr silbergraues Haar war kurz geschnitten und zu einer Art Windstoßfrisur gestuft. Sie trug eine weiße Seidenbluse, eine graue Hose und modische flache Schuhe. Ihr Schmuck – ein Set aus Ohrringen und Armreif – war individuell angefertigt und bestand aus gehämmertem Silber und Amethysten.

Sie musterte mich aus intelligenten grauen Augen. »Damit er auch bestimmt da ist, habe ich von Carmel aus angerufen, als ich gestern Abend dort angekommen bin. Ich lasse mir Zeit und schaue auf dem Weg die Küste entlang bei ein paar Freunden vorbei.«

»Sind Sie geschäftlich oder privat unterwegs?«

»Ein bisschen von beidem. Ich bringe ein paar Bilder zu einer Galerie in San Diego. Die hätte ich zwar auch verpacken und liefern lassen können, aber mir war nach einer kleinen Auszeit.«

»Sie waren auch auf der Kreuzfahrt, die Henry gemacht hat?«

»Ja, aber das war leider beruflich. Jetzt habe ich frei.«

»Mattie unterrichtet Zeichnen und Malen und hält Vorträge über Kunst. Nell hat ihren Kurs in Aquarellmalen besucht und sich ganz gut geschlagen.«

»Besser als Lewis«, ergänzte Mattie schmunzelnd. »Er hat mir ja so Leid getan. Ich habe noch nie jemanden mit so viel Enthusiasmus ans Werk gehen sehen.«

»Er hat geflirtet«, sagte Henry vorwurfsvoll, bevor er sich wieder mir zuwandte. »Magst du uns Gesellschaft leisten? Wir wollten uns gerade setzen und ein Glas Eistee trinken.«

»Danke für die Einladung, aber ich muss ein paar Sachen lesen, und dann wollte ich noch laufen gehen. Mein Zeitplan ist komplett durcheinander, und ich muss noch einen Dauerlauf nachholen.«

»Wie steht's mit Abendessen? Wir gehen um sechs rüber zu Rosie.«

»Ausgeschlossen. Da gehe ich nicht mehr hin, bis sie von diesem Trip wieder runter ist. Eingeweide nach Gourmet-Art. Hat Henry Ihnen davon erzählt?«

»Er hat mich gewarnt, aber offen gestanden bin ich ein Fan von Leber mit Zwiebeln.«

»Gut, aber die Leber von welchem Vieh? Ich riskiere es jedenfalls nicht. Sie sollten lieber ihn kochen lassen. Er ist ein Meister.«

Sie lächelte ihn an. »Vielleicht ein andermal. Ich habe mich schon darauf gefreut, Rosie und William wiederzusehen. Sie waren reizend.«

»Wie lange bleiben Sie hier?«

»Nur eine Nacht. Ich habe ein Zimmer im Edgewater reserviert, meinem Lieblingshotel. Mein Mann und ich sind immer zum Hochzeitstag hergekommen«, erklärte sie. »Ich breche morgen in aller Frühe auf, gleich wenn es hell wird. Mit ein bisschen Glück bleibt mir der Stoßverkehr in Los Angeles erspart.«

»Tja, schade, dann kommen wir nicht mehr zum Plaudern. Schauen Sie auf dem Rückweg noch mal vorbei?«

»Mal sehen, wie es läuft. Ich will mich nicht aufdrängen.«

»Vielleicht können Sie ihn ja überreden, dann für Sie zu kochen.«

Ich betrat meine Wohnung, warf die Tasche auf die Arbeitsfläche in der Küche und stieg die Treppe hinauf. Ich musste nichts lesen, und meinen Dauerlauf hatte ich morgens um sechs bereits absolviert. Ich hatte diese kleinen Schwindeleien nur erzählt, damit Mattie und Henry ein bisschen Zeit unter vier Augen blieb. Ich linste aus dem Badezimmerfenster und musterte den Bildausschnitt von den beiden dort unten. Es war noch nicht mal vier. Ich schaffte es, anderthalb Stunden totzuschlagen, und überlegte dann, wo ich zum Abendessen hingehen sollte. Es war mein voller Ernst, dass ich Rosie boykottieren würde, bis sie ihre jüngste Leidenschaft für Gerichte aus Fleischabfällen überwunden hatte. Da gerade Happy Hour war, wusste ich, dass Dolan im CC's sein würde. Ich hätte mich zu ihm gesellen können, aber ich wollte nicht dasitzen, seine Drinks zählen und dabei den Rauch einatmen,

den er ausstieß. Erneut stellte ich mich ans Badezimmerfenster und spähte nach unten. Henry und Mattie waren weg, doch ihre beiden Gartenstühle standen noch da, etwas dichter nebeneinander als zuvor. In seiner Küche brannte Licht, also stärkten sie sich wahrscheinlich gerade mit Black Jack auf Eis, bevor sie sich Rosies Essen stellten.

Jetzt, wo die Luft rein war, schnappte ich mir Tasche und Jacke und huschte zur Haustür hinaus. Ich setzte mich in mein Auto und fuhr zu dem McDonald's in der Milagra Street. Ich bin dort so oft am Autoschalter, dass die Bedienungen meine Stimme erkennen und mich mit Namen ansprechen. Ganz spontan bestellte ich ein bisschen mehr und fuhr zu Stacey. In meinen Augen gibt es keine Lebenslage, die nicht durch eine Dosis Junkfood verbessert werden könnte.

Als ich an seine Fliegentür klopfte, sah ich ihn im Wohnzimmer auf einer Kiste hocken. Seine Schreibtischschubladen standen offen, und er hatte einen Schredder an ein Verlängerungskabel angeschlossen, das sich durch den Raum zog. Er winkte mich herein.

Ich hielt die weiße Tüte in die Höhe. »Hoffentlich haben Sie noch nicht zu Abend gegessen. Ich habe Cola dabei, Pommes und Hamburger Royal. Sehr nahrhaft.«

»Ich habe keinen großen Appetit, aber ich leiste Ihnen gern Gesellschaft.«

»Ist mir recht.«

Ich ließ die Tüte auf dem Tisch stehen und ging in die Küche, wo ich eine Packung Pappteller und eine Rolle Papierhandtücher fand. Damit bewaffnet kehrte ich ins Wohnzimmer zurück, stellte alles auf den Fußboden und hievte zwei Kisten aus dem Stapel an der Wand herüber. Ich setzte mich auf die eine und benutzte die zweite als Tisch, den ich zwischen uns

deckte. Ich holte die Colabecher heraus, zwei große Portionen Pommes, Tütchen mit Ketchup und Salz und für jeden einen in Papier verpackten Hamburger Royal. Ich drückte Ketchup auf die Pommes, salzte alles in Sichtweite und verputzte meinen Hamburger dann mit etwa acht Bissen. »Ich trainiere für den Geländerekord in dieser Disziplin.«

Stacey hob die obere Hälfte seines Brötchens an und beäugte zweifelnd seinen Burger. »Ich hab noch nie so einen gegessen.«

Ich hörte auf, mir den Mund zu wischen. »Sie machen wohl Witze.«

»Nein.« Vorsichtig probierte er einen Bissen und kaute ihn misstrauisch, bis sich die verschiedenen Geschmacksrichtungen in seinem Mund vermischt hatten. Dann wiegte er den Kopf hin und her. Beim zweiten Bissen schien er Gefallen daran gefunden zu haben, und danach aß er mit derselben Eile weiter wie ich.

Ich fasste in die Tüte, nahm einen weiteren Hamburger heraus und reichte ihn ihm. Diesmal drang etwa nach der Hälfte ein schon fast unterbewusstes Stöhnen aus seinem Mund. Ich musste lachen.

»Wo haben Sie den her?«, fragte ich und zeigte mit einem Pommesstäbchen auf den Schredder.

»Vom Nachbarn«, antwortete er und verstummte, bis er seinen letzten Bissen hinuntergeschluckt hatte. »Ich räume gerade meinen Schreibtisch aus. Irgendwie bringe ich es nicht über mich, meine Rechnungen zu schreddern. Eigentlich will ich ja gar keine Steuererklärung abgeben. Wahrscheinlich bin ich tot, bis das Finanzamt meinen Fall bearbeitet hat. Aber trotzdem habe ich Angst vor einer Steuerprüfung, wenn ich die erforderlichen Unterlagen nicht zur Hand habe.« Er leckte seine Finger ab und wischte sich den

Mund. »Danke. Das war super. Ich habe seit Wochen keinen Appetit mehr gehabt.«

»Freut mich, wenn ich helfen konnte.«

Er sammelte den Müll ein und stopfte ihn in die Tüte zurück. Dann wandte er sich um und warf das Ganze in den Papierkorb. Anschließend fasste er in die unterste Schublade und zog eine Pappschachtel voller Schwarz-Weiß-Fotografien heraus. Er stellte sich die Schachtel auf den Schoß, nahm eine Hand voll Fotos heraus und fütterte damit den Schredder.

Ich sah zu, wie sechs Bilder zu Fetzen zerschnitten wurden. »Was treiben Sie denn da?«

»Hab ich Ihnen doch gesagt. Ich räume meinen Schreibtisch aus.«

»Aber das sind Familienfotos. Das können Sie nicht machen.«

»Warum nicht? Außer mir ist keiner mehr übrig.«

»Aber Sie können sie doch nicht einfach *zerstören.* Nicht zu fassen, dass Sie das über sich bringen.«

»Warum soll ich die Arbeit jemand anders überlassen? Wenn ich es mache, besteht wenigstens eine persönliche Verbindung.« Er sang: »Leb wohl, Onkel Schmitty. Bye-bye, Vetter Mortimer …« Und schon verwandelten sich zwei weitere Bilder im Bauch des Schredders in Konfetti.

Ich legte ihm eine Hand auf den Arm. »Ich nehme sie.«

»Und dann was? Sie kennen diese Leute doch überhaupt nicht. Ich kann ja selbst bestenfalls die Hälfte von ihnen identifizieren. Schauen Sie sich den an. Wer ist das? Ich schwöre, ich habe den Kerl noch nie in meinem Leben gesehen. Muss ein Freund der Familie gewesen sein.« Er hielt die Kante des Fotos an die Zähne des Schredders und sah zu, wie es verschwand, bevor er nach dem nächsten griff.

»Schreddern Sie sie nicht. Sind das nicht Ihre *Eltern?*«

»Sicher, aber die sind schon seit Jahren tot.«

»Das kann ich nicht mit ansehen. Geben Sie die Bilder her. Ich tue so, als wären es meine.«

»Seien Sie nicht albern. Sie sind allein, genau wie ich. Wenn ich sie Ihnen überlasse, schmeißt sie eben eines Tages jemand bei Ihnen in den Müll.«

»Na und? Kommen Sie, Stace. Bitte.«

Er zögerte, doch schließlich nickte er. »Okay. Aber es ist bescheuert.«

Er reichte mir die Schachtel mit den Fotos, und ich stellte sie außer Reichweite neben meine Tasche. Ich hatte Angst, dass er es sich sonst anders überlegte und noch jemanden schredderte. Nun widmete er sich einem Aktenordner mit der Aufschrift AUTOVERSICHERUNG und fütterte den Schredder mit dessen Inhalt. Beiläufig sagte er: »Fast hätte ich vergessen, es zu erwähnen: Joe Mandel hat angerufen und mir die Adresse von dieser Iona Mathis gegeben. Sie wohnt droben in der Wüste, in einer kleinen Stadt namens Peaches.«

»Und wo soll das sein?«

»Oberhalb von San Bernardino, ein Stück ab vom Highway 138. Auf ihren Namen ist kein Telefon angemeldet, also kampiert sie vielleicht bei irgendwem. Und hab ich Ihnen schon gesagt, dass Mandel nähere Angaben über den roten Mustang hat? Dieser Gant, der ursprüngliche Besitzer, ist vor etwa zehn Jahren gestorben, aber seine Witwe sagt, das Auto wäre aus einer Autosattlerei in Quorum in Kalifornien gestohlen worden, nachdem er es dorthin gebracht hat, um neue Sitze einbauen zu lassen. Gant hat den Wagen aus Lompoc abschleppen lassen, aber er war dermaßen ramponiert, dass er ihn auf der Stelle an den Typen verkauft hat, bei dem er aus der

Werkstatt geklaut worden war – er heißt Ruel McPhee. Unseren Quellen zufolge ist das Auto jetzt auf ihn angemeldet. Ich habe ihm schon vier Nachrichten hinterlassen, aber bis jetzt hat er nicht zurückgerufen. Con meint, es würde sich lohnen, dort rauszufahren, einfach um mal zu sehen, was Sache ist.«

»Wo liegt denn Quorum? Ich habe den Namen noch nie gehört.«

»Tja, ich auch nicht, aber Con sagt, es liegt ein Stückchen südlich von Blythe, gleich an der Grenze zu Arizona. Aber jetzt kommt der Knüller: Zufälligerweise ist Frankie Miracle in Quartzsite, Arizona, aufgewachsen, und das liegt nur einen Katzensprung von Blythe entfernt in derselben Ecke. Con möchte einen Abstecher nach Peaches machen und auf dem Weg nach Quorum mit Iona Mathis sprechen.«

»Wann?«

»Morgen früh, sagt er. Ich wollte Sie lieber vorwarnen, für den Fall, dass Sie sich eine Ausrede überlegen wollen.«

»Ganz und gar nicht. Ich fahre mit. Ein Tapetenwechsel tut mir gut. Und Sie? Fühlen Sie sich fit genug dafür?«

»Zieht ihr nur allein los. Ich warte erst mal ab, was meine Ärztin zu sagen hat. Womöglich möchten sie mich ja zum dritten Mal in diesem Monat ins Krankenhaus verfrachten. Das nervt vielleicht.«

»Und wie fühlen Sie sich?«

»Ich bin nicht gerade begeistert von dieser neuen Entwicklung, aber ich glaube, ich habe keine große Wahl.«

»Ich drücke Ihnen sämtliche Daumen.«

»Das kann ich brauchen«, sagte er. Zögernd fuhr er fort: »Das ist jetzt vielleicht unpassend, aber ich habe mich gefragt, ob Con Ihnen erzählt hat, dass sich seine Frau umgebracht hat.«

»Ich wusste, dass sie Krebs hatte, aber das hat er nie erwähnt.«

»Deshalb wird er bei dem Thema auch so giftig. Er bildet sich ein, er hätte sie retten können.«

»Hätte er?«

»Natürlich nicht. Wenn man's ganz genau nimmt, kann man überhaupt niemanden retten außer sich selbst. Manchmal schafft man nicht mal das. Na, egal, ich habe nur gedacht, Sie sollten es wissen.«

Er lächelte versonnen, was vermutlich nichts mit mir zu tun hatte. Ich sah zu, wie seine Entlassungspapiere von der Army unter lautem Knirschen im Schredder verschwanden.

12

Das Packen für die Fahrt kostete mich ganze fünf Minuten. Wir würden vermutlich maximal zwei Tage weg sein, also brauchte ich nur Zahnbürste, Zahnpasta, zwei saubere T-Shirts, ein Sweatshirt, zwei Paar Socken, vier Unterhosen und das übergroße T-Shirt, in dem ich schlafe. Ich stopfte alles in einen Matchsack von der Größe einer Nackenrolle. Da ich Jeans und Sauconys schon anhatte, fehlten jetzt nur noch mein Jogginganzug, die Windjacke und meine kleine tragbare Smith-Corona. Dolan hatte sich für einen frühen Aufbruch ausgesprochen, was für ihn halb zehn hieß. Damit blieb mir genügend Zeit, um meinen Fünf-Kilometer-Lauf zu absolvieren und eine Runde Krafttraining im Fitness-Studio anzuschließen. Ich wollte im Voraus Pluspunkte für Selbstdisziplin sammeln, für den Fall, dass ich unterwegs nicht zum Trainieren kam. Als Dolan vorfuhr, saß ich schon mit Umhängetasche, Schreibmaschine und Matchsack am Randstein und las in einem Taschenbuch. Zuletzt hatte ich noch zwei von Gummibändern zusammengehaltene Stapel Karteikarten eingesteckt. Dolan hatte sein Vehikel offenbar durch eine Waschanlage gefahren, weil es von außen sauber war, und die Fußmatten waren frei von Tankquittungen und weggeworfenen Fastfood-Verpackungen. Jetzt, wo wir Kollegen waren, hielt er es wohl nicht mehr für nötig, mich um den Wagen zu geleiten und mir die Tür aufzuhalten. Ich wuchtete sie auf, während er über den Sitz griff und seinen Koffer zur Seite schob. »Sie können Ihre Sachen hinten zu meinen stellen, es sei denn, Sie möchten sie lieber in den Kofferraum legen.«

»So geht's schon.« Ich platzierte meine Smith-Corona auf dem Fußboden, warf den Matchsack auf den Rücksitz und stieg ein. Ich versuchte die Tür zuzuzerren, doch die Scharniere reagierten kaum und wollten sich nicht bewegen. Schließlich fasste Dolan über mich hinweg und riss mit roher Gewalt an der Tür. Mit einem dumpfen Schlag fiel sie ins Schloss. Ich rang mit dem Sicherheitsgurt, der massiven Widerstand leistete, bis ich endlich ein Stück herausgezogen hatte, das lang genug war, um bis zur Schließe zu reichen und den Gurt einrasten zu lassen. Auf dem Armaturenbrett lag eine frische Schachtel Zigaretten. »Ich hoffe, Sie haben nicht vor zu rauchen.«

»Nicht bei geschlossenen Fenstern.«

»Was sind Sie doch rücksichtsvoll. Haben Sie eine Landkarte?«

»Im Türfach. Ich würde sagen, wir fahren hintenrum. Eigentlich wollte ich den Highway 101 bis zum 405 nehmen und dann auf den Highway 5 abbiegen, aber mit meiner miesen Pumpe will ich den Freeway nicht riskieren, für den Fall, dass ich am Steuer tot zusammensacke.«

»Sie schaffen es wirklich, dass ich mich bei der ganzen Aktion so richtig wohl fühle.«

Dolan fuhr in südlicher Richtung auf den Highway 101, während ich die Landkarte von Kalifornien aufklappte und sie in handhabbarem Format wieder faltete. Meiner Schätzung nach lag Peaches hundertfünfundvierzig Kilometer weit weg, also etwa anderthalb Stunden. Zum Glück mochte Dolan Geplauder ebenso wenig wie ich. Ich saß da, schaute aus dem Fenster und überlegte, ob zwischen Henry und Mattie zarte Gefühle aufblühen würden.

Die Küste sah rauchig aus. Über dem Ozean lag ein grelles Licht, doch die Brandung war verhalten und lief

in langen, glatten Wellen auf den Strand zu. Die vierzig Kilometer vor der Küste gelegenen Inseln waren kaum auszumachen. Steile Hügel fielen zur Landstraße hin ab, bewachsen mit Büschen in dunklem Moosgrün, die nach einem nassen Herbst und den langen, feuchten Wintermonaten wieder auflebten.

An vielen Stellen der Anhöhe war die Vegetation mit dichten Ansiedlungen von Kakteen überzogen, die aussahen wie Tischtennisschläger und vor Dornen strotzten. Ich war schon immer der Meinung, dass kalifornische Gefängnisse Fluchtversuche unterbinden könnten, indem man die umliegende Landschaft mit bösartigen Pflanzen besiedelte. Abtrünnige Häftlinge könnten anhand ihrer Schmerzensschreie geortet werden und die Zeit in Einzelhaft damit zubringen, sich Stacheln aus dem Hinterteil zu ziehen.

Nach zwanzig Minuten sah ich zu Dolan hinüber. »Haben Sie Kinder?«

»Nö. Grace hat immer mal davon geredet, aber mich hat das nicht interessiert. Kinder verändern das Leben. Wir waren so zufrieden, wie es war.«

»Bereuen Sie es?«

»Ich befasse mich nicht groß mit Reuegedanken. Und Sie? Wollen Sie noch Kinder?«

»Ich kann's mir nicht recht vorstellen, aber ausschließen will ich es auch nicht. Ich bin nicht gerade berühmt für meine Beziehungen zu Männern.«

Bei Perdido bogen wir auf den Highway 126 Richtung Landesinneres ein. Die Strommasten verschwanden. Die Berggipfel in der Ferne waren mit Schnee bestäubt, ein merkwürdiger Kontrast zum lebhaften Grün der Felder im Tal. In den Orangenplantagen hingen Früchte an den Bäumen wie Weihnachtskugeln. Die Obststände am Straßenrand waren mit Brettern vernagelt, aber in einem Monat oder so würden sie wieder aufmachen. Wir fuhren durch zwei kleine,

landwirtschaftlich geprägte Orte, die sich seit Jahren nicht verändert hatten. Dieser Streckenabschnitt war unter dem Beinamen »Blood Alley« bekannt: lediglich zweispurig und hin und wieder mit einer dritten Spur versehen, auf der dann die fatalen Zusammenstöße passierten. Ich achtete genau auf Dolan, damit ich rechtzeitig sah, falls er vor meinen Augen zusammensackte.

»Sparen Sie sich ihre Ängste«, sagte er.

Bei Palmdale bogen wir vom Highway 14 ab und fuhren in östlicher Richtung auf dem Highway 18 weiter. Alte, wackelige Werbetafeln boten Land zum Verkauf an. Ich sah ein Straßenschild, das eine 213. Straße anzeigte, die als Schotterweg ins Nichts verlief. Wir kamen an einem handgemalten Schild vorüber, auf dem stand: HIER RECHTSBERATUNG: TESSTAMENTE, VERTRÄGE, SCHEIDUNGEN, NOTAHRDIENSTE. Der Karte zufolge streifte die Straße, auf der wir waren, in einer Höhe von 1370 Metern den westlichen Rand der Mojave-Wüste.

Ich sah erneut auf die Karte und sagte: »Wow. Ich wusste gar nicht, wie groß die Mojave-Wüste ist. Die ist ja riesig.«

»65.000 Quadratkilometer, wenn Sie die Teile in Nevada, Arizona und Utah mit einrechnen. Wissen Sie viel über die Wüste?«

»Ich habe da und dort ein paar Fakten aufgeschnappt, aber damit hat sich's auch schon.«

»Ich hab mal was über Skorpione gelesen. In dem Buch stand, dass sie die ersten luftatmenden Tiere waren. Sie haben ein rudimentäres Gehirn, sehen aber miserabel. Vermutlich nehmen sie kaum etwas wahr, das sie nicht berührt haben. Wenn Sie zwei Skorpione zusammen sehen, paaren sie sich entweder gerade oder der eine wird vom anderen gefressen. Irgendwo steckt eine Lehre dahinter, aber ich kann mir nicht

denken, was für eine. Hat wahrscheinlich etwas mit dem Wesen der wahren Liebe zu tun.«

Ich weiß nicht, warum, aber diese Äußerung brachte mich zum Schmunzeln. Wir passierten ein Schild mit der Aufschrift PEACHES, 897 EINW. Der Ort zeichnete sich durch vereinzelte Joshuabäume und seinen Reichtum an aufgegebenen Geschäften aus. Zu unserer Linken ragten die San-Gabriel-Berge auf, überzogen von Schnee, der sich in sämtlichen Felsspalten festgesetzt hatte und sie weiß zeichnete. Nutzholzbäume bildeten am Kamm einen Windschutz, und unter ihnen standen weiß bepackte immergrüne Sträucher. Ein versprengter Frühlingssturm hatte Haufen und Flecken von Altschnee auf der Erde zurückgelassen. Fünf Autos hatten angehalten und parkten nun am Straßenrand, neben ihnen fünf Elternpaare, die ins Gespräch vertieft waren, während ihre jeweiligen Kinder in den Schneeverwehungen spielten. Die meisten Kinder schienen zu dünn angezogen zu sein. Genau wie im Meer würden sie so lange in den Elementen herumtollen, bis sie schnatterten und ihre Lippen blau angelaufen waren.

Wir fuhren an einem Liquor Mart vorbei, der Benzin, Reifen, Bier und Sandwiches im Angebot hatte. Es gab zwei Cafes, einen Saloon und – soweit ich sehen konnte – keine Motels. Auf einer freien Fläche standen, umgeben von einem Maschendrahtzaun, ein Grüppchen von sechs normalgroßen Wohnwagen und zwei Immobilienbüros in doppelt breiten Wohnwagen, vor denen leere asphaltierte Parkplätze lagen. Was ritt jemanden, dass er überhaupt nach Peaches zog? Es war mir ein Rätsel. Welchem Traum jagten diese Leute nach, dass ihnen Peaches in Kalifornien als die Erfüllung ihrer Wünsche erschien?

Dolan wendete auf einem breiten Kiesstreifen neben einer Tankstelle, an der die Zapfsäulen fehlten und

deren Fenster mit Brettern vernagelt waren. Der Boden glitzerte von gesplittertem Glas. Vom Wind angewehte Plastikfetzen hingen in den Sträuchern an der Straße. Dolan fuhr zu der Enklave nicht zusammenpassender Wohnwagen zurück, die an den Vorderseiten mit den Buchstaben A, B, C, D, E und F auf kleinen, gemalten Schildern markiert waren. Ein Schild bezeichnete das Ganze als PEACH GROVE WOHNWAGENPARK, obwohl es eigentlich kein »Park« war, sondern zwei Reihen Wohnwagen mit einem freien Stellplatz für den Fall, dass ein siebter Wohnwagen sich hier ansiedeln wollte. Dolan lenkte den Wagen auf eine gekieste Fläche neben einer Reihe zerbeulter Briefkästen, und wir stiegen aus. Ich wartete, während er sein übliches Ritual verrichtete, die Pistole im Kofferraum zu verstauen. »Sieht so aus, als wäre F in der Richtung«, sagte er.

Ich folgte ihm den gefurchten, zweispurigen Feldweg entlang. »Was sie hier wohl treibt?«

»Das werden wir sie fragen müssen.«

Die Tür zu Wohnwagen F stand offen. Nur ein windiges Fliegengitter war über den Rahmen gezogen worden, durch das frische Luft zirkulieren konnte. Ein kleines Täfelchen verhieß NÄGEL VON IONA, und darunter stand zu klein, um sie im Vorbeigehen entziffern zu können, eine Telefonnummer. Ein ausgebleichtes Stück Markise bildete eine überdachte Veranda, die sogar mit leuchtend grüner wetterfester Auslegware aufwarten konnte. Der Wohnwagen war klein und alt. Zwei Frauen saßen in der Kochnische, eine auf einer Bank und die andere auf einem verchromten Stuhl, der dicht an einem Klapptisch mit nur einem Bein stand. Beide wandten sich um und sahen uns an. Die Jüngere der beiden malte weiter an den Fingernägeln der Älteren.

»Ist eine von Ihnen Iona Mathis?«, erkundigte sich Dolan.

»Das bin ich«, antwortete die Jüngere und fuhr fort, dunkel-karminroten Lack auf den linken Daumennagel der anderen aufzutragen. Auf dem Tisch zwischen ihnen befanden sich ein Orangenholzstäbchen, Nagelfeilen, eine Flasche Nagellackentferner, Wattebällchen, eine Nagelbürste und eine mit Seifenwasser gefüllte halbmondförmige Plastikschale. Rechts von der Älteren lag eine Packung Winston mit einem in das Cellophan geklemmten Streichholzbriefchen. Der Aschenbecher war voller Kippen.

Die Ältere lächelte und sagte: »Ich bin Ionas Mom, Annette.«

»Lieutenant Dolan von der Polizei Santa Teresa. Das ist Miss Millhone. Sie ist Privatdetektivin.«

Iona warf uns einen Blick zu, bevor sie sich über den Zeigefinger ihrer Mutter hermachte. Wenn sie sechzehn gewesen war, als sie Frankie geheiratet hatte, dann musste sie jetzt an die fünfunddreißig sein, also ungefähr in meinem Alter. Ja gut, ich war ein bisschen älter, aber wer wollte es schon so genau nehmen? Ich versuchte mich in ihre Lage zu versetzen und fragte mich, was mich dazu bringen könnte, hier zu leben und mir mein Geld damit zu verdienen, dass ich anderen Leuten die Nagelhäutchen schnitt und ihnen die Zehen massierte. Man hätte sie beinahe hübsch nennen können. Ich sah ihr durch den weich zeichnenden Schleier der Fliegentür interessiert zu und versuchte zu ergründen, wo ihr Aussehen zu wünschen übrig ließ. Ihre Haare waren braun, wellig, schulterlang und glänzten, hätten allerdings einen frischen Schnitt vertragen. Der Mittelscheitel ließ ihr Gesicht zu lang wirken. Sie hatte volle Lippen, eine kräftige Nase, braune Augen und dunkle Brauen, die

eine Spur zu breit waren. Auf der Oberlippe und der linken Wange hatte sie je ein Muttermal. In vieler Hinsicht sah sie immer noch wie sechzehn aus – schlaksig und mit runden Schultern. Ihre Füße waren nackt, und sie trug ausgeblichene, an den Knien aufgerissene Jeans und eine hüftlange Bluse mit einem indischen Muster in Rostrot und Braun.

Annette beugte sich zu ihrer Tochter hinüber und sagte: »Schätzchen, wenn du den Mann nicht fragst, mach ich es.« Als Iona nichts erwiderte, sah sie wieder Dolan an. »Es wäre nett, wenn Sie uns verraten würden, warum Sie hier sind. Sie machen mir nämlich tierisch Angst.« Ionas Mutter, die weit über fünfzig sein musste, wirkte näher an fünfunddreißig als Iona. Sie besaß die gleiche kräftige Nase, hatte sie sich allerdings zu einem schmaleren und flacheren Modell umoperieren lassen. Ihre Haare, die sie zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden hatte, wiesen den gleichen Braunton auf, der allerdings von so gleichförmiger Intensität war, dass sie vermutlich gefärbt waren, um die grauen abzudecken. Ein ärmelloses weißes Stricktop betonte ihre großen Brüste, die über eine breite Taille und einen leicht gerundeten Bauch ragten. Sie trug rote Shorts und rote Stoffsandalen mit Keilabsatz.

Ihre Zehennägel waren im selben Rot lackiert, das Iona gerade auf ihre Fingernägel auftrug. Ich fand, sie wäre besser beraten gewesen, wenn sie einen größeren Teil von sich bedeckt hätte.

Dolan sagte: »Wir haben ein paar Fragen über Ionas Ex. Dürfen wir reinkommen?«

»Die Tür ist offen«, erwiderte Annette.

Dolan schob die Fliegentür auf, trat in den Wohnwagen und machte dann einen Schritt zur Seite, damit auch ich Platz fand. Drinnen wandte ich mich nach rechts und hockte mich aufs vordere Ende der

blauen, mit Plastik gepolsterten Bank, auf der auch Annette saß. Über die Rückenlehne der Bank zog sich ein langes, weiches Kissen, und ich vermutete, dass es einen Mechanismus gab, mit dem man die Couch zu einem Doppelbett umfunktionieren konnte, nachdem man den Tisch mithilfe seiner Scharniere an die Wand geklappt hatte. Teilten sich die beiden Frauen den Wohnwagen, oder hatte Mom ihren eigenen? Dolan und ich hatten abgesprochen, dass er die Befragung führen würde, da es verwirrend war, wenn von zwei Seiten Fragen auf einen einprasselten. Ich war in erster Linie dazu da, um zu beobachten und mir möglichst viel zu merken.

Hinter der Kochnische war zur Rechten eine Schiebetür zu sehen, die vermutlich ins Badezimmer führte. Geradeaus stand das Doppelbett, das das einzige Schlafzimmer ausfüllte. Ich bin ein Fan kleiner Räume und hätte nichts dagegen gehabt, in einem Wohnwagen wie diesem zu leben, allerdings hätte ich mir etwas Sauberes gesucht. Die winzige Spüle, den Backofen im halben Format, die vier Kochplatten und den Mini-Kühlschrank, die allesamt unter der Arbeitsfläche untergebracht waren, fand ich herrlich. Es war wie in einem Spielhaus, das für Puppen, Teepartys und andere Fantasiespiele gebaut war. Ich konzentrierte mich auf Iona, deren schlechte Haltung wahrscheinlich darauf zurückzuführen war, dass sie sich den ganzen Tag über ihren Tisch beugte.

Annette begann: »Sie haben zwar nicht gesagt, welchen Ex, aber wenn Sie Polizist sind, meinen Sie sicher Frank. Ionas zweiter Mann Lars hat in seinem ganzen Leben gegen kein Gesetz verstoßen. Der würde nicht mal ohne Zebrastreifen über die Straße gehen. Er hat Iona wahnsinnig gemacht. Da zieht sie los und treibt einen Typen auf, der sich so extrem von Frank unterscheidet wie nur möglich, und dann stellt

sich raus, dass er noch viel schlimmer ist. Er hat an so einer Zwangsstörung gelitten. Mein Gott. Alles, was er getan hat, hat er sechsmal wiederholen müssen, bevor er weitermachen durfte. Bis der irgendwas gebacken gekriegt hat, sind Stunden vergangen. Ich wäre fast durchgedreht.« Sie beäugte aufmerksam ihren kleinen Finger. »Schätzchen, ich glaube, da hast du über den Rand hinausgemalt. Siehst du's?«

»Tut mir Leid.« Iona wischte den roten Streifen, der auf Annettes Nagelhaut vorgedrungen war, mit dem Daumen weg.

»Darf ich rauchen?«, fragte Dolan.

Annettes Blick wanderte kurz zu Lieutenant Dolans linker Hand. Er trug keinen Ehering, und wahrscheinlich war sie auf die Idee gekommen, er könnte Junggeselle sein. »Nur, wenn Sie mir auch eine anzünden«, sagte sie. »Iona kriegt Zustände, wenn ich einen Nagel versaue, bevor sie alle zehn fertig hat.«

Dolan griff nach Annettes Winstons. Er schüttelte eine heraus und steckte sie ihr zwischen die Lippen. Sie legte verführerisch ihre Hand auf seine, als er ihr Feuer gab. Dann nahm er sich eine aus seiner eigenen Packung und zündete sie an. Offenbar mochte er ihre Marke nicht.

Annette sog den Rauch tief ein, blies eine Rauchsäule nach oben und legte die Zigarette dann in den Aschenbecher, wobei sie sehr auf ihre Nägel achtete. »Mann, schmeckt das gut. Es nervt mich tierisch, dass die Leute heutzutage so verkrampft aufs Rauchen reagieren. Was soll denn der ganze Zirkus? Ist doch nicht ihr Bier.« Ihr Blick wanderte zu mir. »Rauchen Sie?«

»Früher mal«, antwortete ich und hoffte dabei, dass ich nicht ganz so bieder klang, wie ich mir vorkam.

Zu Dolan sagte sie: »Was treibt Frank denn so? Wir haben seit Jahren nichts von ihm gehört, oder, Schätzchen?«

Iona ignorierte ihre Mutter und konzentrierte sich auf ihre Arbeit.

Dolan sagte: »Sie wissen, dass er auf Bewährung raus ist.«

Annette verzog das Gesicht, als hätte sie leichte Bauchkrämpfe. »Das musste wohl eines Tages kommen. Ich konnte den Mann ja nie leiden. Ich hoffe, Sie erzählen uns jetzt nicht, dass er weiß, wo sie ist.«

»Wir haben gestern mit ihm gesprochen, und er hat sie nicht erwähnt.«

» Gott sei Dank.«

»Haben Sie Angst, dass er sich meldet?«

»Ich würde nicht von ›Angst‹ sprechen, aber angenehm ist mir die Vorstellung nicht.«

Dolan sprach Iona an: »Wann haben Sie ihn zuletzt gesehen? Können Sie sich an das genaue Datum erinnern?«

Annette fixierte ihre Tochter, und als Iona weiter schwieg, sagte sie: »Iona, gib dem Mann eine Antwort. Was ist denn los? So habe ich dich nicht erzogen.«

Iona warf ihrer Mutter einen finsteren Blick zu. »Soll ich deine Nägel vermurksen oder nicht?«

Annette lächelte Dolan an. »Er hat ihr Leid getan. Franks Eltern haben ihn enterbt. Sein Vater ist Kieferchirurg und scheffelt massenhaft Kohle, indem er anderen Leuten am Zahnfleisch rumschnippelt, aber er ist ein Spießer. Und Franks Mutter ist nicht viel besser. Sie haben noch drei andere Jungen, die sich gut gemacht haben, also hat Frank im Vergleich natürlich schlecht abgeschnitten. Aber er war auch von Geburt an ein kleiner Satansbraten, Iona hat immer gemeint, er wäre lieb, aber das ist irgendwie an mir

vorübergegangen. Ich fand, er war eine Art Klette, wenn Sie's genau wissen wollen. Gegen Ende ihrer Ehe ist er jedenfalls ziemlich besitzergreifend geworden. Sechs Monate.«

»Warum haben Sie sich getrennt?«

»Das muss ich nicht beantworten«, erwiderte Iona.

»Hat er Sie mal verprügelt?«

Als Iona erneut die Antwort verweigerte, sprang Annette offenbar gern ein. »Soweit ich weiß, nur zweimal. Damals war er sowieso die ganze Zeit zugedröhnt – «

»Die *meiste* Zeit, Mom, nicht die *ganze.* Nicht übertreiben.«

»Oh, Verzeihung. Ich korrigiere mich. Er war also *die meiste Zeit* zugedröhnt, und dann ist er fies geworden. Sie hat ihm gesagt, wenn er sich nicht zusammenreißt, schmeißt sie ihn hochkant raus. Damals haben sie in Venice gewohnt, direkt an einem der Kanäle. Mit den ganzen kleinen Entchen. Die rochen zwar nicht so gut, aber sie waren total niedlich. Frank hat weiter getrunken und sich gegen alles gewehrt, also hab ich ihr Geld geschickt, damit sie verschwinden kann.«

»Hat er sich daraufhin mit Cathy Lee Pearse eingelassen?«

»Ach, das war schrecklich, was?«, sagte Annette. »Mir laufen immer noch kalte Schauer über den Rücken, wenn ich daran denke. Er hat sie erst eine Woche vor dem Vorfall kennen gelernt.«

»So nennen Sie das also, einen *Vorfall?«,* hakte Dolan nach. Ich merkte, dass er darum rang, die Empörung in seiner Stimme zu unterdrücken.

Iona steckte den Pinsel zurück in das Fläschchen und schraubte es zu. »Sie brauchen nicht diesen Ton anzuschlagen. Nur damit Sie's wissen: Cathy Lee hat ihn angemacht. Die hat sich einfach geschnappt, was ihr unter die Finger kam. War launisch und

unbeherrscht. Frankie hat gesagt, sie war gewalttätig, vor allem wenn sie getrunken hatte, und das hatte sie an diesem Abend. Sie hat ihn völlig grundlos attackiert.« Iona schnippte mit den Fingern. »Ist mit einer Schere auf ihn losgegangen. Was hätte er denn tun sollen, sich von ihr die Schneiden in den Hals rammen lassen?«

Dolans Miene war kühl. »Er hätte sie am Handgelenk packen können. Es kommt mir etwas übertrieben vor, vierzehnmal auf sie einzustechen. Ein- oder zweimal hätte doch auch genügt.«

Iona begann ihren Arbeitsplatz zu säubern. »Darüber weiß ich nichts.«

»Haben Sie Cathy Lee auch gekannt?« Dolan bemühte sich darum, den Kontakt nicht abreißen zu lassen, jetzt, wo sie sich zum Reden entschlossen hatte.

»Sicher. Frankie hatte ‘nen Job ergattert, und zwar für einen Freund das Haus frisch streichen, also sind wir in der Woche zuvor neben ihr eingezogen. Sie war ‘ne Anmacherin, ist ständig im Bikini rumgelaufen und hat ihm ihre Titten unter die Nase gehalten, wenn er draußen im Garten war. Frankie fand ganz furchtbar, was passiert ist. Er hat gesagt, er wünsche, er könne es rückgängig machen, aber da war es schon zu spät.«

»Ich habe gehört, Sie sind wieder zu ihm zurückgekehrt, als der Fall vor Gericht gekommen ist. Warum das?«

»Er hat mich gebraucht, ganz einfach. Alle anderen haben sich von ihm abgewandt.«

»Iona ist genau wie ich. Kann keinem verwundeten Vogel widerstehen. Lars war der Hammer. Musste alles zählen. Nur beim Zwiebelschneiden war er super – eins, zwei, drei, vier, fünf …«

»War es so, Iona? Haben Sie Frankie als verwundeten Vogel gesehen?«

»Er ist ein guter Mensch, wenn er nüchtern und nicht auf Drogen ist.«

»Hat er mal mit Ihnen darüber gesprochen, was nach Cathy Lees Tod passiert ist?«

»Was soll passiert sein?«

»Ich wüsste gern, was sich zwischen dem Zeitpunkt, als er Cathy Lee umgebracht hat, und dem Moment, als ihn die Cops geschnappt haben, abgespielt hat. Das ist ein Zeitraum von zwei Tagen, von dem wir nicht wissen, was er da getrieben hat.«

Iona zuckte mit den Schultern. »Null Ahnung. Da hatten Frankie und ich schon Schluss gemacht.«

Annette sagte: »Die kürzeste Ehe aller Zeiten. Die Scheidung hat sechsmal so lang gedauert, stimmt's?«

Iona verweigerte die Antwort und sprach stattdessen wieder Dolan an. »Ich weiß nicht, was er getan hat oder wohin er gegangen ist, nachdem ich ausgezogen war.«

»Schätzchen, ich dachte, du hättest gesagt, er war am Schluss in deiner Wohnung. Weißt du noch? Du bist in dieses Einzimmer-Apartment in Santa Teresa gezogen …«

»Mom.«

»Also, warum kannst du ihm das denn nicht sagen, wenn es die Wahrheit ist? Glauben Sie mir, Lieutenant, Iona würde nie eine Straftat begünstigen. Sie hat ihm etwas zu essen gegeben und ihn bei sich übernachten lassen, aber dann hat sie gesagt, er soll sich auf die Socken machen. Ich habe sie gebeten, den Sheriff anzurufen, aber da hieß es immer nur nein, nein, nein. Sie hatte Angst, dass er sich an ihr rächt, wenn sie ihn verrät.«

»Mutter, wäre es vielleicht irgendwie möglich, dass du verflucht noch mal die Klappe hältst?«

»Ich will nur hilfsbereit sein. Das könntest du dir auch mal überlegen. Also, worum geht's jetzt eigentlich, Lieutenant?«

»Wir glauben, er hatte Kontakt zu einem jungen Mädchen, das in der Gegend um Lompoc per Anhalter unterwegs war. Es könnte sein, dass er sie auf dem Weg zu seinem Vater mitgenommen hat.«

»Oh mein Gott. Wollen Sie damit etwa sagen, dass er noch jemanden umgebracht hat?«

»Das wird sich zeigen. Ihre Leiche ist ein Stück außerhalb in einem Steinbruch abgelegt worden. Jetzt versuchen wir erst mal rauszufinden, wer sie ist.«

Iona starrte ihn an. Ich hatte das Gefühl, sie stand kurz davor, mit Informationen rauszurücken, doch dann fing sie sich wohl wieder. »Warum haben Sie ihn das nicht selbst gefragt, wenn Sie ihn gestern gesehen haben?«

Dolan schmunzelte. »Er hat gesagt, er kann sich nicht erinnern. Wir dachten, er hätte vielleicht Ihnen etwas über sie erzählt.«

Iona konzentrierte sich wieder auf die Nägel ihrer Mutter. »Das hör ich zum ersten Mal.«

Als klar wurde, dass sie nicht mehr sagen würde, warf Dolan Annette einen Blick zu. »Es würde mich interessieren, was Sie beide nach Peaches verschlagen hat.«

Annette zog an ihrer Zigarette. »Ursprünglich stammen wir aus einem kleinen Ort in der Nähe von Blythe. Ionas Großeltern – also meine Eltern – haben in vierundzwanzig Hektar Land investiert. Das muss so 1946 gewesen sein. Das Grundstück, auf dem wir gerade sitzen, ist das Einzige, was davon noch übrig ist. Ich war diejenige, die die Idee zu dem Wohnwagenpark hatte, als sie gestorben waren. Es kam mir ziemlich schlau vor, weil uns der Grund ja schon gehört hat. Jede von uns hat ihr eigenes

Zuhause, und die vier anderen Bewohner zahlen Miete. Ich arbeite Teilzeit drüben im Cafe, und Iona hat hier ihr Geschäft, und so halten wir uns beide über Wasser.«

»Aus welchem Ort?«, fragte ich.

Sie sah mich verdutzt an, als hätte sie ganz vergessen, dass ich da war. »Wie bitte?«

»Aus welchem Ort kommen Sie?«, fragte ich.

»Oh. Aus ‘nem kleinen Kaff namens Creosote. Sie haben wahrscheinlich noch nie davon gehört. Drei Kilometer vor der Grenze zu Arizona.«

»Nicht zu fassen. Ich habe erst vor zwei Tagen jemanden aus Creosote kennen gelernt. Einen Mann namens Pudgie Clifton.«

Ionas finsterer Blick wanderte zu mir.

Annette wurde gleich munter. »Ach, Iona kennt Pudgie schon seit der Grundschule. Ist das nicht der Typ, mit dem du vor Frank gegangen bist?«

»Wir sind nicht miteinander *gegangen,* Mom. Wir sind zusammen rumgehangen. Das ist ein großer Unterschied.«

»Kam mir anders vor. Du hast ganze Wochenenden mit ihm verbracht, wenn ich mich recht erinnere.« Als Annette erneut nach ihrer Zigarette griff, streifte ihre Hand die Kante des Aschenbechers, sodass eine Kerbe in ihrem frisch lackierten Nagel entstand. »Ach du Scheiße. Jetzt schau bloß, was ich gemacht hab.«

Sie hielt Iona ihre Hand hin, und diese studierte die Schramme. Sie benetzte ihren Zeigefinger und rieb leicht an der roten Lackschicht, die sie dadurch prompt wieder glatt bekam.

Dolan sagte: »Sie müssen Pudgie gut gekannt haben.«

»Er hat sich meistens mit Leuten von woanders rumgetrieben.«

»Außer an den Wochenenden, wenn er mit Ihnen losgezogen ist«, erklärte er.

Sie sah abrupt auf. »Wir sind ein paarmal zusammen weggefahren, okay? Er hat gern meinen Wagen gefahren. Das heißt nicht, dass ich ihn gebumst hab. Wir waren nur Freunde.«

»Kannten er und Frankie sich damals schon?«

»Woher soll ich das wissen? Ich bin für keinen von beiden verantwortlich.«

Es klopfte an der Tür. »Iona, Herzchen? Entschuldige die Störung.« Eine Frau stand auf der Behelfsveranda und spähte zu uns herein.

Iona sagte: »Mein nächster Termin. Ich hoffe, es macht Ihnen nichts aus.«

»Überhaupt nichts. Wir warten und unterhalten uns weiter, wenn Sie mit Ihrer Arbeit fertig sind.«

Annette kam hinter dem Tisch hervorgerutscht, wobei ihre nackten Schenkel auf dem Plastikpolster Furzgeräusche erzeugten. Ich stand auf, um sie vorbeizulassen, während Dolan hinausging. Annette plauderte bereits mit Ionas Kundin und wedelte mit den Fingern. »Hey, schau doch mal. Das nennt sich Cherries Jubilee. Der Farbton würde prima zu deinem Teint passen.«

Die andere Frau, eine Mittvierzigerin, schien von dieser Aussicht weniger begeistert, da ihr Teint quasi farblos war.

Annette trampelte in ihren Keilschuhen die Wohnwagentreppe hinab und schob eine Hand durch Lieutenant Dolans Armbeuge, »Iona braucht bestimmt nicht lang. Ich habe heute Mittagsschicht. Begleiten Sie mich doch rüber zum Moonlight und essen Sie einen Happen. Ich lade Sie ein.«

»Super«, sagte ich. »Das machen wir. Wann arbeiten Sie denn immer?«

»Meistens ab mittags. Wir haben von fünf Uhr morgens bis zehn Uhr abends geöffnet. Das einzige andere Lokal ist das Mountain View, also wechseln sich die Leute zwischen den beiden ab, je nach Lust und Laune.«

Wir gingen zu dritt den gefurchten Weg entlang und überquerten die zweispurige Straße. Im Cafe angekommen, konnten wir zwischen sämtlichen freien Tischen wählen. Annette erklärte: »Es gibt vor allem Getränke und kalte Sandwiches. Ich kann Ihnen aber auch ein paar Burger braten, wenn Sie was Warmes möchten.«

»Klingt gut. Was meinen Sie, Kinsey?«

»Prima.«

»Und was wollen Sie trinken? Wir haben Kaffee, Tee, Coke und Sprite.«

»Coke, glaub ich«, antwortete Dolan.

»Bringen Sie uns zwei.«

Annette ging hinter den Tresen, warf den Gasbrenner unter dem Grillrost an, nahm zwei Hamburgerlaibchen aus dem Kühlschrank und klatschte sie auf den Grill. »Es dauert nicht lang.«

»Heute wenig los?«, fragte Dolan.

»Es ist immer wenig los.«

Sie brachte uns einen Teller mit Sellerie, Karottensticks und grünen Oliven. Eine Flasche Ketchup und eine Plastikflasche Senf hatte sie sich in die Schürzentasche gesteckt und stellte sie nun ebenfalls auf den Tisch. Als sie zum Grill zurückkam, waren die Hamburger fertig, und sie drapierte sie mit allen Zutaten auf den Tellern. »Ich habe ganz vergessen, Sie zu fragen, wie Sie sie haben wollen«, sagte sie, während sie ihr Tablett ablud.

»Alles bestens«, erwiderte ich und behandelte meinen Burger mit Senf, Ketchup, Essiggurken und Zwiebeln. Er konnte zwar nicht mit einem Hamburger

Royal mithalten, aber ich würde mich mit ihm begnügen müssen.

»Wie hoch ist die Wahrscheinlichkeit, dass sie Kontakt zu Frank hatte?«, fragte Dolan Annette.

»Sie glauben, er könnte etwas mit dem Tod des jungen Mädchens zu tun gehabt haben?«

»Ich habe keine Ahnung. Wir hatten nur gehofft, dass Iona uns mit ein paar Informationen weiterhelfen könnte.«

Auf der anderen Straßenseite fuhr ein Auto aus dem Wohnwagenpark heraus, bog nach links ab und raste mit Iona am Steuer davon. Annette beugte sich zum Fenster und sah ihr stirnrunzelnd nach. »Was soll das denn?«

»Vermutlich will sie nicht mit uns sprechen«, sagte Dolan und biss in seinen Burger.

13

Um vierzehn Uhr verließen wir die winzige Stadt Peaches, da endgültig klar geworden war, dass Iona nicht zurückkommen würde. Die stets zum Plaudern aufgelegte Annette hatte hemmungslos gequasselt und uns jede Frage beantwortet, die wir ihr stellten, auch wenn die Antworten überwiegend aus ihren persönlichen Ansichten bestanden. Fest stand, dass sie keine Freundin von Frankie war, und ich war mir ziemlich sicher, dass sie uns alles gesagt hatte, was sie wusste. Dagegen hatte sich Iona eindeutig aus dem Staub gemacht, um nicht unter Druck gesetzt zu werden. Annette wollte gerne glauben, dass sie mit Frankie Miracle fertig war, aber ich war mir da nicht so sicher.

Vom Highway 14 aus zweigten wir auf den Highway 138 ab, bis wir zum Highway 15 kamen, auf dem wir uns schließlich bis zum Freeway 10 – oder auch San-Bernardino-Freeway genannt – in östlicher Richtung durchschlugen. Trotz Dolans Bedenken wegen seines Herzens gibt es buchstäblich keinen anderen Weg, um nach Blythe zu gelangen. Dieses Stück Highway ist 280 Kilometer lang, beginnt am östlichen Stadtrand von Los Angeles und überquert bei Blythe die Staatsgrenze nach Arizona. Fast drei Stunden lang hielt Dolan den Fuß aufs Gaspedal gedrückt, während unter uns die Straße davonzog. Die Landschaft wurde monoton und zeigte die typische urbane Zersiedelung aus Einfamilienhäusern, Werbetafeln, Industrieanlagen, Einkaufszentren und Eisenbahngleisen. Die Straße war von Palmen, immergrünen Sträuchern und Eukalyptusbäumen gesäumt. Wir kamen an Wohnwagen- »Anlagen« vorbei, einem Wohnwagen-Country-Club und einem

Wohnwagen- Urlaubs- und -Erholungsgebiet. Es war ein weites Stück Land, wo niemand hätte Wurzeln schlagen wollen. Einmal hielten wir zum Tanken in Orocopia, und ich holte mir ein Exemplar der Mobile Home Gazette – sechzehn Seiten mit Gutscheinen für verbilligte Mahlzeiten, Kreuzfahrten, Golfstunden, Gebisse nach Maß und Bingo am frühen Abend.

Hinter Palm Springs wurde das Gelände flacher, und die Landschaft verlor ihre Farbe. Kilometerweit gab es nun nur noch Sand und Felsen, Gestrüpp, Stromleitungen und entgegenkommende Autos. Auf beiden Seiten der Straße stieg das Land am Horizont zu einem Saum aus Hügeln an, die den Blick begrenzten. Alles war beige, grau oder matt blassgrün. Kalifornische Wüsten bestehen überwiegend aus blassen Böden – gelbbraun, zimtfarben, sepia und pink. Wir kamen am Staatsgefängnis vorbei, dessen Präsenz durch Schilder betont wurde, die uns rieten, keine Anhalter mitzunehmen. Die erlaubte Höchstgeschwindigkeit lag bei 110 km/h, doch die Landschaft war so weitläufig, dass wir kaum vorwärts zu kommen schienen. Abgesehen vom Salton Sea südlich von uns waren auf der Karte nur ausgetrocknete Seen verzeichnet.

»Wie kann hier draußen überhaupt etwas wachsen?«, fragte ich.

Dolan lächelte. »Die Wüste ist ein Wunder an Anpassungsfähigkeit. Die kalifornische Wüste kennt nur eine Regenzeit, die im Süden von Arizona dagegen zwei. Den Rest des Jahres herrscht Trockenheit. Wenn man nun Samen hätte, die sofort nach dem Regen zu treiben anfangen, würden die jungen Pflänzchen die brutale Sonnenhitze nicht verkraften. Viele Samen haben eine Wachsschicht, die sie daran hindert, Wasser aufzunehmen, bis eine gewisse Zeitspanne verstrichen ist. Hat sich das Wachs aufgelöst, keimen

sie, und die Nahrungskette nimmt ihren Anfang. Kaninchen und Wüstenratten wandeln die Vegetation in tierisches Fleisch um, und das liefert Futter für die Raubtiere. Die Schlangen fressen die Nagetiere, und anschließend fressen die Rotluchse die Schlangen.«

»Sehr hübsch«, bemerkte ich.

»Rationell. Wie Verbrechen. Jeder ist damit beschäftigt, einen anderen aufzufressen.«

In dieser Manier fuhr er fort und überschüttete mich mit den Paarungs- und Eiablagegewohnheiten verschiedener Wüsteninsekten und Spinnentiere wie schwarze Witwen, braune Witwen und Tarantelwespen, bis ich jaulte: »Mir wird gleich schlecht.« Das brachte ihn zum Schweigen.

Bei Blythe bogen wir nach Süden auf die zweispurige Staatsstraße ab, die nach zwanzig Kilometern zu dem Ort Quorum mit seinen 12.676 Einwohnern führte. Auf der Landkarte war das Städtchen nur ein Kreis. Dolan bremste ab, als die ersten Wohngebiete am Stadtrand auftauchten. Die Häuser waren schlicht und die Grundstücke flach. Kaum eine Minute später kamen wir auf einer sechsspurigen Straße im zentral gelegenen Geschäftsviertel an. Die Bebauung war flach, als glaubten die Einwohner der durchdringenden Wüstensonne entkommen zu können, indem sie sich am Boden hielten. Palmen gediehen offenbar gut. An der Durchgangsstraße gab es zahlreiche Hotels, von denen die meisten sehnsuchtsvolle Namen trugen wie »Bayside Motor Court« oder »Sea Shell Motel«. Viele der Geschäfte hatten mit Reisen zu tun: Tankstellen, Autovertretungen, Reifenlager, Waschanlagen, Campingbedarf und Autoreparaturwerkstätten. Hin und wieder sah ich eine Schlosserei oder einen Friseursalon, aber sonst nicht viel. Genau wie in Peaches gab es auch hier viele mit Brettern vernagelte Läden; Leuchtschilder, aus denen jemand das Glas

herausgeschlagen hatte und von denen nur der Rahmen übrig war. Jody's Cafe, Rupert's Auto Radiator und ein Möbelgeschäft zählten zu den Gescheiterten. Zur Rechten sah ich, dass sogar die Seitenstraßen in der Mehrzahl vierspurig waren. Hier draußen gab es eindeutig nichts anderes als Platz.

Auf dem Weg durch die Stadt machten wir einen kurzen Abstecher zum Polizeirevier von Quorum und zur Nebenstelle des Sheriffs von Riverside County, die nebeneinander im nördlichen Teil der Winter Street lagen. Ich wartete im Wagen, während Dolan mit den Detectives in beiden Behörden sprach, ihnen mitteilte, dass er sich in der Gegend aufhielt und woran er arbeitete. Theoretisch war keiner dieser Besuche erforderlich, aber er wollte niemandem auf den Schlips treten. Es war klug, Fundamente zu legen, für den Fall, dass wir später Hilfe von den ortsansässigen Beamten brauchten. Nachdem er wieder ins Auto gestiegen war und die Tür zugeknallt hatte, sagte er: »Vermutlich Zeitverschwendung, aber es hat sich schon so oft zu meinen Gunsten ausgewirkt, dass es die Mühe wert ist.«

Mittlerweile war es schon fast halb sechs, und die Nachmittagstemperaturen sanken rapide. Dolan hatte vor, erst ein Motel zu suchen und dann durch die Stadt zu fahren und nach einem Lokal Ausschau zu halten, wo wir essen konnten. »Wir können nach dem Abendessen gleich zu Bett gehen und dann morgen in aller Frühe diese Autosattlerei unter die Lupe nehmen.«

»Ist mir recht.«

Die meisten Motels ähnelten einander und zeigten ihre identischen Preise auf grellen Neonschildern an. Wir entschieden uns fürs Ocean View, das mit einem Pool, einem geheizten Whirlpool und Gratis-Fernsehern aufwarten konnte. Wir meldeten uns an

der Rezeption an und ich wartete, während Dolan der Angestellten seine Kreditkarte gab, unsere Zimmer bezahlte und die beiden Schlüssel entgegennahm. Wir stiegen wieder in den Wagen und fuhren die kurze Strecke, damit er auf der Stellfläche direkt vor seinem Zimmer parken konnte. Meines lag gleich um die Ecke. Wir einigten uns auf eine kurze Ruhepause, um uns häuslich einzurichten.

In meinem Zimmer roch es wie am Strand von Santa Teresa, also etwas feucht und mehr als etwas modrig. Ich legte meine Umhängetasche auf den Schreibtisch und stellte den Matchsack auf einen Stuhl. Dann weihte ich die sanitären Anlagen ein, schlüpfte in meine Windjacke und holte Dolan ab. Natürlich wollte er unbedingt ein Lokal mit angeschlossener Cocktailbar auftreiben. Falls es so etwas nicht gab, war er für eine anständige Bar, und hinterher konnten wir ja auf unseren Zimmern Pizza essen. Wir schauten an der Rezeption vorbei, wo uns die Angestellte das Quorum Inn empfahl, zwei Blocks weiter unten auf der High Street. Ich hatte die Kälte der nächtlichen Wüstenluft unterschätzt. Mit verschränkten Armen marschierte ich los und zog gegen den schneidenden Wind, der durch die breiten Straßen sauste, die Schultern hoch. Die Stadt war den Elementen preisgegeben, und die flachen Gebäude waren die einzige Hoffnung auf Schutz vor den Wüstenwinden.

Das Quorum Inn war bereits rappelvoll, als wir eintrafen. Die spätnachmittägliche Martini-Meute zündete sich Zigaretten an und steckte sich am Tresen abwechselnd grüne Oliven oder eine Hand voll Nussmischung in den Mund. Die Wände bestanden aus lackiertem Kiefernholz, und die Nischen waren mit rotem Kunstleder bezogen. Auf den frei stehenden Tischen lagen rot-weiß karierte Tischdecken. Die meisten Gerichte auf der Speisekarte waren Steaks

oder Rinderhack. Als Beilagen gab es Pommes, frittierte Zwiebelringe und Zucchini in Pfannkuchenteig. Man konnte auch eine in Butter schwimmende Folienkartoffel, Sauerrahm, Speck und/oder Käse dazu bestellen.

Die erste Stunde saßen wir an der Bar, wo Dolan drei Manhattans kippte und ich an einem säuerlichen Weißwein nippte, den ich mit Eis verdünnte. Als wir uns an einen Tisch zurückzogen, bestellte er ein durchgebratenes 600-Gramm-Lendensteak, während ich mich für ein Filetsteak von 225 Gramm entschied. Um acht waren wir wieder beim Motel, wo wir uns gute Nacht sagten. Ich las eine Weile und schlief dann so, wie man es eben tut, wenn man den Bauch voller rotem Fleisch hat und einem massenhaft Cholesterin durch die Adern rinnt.

Zum Frühstück aß ich meine gewohnten Cornflakes, während Dolan Speck, Eier, Pfannkuchen, vier Tassen Kaffee und fünf Zigaretten konsumierte. Als er die sechste rauszog, sagte ich: »Dolan, Sie müssen das sein lassen.«

Er reagierte verzögert. »Was?«

»Den Alk, die Zigaretten und das fettige Essen. So kriegen Sie bald den nächsten Herzinfarkt, und dann darf ich erste Hilfe leisten. Haben Sie denn nicht den Bericht des Gesundheitsministers gelesen?«

Er winkte ungeduldig ab. »Nichts als Schwachsinn! Mein Großvater ist sechsundneunzig geworden und hat von seinem zwölften Lebensjahr bis zu seinem Todestag selbst gedrehte Zigaretten geraucht.«

»Na gut, aber er hatte garantiert nicht schon in Ihrem Alter zwei Herzinfarkte hinter sich. Sie meckern dauernd an Stacey rum, dabei sind Sie noch schlimmer als er.«

»Das ist was anderes.«

»Ist es nicht. Sie wollen, dass er am Leben bleibt, und das ist genau das, weswegen ich Sie traktiere.«

»Wenn ich an Ihrer Meinung interessiert bin, frage ich Sie. Ich brauche keine Vorträge von jemandem, der halb so alt ist wie ich.«

»Ich bin nicht halb so alt wie Sie. Wie alt sind Sie denn?«

»Einundsechzig.«

»Tja, ich bin sechsunddreißig.«

»Jedenfalls kann ich machen, was ich will.«

»Na, na, na. Daran erinnere ich Sie nächstes Mal, wenn Stacey droht, sich ein Loch in den Schädel zu pusten.«

Dolan drückte seine Zigarette im Aschenbecher aus. »Genug gelabert. Jetzt geht's an die Arbeit.«

McPhees Autosattlerei lag in der Hill Street im Herzen der Stadt. Wir parkten gegenüber und sahen uns zur Orientierung einen Moment lang um. Der Morgen war voller flachem, sauberem Sonnenlicht. Die Luft fühlte sich angenehm an, aber ich vermutete, dass die Hitze gegen Nachmittag trotz ihrer Trockenheit drückend werden würde. Nach Sonnenuntergang wäre es dann wieder so kalt wie in der Nacht zuvor. Hinter der Werkstatt gab es einen kleinen Hof, auf dem sechs Autos standen, jedes mit einer Schutzhülle abgedeckt. Dieser Teil des Grundstücks war durch einen massiven Maschendrahtzaun mit Stacheldrahtabschluss gesichert. Der Bau selbst bestand aus Wellblech und hatte auf der einen Seite drei Servicebuchten, deren Tore hochgerollt waren und den Blick ins Innere freigaben. Das Ganze sah aus wie eine Tankstelle und war wie üblich von rissigem Asphalt umgeben. Zwei Männer waren an der Arbeit.

»Glauben Sie wirklich, dass der Wagen, dem wir auf der Spur sind, derselbe ist, den C. K. gesehen hat?«

»Um das herauszufinden, sind wir ja hier«, sagte er. »Wir wissen, dass er von hier gestohlen worden ist.«

»Und wenn er in der Nähe des Steinbruchs geparkt hat, was dann?«

»Dann sehen wir zu, ob wir einen Zusammenhang zwischen dem Auto und unserer Unbekannten herstellen können.«

Wir stiegen aus, überquerten die Straße und gingen auf den Vordereingang zu. Unter dem großen Fenster stand ein großer Pflanzenkübel aus Beton, der nichts als gestampfte Erde enthielt. Rechts von der Werkstatt befand sich ein Holzplatz und links eine Firma für Schwertransporte, in deren Hof mehrere Schleppfahrzeuge und abgekoppelte Sattelanhänger standen. Es war ein Gewerbegebiet aus Betrieben, die die Bedürfnisse einer Klientel in Pick-ups und Vans befriedigten.

Der Ausstellungsraum war ein Anbau an der Rückseite der Werkstatt, dessen Fußboden mit schwarz-weißen PVC-Fliesen ausgelegt war. Hinter einer Vitrine mit Service-Handbüchern standen ein metallener Schreibtisch, metallene Aktenschränke und ein Rolodex. Oben auf der Vitrine lag ein hoher Stapel mit Musterbüchern, die Kunststoffbezüge für Autos und Boote zeigten – »Leistungsstarke und strapazierfähige Stoffe für hohe Belastungen«. Rück- und Seitenfenster von Wohnwagen in verschiedenen Formen waren an Aufhängeplatten montiert worden und zierten die Wand. Wir bahnten uns den Weg durch ein Sammelsurium von Sitzbänken und Schalensitzen, die noch ihre zerfetzte Polsterung aufwiesen. Ein Musterbrett war aufgestellt worden, das die passenden Leder- und Kunstfaserstoffe für die Polster von Ford, GM, Chrysler-Jeep Eagle, Honda und Toyota zeigte.

Man konnte alle möglichen Faltdächer, Innenraumauskleidungen, Fußmatten und Vorhänge für Glas- oder Plastikfenster bestellen.

Eine offene Tür führte vom Ausstellungsraum in die erste der drei aneinander angrenzenden Servicebuchten. Einer der beiden Männer blickte auf. Ich schätzte ihn auf Mitte dreißig. Er war mittelgroß, sauber rasiert und hatte eine frische Gesichtsfarbe. Seine Haare waren mit der Sorte von blonden Strähnen durchzogen, für die Frauen bares Geld bezahlen. Er hatte einen Mittelscheitel, und die Haare fielen auf beiden Seiten seines Gesichts locker herab. Die meisten seiner Zähne waren gut. Um den Mund hatte er ein paar Falten, wo sich sein Lächeln eingegraben hatte. Seine Hände waren schmutzig und die Nägel dauerhaft schwarz untermalt wie nach einer umgekehrten französischen Damenmaniküre. Er trug ein blau kariertes Flanellhemd, Jeans und Desert Boots. Gebaut war er wie ein Highschool-Footballspieler – also wie einer, der überrannt würde, wenn er heute noch Football spielen würde. Ich überlegte, ob ich wohl mit sechzehn auf ihn gestanden hätte. Er sah aus wie ein Typ, für den ich aus der Ferne hätte schwärmen können. Aber schließlich galt das damals in meinen Augen für die meisten Jungs aus der Highschool.

Er nahm gerade mit einem sichelförmigen Mutternschlüssel und einer Zange einen Autositz auseinander, der vor ihm aufgebockt war. Auf der Werkbank, die sich über die gesamte Wand hinter ihm zog, stand eine wilde Mischung aus Kunststoffschrauben, Schläuchen, Kaffeedosen, Schaumgummiplatten, Werkzeugkästen, Dosen mit Latexfarbe und Autoreifen. Zwei Ventilatoren bliesen und verbreiteten einen synthetischen Geruch. Hinter ihm stand ein Mülleimer voller Abfälle. Ein zweiter

ramponierter, rissiger Autositz lag auf einer Arbeitsfläche daneben. Der Mann rauchte gerade eine Zigarette, drückte sie aber lässig aus, bevor er uns ansprach. »Kann ich Ihnen helfen?«

Dolan steckte die Hände in die Hosentaschen. »Wir suchen Ruel McPhee.«

»Das ist mein Dad. Er ist im Ruhestand. Und wer sind Sie?«

»Lieutenant Dolan von der Polizei Santa Teresa. Das ist meine Kollegin Ms. Millhone. Ihren Namen hab ich nicht verstanden.«

»Cornell McPhee. Sind Sie der, der die Nachricht auf Band hinterlassen hat?«

»Das war mein Partner, Detective Oliphant. Offen gestanden hat er vier Nachrichten hinterlassen und gesagt, dass Ihr Vater trotzdem nicht zurückgerufen hat.«

»Tut mir Leid. Ich wusste nicht, dass es dringend ist. Ich habe Dad alles ausgerichtet, und er hat gesagt, er würde sich darum kümmern. Wahrscheinlich hat er's vergessen.«

Der zweite Mann in der Werkstatt war älter, schätzungsweise Mitte fünfzig. Er hatte sich wieder an seine Arbeit gemacht, sowie er begriffen hatte, dass das Gespräch nichts mit ihm zu tun hatte.

»Lebt Ihr Vater noch hier?«

Cornell legte seinen Mutternschlüssel weg und wischte sich die Hände an einem Lappen ab. »Sicher. Worum geht's denn?«

»Wir sind auf der Suche nach einem Fahrzeug, das 1969 aus seiner Werkstatt gestohlen worden ist.«

Cornells Stirn legte sich leicht in Falten. »Der Wagen wurde wiedergefunden. Er hat einem Mann aus Arizona gehört.«

Dolan lächelte kurz. »Das wissen wir. Die Zulassungsstelle gibt an, dass der Wagen jetzt auf Ruel McPhee angemeldet ist.«

»Wieso wird das wieder aufgerollt?«

»Wir sehen eine mögliche Verbindung zwischen dem Wagen und einem Mord, der damals passiert ist.«

»Ein Mord?«

»Genau«, sagte Dolan. »Wir machen uns noch mal über den Fall her.«

»Ich begreife aber immer noch nicht, warum Sie mit meinem Vater reden wollen.«

»Wir haben einen Zeugen, der sagt, dass er einen roten Mustang in der Gegend gesehen hat, bevor die Leiche gefunden worden ist. Wir wüssten gern, ob es dasselbe Fahrzeug war, das aus seiner Werkstatt gestohlen worden ist.«

»Sie können ihn ja fragen, wenn Sie wollen. Er und Mom leben in der Fell Street. Nummer 1520. Es ist nur ein paar Straßen weiter. Sie fahren zwei Blocks runter, biegen an der Ruby links ab, dann noch mal fünf Blocks, und schon sind Sie in der Fell. Soll ich anrufen und fragen, ob er da ist?«

»Nicht nötig. Wir können ja später noch mal vorbeifahren, falls er unterwegs ist«, erwiderte Dolan und zeigte auf den Sitz, an dem Cornell arbeitete. »Wie lang brauchen Sie für so eine Reparatur?«

»Zwei Tage. Hängt vom Zustand ab. Wollen Sie was richten lassen?«

»Schon möglich.«

»Was für ein Wagen?«

»Chevy. Baujahr 1979.«

»Ledersitze?«

»Nein, Stoff.«

Cornell grinste. »Werfen Sie ‘ne Tagesdecke drüber. Damit fahren Sie besser.«

»Hab ich mir auch gedacht. Ich wollte nur hören, was Sie sagen. Danke für Ihre Hilfe.«

»Klar, kein Problem. Und viel Glück auch.«

Das Haus in der Fell Street 1520 war ein Backsteinbungalow mit einer frei stehenden Doppelgarage zur Rechten der Einfahrt. Hinter dem Haus konnte ich in einigem Abstand die Rückseite eines Nebengebäudes ausmachen, das wie ein großer Lagerschuppen oder eine zweite Garage aussah. Ein Basketballkorb hing noch in Beton verankert über einem breiten Asphaltstreifen, der als Gästeparkplatz diente. Vermutlich hatte Cornell hier während der Highschool seine Freizeit verbracht und Körbewerfen geübt. Ich malte mir aus, dass er in drei Sportarten Abzeichen bekommen hatte und zum Anfeuerungskönig oder Kassenwart seiner Abschlussklasse gewählt worden war. Ein Blick in die Gelben Seiten hatte mir verraten, dass die McPhees in ihrer Branche in der ganzen Stadt die Einzigen waren, also musste er finanziell gut gestellt sein, selbst wenn seinem Job Glamour und Prestige fehlten.

Dolan parkte vor dem Haus am Straßenrand, und wir gingen den Weg entlang bis zur Veranda, wo wir klingelten. Die Tür wurde von einem Mädchen geöffnet, das schätzungsweise sechs Jahre alt war, wenn man nach der Anzahl der fehlenden Zähne ging. Ihre Haare waren noch von einem Weißblond, das vermutlich im Lauf der Zeit nachdunkeln würde. Sie trug eine Brille mit pinkfarbenem Plastikgestell und zwei Haarspangen mit einer Reihe pinkfarbener und blauer Blumen. Ihr Kleid war pink-blau kariert und am Oberteil mit weißen Stichen gesmokt.

»Hallo, junge Dame«, sagte Dolan. »Ist dein Opa da?«

»Moment bitte.« Sie schloss die Tür. Kurz darauf öffnete ihre Großmutter sie wieder und trocknete sich dabei die Hände an einem Geschirrtuch ab. Ein zarter Vanilleduft kam hinter ihr herausgeweht. Sie war füllig und trug eine kleine randlose Brille und eine knielange gestreifte Schürze über einem locker sitzenden, mit Blumen bedruckten Hauskleid. Ihre grauen Haare bildeten ums Gesicht herum Löckchen, während sie sonst kurz geschnitten waren. »Ja?«

»Guten Morgen. Wir suchen Ruel McPhee. Cornell hat uns drüben in der Werkstatt diese Adresse gegeben.«

»Ruel ist hinten draußen. Wollen sie nicht reinkommen? Ich bin Edna, seine Frau.«

Sie zog die Tür weit auf. Wir hielten eine Vorstellungsrunde ab, Cissy, die Enkelin der McPhees eingeschlossen, die in ihren Lackschuhen vor uns her hüpfte. Edna führte uns durchs Haus und erklärte: »Wir wollten gerade kleine Napfkuchen für Cissys Geburtstag mit einer Glasur überziehen. Sie ist heute sechs geworden. Heute Nachmittag feiert sie mit ihren Freunden ein kleines Fest.«

»Meine Oma hat mir das Kleid genäht.«

»Das ist echt schick«, sagte Dolan. »Es gefällt mir.«

Wie üblich spielte ich das schweigsame Helferlein, stets bereit einzugreifen, falls Edna oder das Kind plötzlich gewalttätig würde.

Cissy hatte einen Küchenstuhl erklommen, kniete nun aufrecht da und inspizierte das Backprojekt. Auf dem Tisch lagen zwei Muffinbleche, von denen jedes zwölf frisch gebackene Napfkuchen mit gewölbten, goldbraunen Kuppeln in Papierhüllen enthielt. Auf der Arbeitsplatte neben der Spüle stand mitsamt einer Teigschüssel die Schachtel mit der Backmischung für gelbe Kuchen.

Der Raum war mit einem patriotischen Wirrwarr aus Rot, Weiß und Blau geschmückt. Die Küchentapete

wies Motive aus dem Revolutionskrieg auf, ein sich wiederholendes Muster aus Schlachtszenen mit Kanonen, Schiffen und Soldaten in verschiedenen heldenhaften Posen. Die Holzteile waren weiß, die Arbeitsflächen rot und auf dem Sitzplatz in der Fensternische lagen weiche Kissen und eine ordentlich gefaltete Decke, alles in aufeinander abgestimmten Farben.

Mit Buntstiften und Fingerfarben gemalte Werke waren mit Magneten in den Formen verschiedener Früchte am Kühlschrank befestigt. Es gab auch Schulfotos von zwei weiteren Mädchen im Alter von etwa acht und zehn, die vermutlich Cissys Schwestern waren. Alle drei hatten dieselben blonden Haare und Gesichtszüge, die an Cornell erinnerten. Cissy senkte das Gesicht, bis ihre Nase nur noch einen Zentimeter von einem der Napfkuchen entfernt war.

»Cissy, nicht anfassen«, mahnte Edna. »Du wartest, bis sie kalt sind und zupfst nicht an ihnen rum. Möchtest du nicht diese netten Leute zu deinem Opa rausführen? Ich habe die Glasur fertig, wenn du wiederkommst.«

Das würde schnell gehen. Auf dem Tisch stand eine Packung gebrauchsfertige Fondantglasur mit einem Foto von einem glänzenden Schokoladenwirbel auf der Seite, der aussah wie eine Meereswelle. Als Kind hatte ich immer gedacht, dass das die Beschäftigungen für richtige Omas wären: nähen und Kuchen backen. Tante Gin hatte immer gesagt: »Ich bin nicht der Typ, der Plätzchen bäckt«, als ob sie das von jeglicher Verpflichtung entbände, überhaupt je zu kochen. Jetzt grübelte ich darüber nach, ob ich deswegen so verschroben war – weil mir die häuslichen Dienstleistungen entgangen waren, die sie so stolz von sich gewiesen hatte.

Cissy stieg von ihrem Stuhl herunter und nahm Dolan an der Hand. Hinter Ednas Rücken warf er mir einen Hilfe suchenden Blick zu. Ich trottete hinter ihnen drein, über eine Grasfläche hinweg, die an die Garagen angrenzte. Eine Seitentür stand offen, und Cissy brachte uns genau bis dorthin, bevor sie wieder auf ihren Posten zurückhopste.

Drinnen saß Ruel McPhee auf einem hölzernen Bürostuhl. Auf einer Holzkiste stand ein kleiner Farbfernseher, der mit einer an der Wand montierten Steckdose verbunden war. Ruel rauchte eine Zigarette und sah sich eine Spielshow an. Er war halb so groß wie seine Frau, hatte ein hageres Gesicht, einen eingefallenen Brustkorb und schmale, knochige Schultern. Auf dem Kopf trug er einen Strohhut mit zerrissener Krempe, den er nach hinten geschoben hatte. Tief auf seinem Nasenrücken saß eine Zweistärkenbrille. Er roch ein ganz klein wenig so, als hätte er diese Woche seine Socken nicht gewechselt. Dolan übernahm die Vorstellungsrunde und erklärte kurz, weshalb wir hier waren. Beim Anblick von Ruels Zigarette fühlte sich Dolan dazu ermuntert, seinerseits eine hervorzuholen.

Ruel nickte, obwohl seine Aufmerksamkeit nach wie vor dem Fernseher galt. »Das war vor Jahren.«

»Von der Zulassungsstelle wissen wir, dass das Fahrzeug auf Ihren Namen eingetragen ist.«

»Das stimmt. Der Typ aus Arizona hat es hergebracht, um die Sitze neu beziehen zu lassen. Ich hab es hinter der Werkstatt abgestellt. Irgendwer muss eingebrochen sein und die Zündung kurzgeschlossen haben. Als ich nämlich am Montagmorgen zur Arbeit gekommen bin, war das Auto weg. Weiß nicht, wann es geklaut worden ist. Am Freitagnachmittag hab ich es noch gesehen, aber weiter weiß ich nichts. Ich hab’s sofort gemeldet, und

schon eine Woche später hat jemand vom Sheriffbüro droben im Norden angerufen und mir gesagt, dass sie es gefunden haben. Dieser Gant, der Mann, dem das Auto gehört hat, hat dafür bezahlt, es wieder hierher schleppen zu lassen, aber da war es schon nichts mehr wert. Der Wagen sah aus, als wäre er durchgewalkt worden – die Türen total kaputt, die Vorderseite zerbeult. Gant war scheißwütend.« Er warf mir wegen des Ausdrucks einen entschuldigenden Blick zu. »Ich habe ihm geraten, bei seiner Versicherung einen Antrag auf Entschädigung zu stellen, aber er wollte nichts mehr damit zu tun haben. Er hatte schon ein paar Blechschäden gehabt, und einmal hat sich der Motor festgefressen. Er war überzeugt, dass der Wagen verhext ist. Ich habe ihm einen fairen Preis angeboten, aber er wollte keinen Cent. Er hat gesagt, weg mit Schaden, und ihn mir überschrieben.« Ruels Blick wanderte zum Bildschirm zurück, wo die Teilnehmer gerade auf Knöpfe drückten, während das Preisgeld, das sie angesammelt hatten, auf Anzeigetafeln aufblinkte. Ich hätte nicht eine der Fragen beantworten können, die sie mit derartiger Geschwindigkeit abhakten.

Dolan fragte: »Und was ist mit dem Wagen passiert?«

»Jemand hat ihn in eine Schlucht gestoßen, hab ich gehört.«

»Ich meine, wo ist er jetzt?«

»Ach so. Er steht hinten draußen. Cornell und ich wollen ihn wieder herrichten, sobald wir Zeit haben. Sie haben ihn ja schon kennen gelernt. Er ist verheiratet und hat drei Töchter, und Justine erhebt Anspruch auf sämtliche Freizeit, die er hat. Aber irgendwann kommen wir noch dazu.«

»Justine ist seine Frau?«

»Seit fast fünfzehn Jahren. Es ist nicht leicht, mit ihr auszukommen. Edna hat mehr Geduld mit der Situation als ich.«

»Haben Sie irgendeinen Verdacht, wer den Wagen gestohlen haben könnte?«

»Wenn ich einen hätte, hätte ich es schon damals der Polizei gesagt. Ich tippe auf Jugendliche, die nur mal eine Spritztour machen wollten. In einem Ort von dieser Größe stellen die Kids zum Spaß eben solche Sachen an. Das und Ballons voller Farbe hinten aus ihren Pick-ups werfen. Nicht wie damals, als ich jung war. Mein Dad hätte mich zu Klump geschlagen, und damit hätte sich's gehabt.«

»Ist Ihnen sonst schon mal ein Auto aus der Werkstatt gestohlen worden?«

»Weder vorher noch nachher. Ich habe einen Zaun mit Zickzackdraht aufgestellt, und der Fall war erledigt.« Er wandte sich vom Fernsehbildschirm ab. »Was haben Sie für ein Interesse daran?«

Dolans Miene war unverbindlich. »Wir forsten unsere Akten durch und gehen alten Berichten über Kriminalfälle nach. Es ist vor allem Verwaltungsarbeit.«

»Aha.« Ruel trat seine Zigarette aus und legte den platten Stummel in ein Miracle-Whip-Glas, das schon fast randvoll war. Er hielt es Dolan hin, der ebenfalls seine Zigarette austrat und sie der Sammlung einverleibte. Ruel sagte: »Im Haus darf ich nicht rauchen, vor allem nicht, wenn die Enkelinnen da sind. Justine meint, es wäre schlecht für ihre Lungen, also schickt mich Edna hier raus. Justine kann unangenehm werden, wenn sie ihren Willen nicht kriegt.«

»Warum haben Sie den Wagen behalten?«

Ruel wich zurück und zog ein Gesicht, als wäre Dolan schwer von Begriff. »Der Mustang ist ein Klassiker. 1966.«

»Damals kann er aber noch kein Klassiker gewesen sein. Da war er ja erst drei Jahre alt.«

»Ich habe Ihnen doch gesagt, dass ich den Wagen umsonst gekriegt habe«, entgegnete Ruel. »Wenn wir ihn restauriert haben, ist er irgendwas in der Preislage um vierzehntausend Dollar wert. Das ist doch ein guter Profit, finden Sie nicht?«

»Dürfen wir ihn uns mal ansehen?«

»Nur zu. Ich hab fünf von der Sorte hinten stehen: zum Beispiel ein süßes, kleines GT Coupe, mattsilbern mit zerrissenem schwarzem Kunststoffverdeck. Läuft zwar noch nicht, und an der Karosserie muss was gemacht werden, aber falls Sie Interesse haben, könnten wir uns vielleicht über den Preis einigen.«

»Mein Auto läuft bestens, danke.«

Dolan zündete sich erneut eine Zigarette an, während wir zwei durch hohes Gras zu einem mit Unkraut überwachsenen, gefurchten Feldweg stapften, der zur zweiten von Ruel McPhees Garagen führte. Der gesamte Grund war von Ziegelstollen durchsetzt, und mein Fuß sank immer wieder in weich abbröselnde Löcher. Die Garage lag mit der Rückseite zu uns, und ihr Doppeltor ging auf ein flaches Feld hinaus. Man konnte den vage abgegrenzten Weg erkennen, der ursprünglich als Straße vorgesehen war, vermutlich in der Erwartung, dass auf dem Grundstück ein zweites Haus gebaut würde. Drei weitere Fahrzeuge standen auf der Fläche direkt vor uns. Wir sahen uns zuerst diese Wagen an, indem wir ihre Hüllen anhoben wie eine Reihe von Damenröcken. Die beiden, die ich beäugte, waren schwer ramponiert, und ich konnte mir nicht vorstellen, dass aus ihnen je wieder mehr werden würde als Gartenschmuck. Während wir unsere Inspektion fortsetzten, fragte ich: »Glauben Sie, dass jemand den Wagen benutzt hat, um die Leiche nach Lompoc zu fahren?«

»Schwer zu sagen. Sie hätte noch am Leben gewesen sein können, als sie aufgebrochen sind, immer vorausgesetzt, sie war überhaupt in Quorum. Es ist aber genauso denkbar, dass jemand den Wagen gestohlen und sie unterwegs aufgelesen hat.«

»Aber was, wenn sie hier umgebracht worden ist? Warum soll jemand die Leiche den ganzen Weg nach Lompoc fahren, um sie dort abzulegen? Es wäre doch wesentlich leichter, in die Wüste rauszufahren und ein Loch zu graben.«

Dolan zuckte mit den Schultern. »Vielleicht wollte der Täter zwischen der Leiche und dem Tatort Distanz schaffen. Es wäre nachvollziehbar, dass er aufbricht und so weit wie möglich wegfährt. Dann muss er allerdings eine Stelle finden, wo er zur Sache kommt und sie ablädt, was nicht so einfach ist, wie man glaubt. Wenn die Leiche deutlich länger als einen Tag im Kofferraum war, hat die Verwesung schon eingesetzt, und man hat ein Riesenproblem. Der Täter dürfte sich darüber im Klaren sein, dass der Wagen gestohlen gemeldet worden ist, was bedeutet, dass er sich nicht bei einer Verkehrskontrolle erwischen lassen darf, falls der Polizist neugierig darauf werden sollte, was er hinten drin hat. Immerhin liegt Lompoc nicht an der Hauptverkehrsstraße, und wenn man eine abgeschiedene Stelle findet, lädt man sie eben dort ab, wenn sich die Gelegenheit bietet.«

»Und was ist mit dem ursprünglichen Besitzer? Woher wollen wir wissen, dass er nicht die Finger im Spiel gehabt hat?«

»Möglich ist alles«, sagte er, »allerdings ist Gant schon seit zehn Jahren tot. Durchbrochenes Unterleibsaneurysma, hab ich mir sagen lassen.«

Als wir an der Garage anlangten, probierte es Dolan an der Seitentür, doch die war erstens verzogen und zweitens mit alter Farbe verklebt und damit wie

zugeschweißt. Also gingen wir zu dem Doppeltor an der Vorderseite. Beide Seiten waren geschlossen, jedoch fehlten die Vorhängeschlösser. Dolan zerrte heftig an der rechten Hälfte, bis die dreiteilige Tür mühsam aufging, im Schlepptau Spinnennetze und altes Laub. Sonnenlicht fiel herein und ließ eine Wolke Staubflocken aufleuchten. Die beiden Autos waren mit Segeltuchplanen abgedeckt, und der *ganze* Raum stand voller Gerümpel. Außer alten Autos verwahrte McPhee offenbar leere Dosen und Gläser, mit Draht verschnürte Zeitungsstapel, Holzkisten, Schachteln, Schaufeln, eine Spitzhacke, einen verrosteten Wagenheber, Brennholz, Sägeböcke und Bauholz. Die Garage bot außerdem einem Uralt-Rasenmäher, Autoteilen und vergammelten Gartenmöbeln aus Metall ein Zuhause. Die Luft roch abgestanden und fühlte sich auf meinem Gesicht trocken an. Dolan drückte seine Zigarette aus, während ich eine Ecke der nächstgelegenen Plane anhob. »Die sieht ganz ähnlich aus wie die Plane, in die die Leiche eingewickelt war.«

»Allerdings. Wir werden McPhee fragen müssen, ob zusammen mit dem Auto auch eine davon verschwunden ist.«

Ich schaute nach unten und erblickte den zerbeulten hinteren Kotflügel des roten Mustang. »Da ist er.«

Zusammen nahmen wir die Hülle ab und falteten sie wie eine Flagge. Für mein laienhaftes Auge sah der Wagen aus, als wäre er seit dem Tag, an dem man ihn 1969 aus der Schlucht gezogen hatte, nicht mehr angerührt worden. Bestenfalls hatte man ihn außen abgespritzt, aber am Unterboden des Wagens mit seiner verkratzten und zerbeulten rechten Seite und der eingedrückten Fahrertür hing immer noch getrockneter Lehm. Beide Seiten waren ramponiert. Ein abgerissenes Aststück klemmte unter dem linken hinteren Kotflügel. Irgendetwas daran brachte mein

Herz zum Klopfen. Dolan zog ein Taschentuch heraus und drückte es sachte gegen das Kofferraumschloss. Der Deckel sprang auf. Das Reserverad fehlte. Jemand hatte zwei staubige Pappkartons voller alter *National-Geographic-Ausgaben* in den Kofferraum gepackt. Dolan nahm sie heraus und stellte sie beiseite. Die nun frei gelegte Auskleidung sah sauber aus, wenn man von zwei großen dunklen Flecken und zwei kleineren weiter hinten absah. Dolan schaute genauer hin. »Ich glaube, wir sollten lieber den hiesigen Sheriff verständigen und den Wagen in die Polizeigarage schleppen lassen.«

Er ging zu der einzelnen Tür hinüber und versuchte erneut sein Glück. Zufrieden, dass sie sich keinen Millimeter rührte, sagte er: »Warten Sie hier. Ich bin gleich wieder da.«

Ich stellte mich direkt vor das Gebäude und betrachtete die naturbelassene Wiese mit ihrem Sammelsurium von Wildblumen, während Dolan zu seinem Auto marschierte. Mir fiel auf, dass er einen weiten Bogen um die Rückseite der Garage schlug, wo vermutlich nach wie vor McPhee saß. Ich konnte den alten Mann zwar nicht sehen, aber die gelegentlichen Fetzen frenetischer Musik ließen darauf schließen, dass er auf seinem harten Stuhl sitzen geblieben war und weiter fernsah. Ich ging noch mal zu dem Mustang, drehte mit den Händen hinter dem Rücken eine Runde um ihn und spähte in die Fenster mit ihrem teils gesprungenen, teils ganz zerbrochenen Glas. Die schwarzen Ledersitze waren grau von Staub, schienen aber gut erhalten zu sein.

Sechs Minuten später kehrte Dolan mit einer Polaroidkamera zurück, die Hosenbeine von Kletten übersät. Er reichte mir die Kamera, während er einen Stift und ein Päckchen Siegel hervorzog, die er aus seinem Auto geholt hatte. Er vermerkte seine Initialen,

das Datum und die Uhrzeit auf vier Siegeln und klebte je eines über die beiden Türen, eines auf die Motorhaube und das letzte auf den Kofferraumdeckel. Dann ging er um den Wagen herum und machte dabei eine Reihe von Polaroidaufnahmen. Er reichte mir jede Aufnahme, sobald sie aus dem Schlitz herausgekommen war. Ich wartete, bis das Bild erschien, und schrieb dann eine Bezeichnung darunter. Dolan fügte seinen Namen, das Datum und die Uhrzeit hinzu und steckte die Bilder in einen Umschlag, den er anschließend in seiner Jackentasche verstaute.

»Weiß McPhee, dass wir das machen?«, fragte ich.

»Noch nicht.«

»Und was jetzt?«

»Ich fahre zum Motel zurück und verständige Detective Lassiter. Er soll einen Hilfssheriff rüberschicken, der den Mustang sichert, bis ein Abschleppwagen kommt. Außerdem rufe ich beim Sheriffbüro von Santa Teresa an und sage, sie sollen so bald wie möglich einen Flachbetttransporter herkommen lassen. Der kann dann den Wagen aus der hiesigen Polizeigarage holen und zurückbringen.«

»Wie lang wird das dauern?«

Dolan sah auf die Uhr. »Jetzt ist es halb elf. Sie müssten es schaffen, bis heute Abend um sechs jemanden herzuschicken. Unterdessen rufe ich Richter Ruiz in Santa Teresa an und bitte ihn, einen telefonischen Vollziehungsbefehl auszustellen. Wir schicken die eidesstattliche Versicherung zusammen mit dem Mustang zurück und lassen Stacey den Papierkram erledigen. In einer Stunde bin ich wieder da.«

14

Ich hatte schon lange keinen Überwachungsauftrag mehr gehabt und völlig vergessen, wie lang einem eine Stunde vorkommen konnte. Wenigstens würde sich das Auto nicht vom Fleck bewegen. Ich zog die Uhr auf und steckte sie ein, damit ich nicht versucht war, ständig darauf zu spähen. Dann setzte ich mich in den Schatten und lehnte mich gegen die Garage, wo ich zuerst ein paar Notizen auf meinen Karteikarten ergänzte und anschließend das Taschenbuch herausholte und es mir bequem machte.

Nach einem halben Kapitel hörte ich eine Autotür zuschlagen und lugte um die Ecke, wo ich Cornell aus einem weißen Pick-up steigen sah. Er überquerte den Parkplatz und ging auf die Hintertür des Hauses seiner Eltern zu, vielleicht um dort zu Mittag zu essen. Ich war am Verhungern und musste meine Nahrung in Form eines uralten Junior Mint zu mir nehmen, das ich ganz unten in meiner Tasche fand. Wahrscheinlich würden die Fusseln daran mir die nötigen Ballaststoffe liefern.

Mittlerweile war es deutlich wärmer geworden, und es roch nach Wildblumen und Unkraut. Gelegentlich schwirrte eine Hummel vorüber, ein schwarz-gelber Gummiball, der fliegen konnte. Ein Schwarm Stechmücken tanzte im Licht, und eine Pferdebremse surrte herum und suchte nach einem Landeplatz. Es war eindeutig zu viel unberührte Natur für meinen Geschmack. Ich bin eine Stubenhockerin und ziehe es vor, meinen Kontakt mit der Natur auf bunte Bildpostkarten zu beschränken.

Schließlich hörte ich jemanden durchs Gras trampeln. Ich stand auf, klopfte meine Jeans ab und steckte das Buch ein. Ich hatte mit Dolan gerechnet.

Stattdessen tauchte Cornell auf. Er rauchte eine Zigarette, die er in seiner gewölbten Hand verbarg, und schien nicht gerade erfreut, mich zu sehen. Sein Blick wanderte zu dem offenen Garagentor, wo gut sichtbar der Mustang stand, ohne Abdeckplane, dafür aber mit einem Siegel über der Motorhaube.

Ich sagte: »Hi, ich bin Kinsey. Wir sind uns heute Morgen schon begegnet.« Ich schaute kurz in Richtung Einfahrt, in der Hoffnung, den Hilfssheriff anrücken zu sehen, aber so viel Glück war mir nicht beschert.

»Ich weiß, wer Sie sind. Was soll das alles?«

»Es müsste gleich ein Hilfssheriff kommen. Lieutenant Dolan glaubt, das könnte das Fahrzeug sein, in dem unser Opfer transportiert worden ist. Er will es untersuchen lassen.«

»Was soll das heißen?«

Ich unterlegte meine Stimme mit einem lässigen Tonfall. »Nichts Großartiges. Er will, dass die Leute von der Spurensicherung es sich ansehen.«

»Und mein Dad weiß darüber Bescheid?«

»Ich nehme es an«, log ich frech. »Ich weiß nicht genau, was der Lieutenant ihm gesagt hat. Das müssten Sie ihn selbst fragen.«

Cornell runzelte die Stirn. Er ließ seine Zigarette fallen und trat darauf. »Wie lang soll das dauern?«

»Wahrscheinlich nicht länger als ein paar Tage.« Ich hoffte, er kam nicht darauf, dass wir den Mustang von hier wegbringen und ihn noch dazu weit in den Norden transportieren würden, sodass er das Auto wohl monatelang nicht mehr zu Gesicht bekäme. Ich hatte keine Lust, mich mit ihm herumzustreiten.

Er zog die Schultern hoch. »Erlaubt Ihnen das Gesetz, einfach so hier reinzumarschieren? Sie sind hier auf Privatgrund, genau wie im Haus. Meinem Dad gehört alles bis zu dem Zaun da.«

Ich wandte mich um und folgte seiner Geste. »Das wusste ich nicht. Eine Menge Land«, sagte ich. »Aber wir haben mit Ihrem Vater gesprochen und ihn gefragt, ob wir den Mustang sehen dürfen. Er hat uns freie Hand gegeben.«

»Ich glaube, ihm war nicht ganz klar, was Sie gemeint haben. Mir gegenüber hat er es jedenfalls nicht erwähnt.«

»Ist das ein Problem?«

»Nein, nein. Überhaupt nicht. Es kommt mir nur seltsam vor.«

Ich blickte auf den Boden, wo ich mit der Spitze meines rechten Sportschuhs gegen die Erde stupste. »Ich weiß nicht, was ich Ihnen sagen soll. Vielleicht kann es Ihnen Lieutenant Dolan erklären, wenn er wieder da ist. Er hat mich gebeten, den Wagen zu sichern, bis der Hilfssheriff da ist. Hätten Sie hier draußen irgendwas gebraucht?«

»Ich bin gekommen, weil ich wissen wollte, was los ist. Dad hat Sie in diese Richtung gehen, aber nicht zurückkommen sehen. Wo ist denn Lieutenant Dolan?«

»Ah. Ich nehme an, er ist andersrum gegangen. Wahrscheinlich wollte er Ihren Dad nicht stören, solange er sich seine Show anschaut.« Ich brach das nun folgende Schweigen nicht. Weder wollte ich Smalltalk betreiben, noch das Gespräch in der momentanen Richtung fortführen.

»Ich sage Dad lieber Bescheid. Es wird ihm nicht gefallen, aber das ist Ihr Problem.«

»Nur zu. Tun Sie, was Sie wollen.«

Cornell trat einen Schritt zurück, drehte sich dann um und ging wieder aufs Haus zu. Als er an der Einfahrt anlangte, bog dort gerade ein Streifenwagen ein. Der Hilfssheriff stieg aus, und er und Cornell gaben sich die Hand. Ich sah zu, wie sich die beiden Männer unterhielten und kurz darauf der alte Herr zu

ihnen stieß. Er hatte sich den Strohhut mitten auf den Kopf gesetzt, und die Krempe beschattete nun sein Gesicht. Selbst aus der Distanz sah ich ihm an, dass er die Allüren eines streitlustigen Gockels angenommen hatte, der seinen Hühnerhof belagert sieht. Das Gespräch ging unter heftigem Gestikulieren vonseiten Ruels weiter. Die drei Gesichter drehten sich in meine Richtung. Hinter ihnen kam Lieutenant Dolan angefahren und parkte am Straßenrand. Alle drei warteten auf Dolan, dann erfolgte eine weitere Diskussion, nach deren Beendigung die vier eine kleine, bunte Parade bildeten und auf mich zumarschierten.

Dolan stellte mir den Hilfssheriff vor, der Todd Chilton hieß. Er schien mit Ruel bekannt zu sein, und zwar vermutlich schon länger. Chilton war Ende dreißig, hatte an den Seiten kurz geschnittene und oben leicht lockige, dunkle Haare. Er hatte seine Krawatte gelockert und nahm sich die Zeit, seinen Hemdkragen zuzuknöpfen, bevor er mir die Hand schüttelte.

Ruel spähte erst zu mir herüber und wandte sich dann an Lieutenant Dolan. »Ist das die Expertin, von der Sie geredet haben?«

»Sie ist Privatdetektivin. Wir bringen den Wagen nach Santa Teresa und lassen die Spurensicherung dort die Untersuchung vornehmen.«

Ruel wandte sich um und riss die Augen auf. »Sie wollen den Wagen *mitnehmen?«* Ungläubig sah er von Dolan zum Hilfssheriff. »Das kann er doch nicht machen, oder?«

»Doch, Sir.«

»Aber ich bin der Besitzer dieses Wagens, und er ist auf meinen Namen eingetragen. Er hat mit keinem Wort erwähnt, was er vorhat, sonst hätte ich gesagt, er soll sich schleichen.«

Chilton sagte: »Das ist uns klar, Mr. McPhee, und ich bin sicher, Lieutenant Dolan bedauert die Unannehmlichkeiten.«

»Unannehmlichkeiten, so ein Stuss! Der Wagen steht seit achtzehn Jahren da hinten. Wenn die Cops ihn so verflucht wichtig finden, hätten sie ihn damals mitnehmen sollen.«

»Die Information ist erst vor einer Woche reingekommen«, erklärte Dolan. »Wir haben zum ersten Mal davon gehört, sonst hätten wir genau das getan.«

»Das hier ist Privatgrund. Und der Wagen gehört mir. Sie können nicht einfach hier antanzen und etwas mitnehmen, was mir gehört.« Er wandte sich an den Hilfssheriff. »Ich will, dass er von hier verschwindet.«

Chilton sagte: »Da kann ich Ihnen nicht behilflich sein. Er hat das Recht, den Wagen mitzunehmen.«

»Dann hauen Sie gleich mit ab! Was taugt denn Ihr beknacktes Abzeichen, wenn Sie uns nicht besser schützen können?«

Chiltons Haltung veränderte sich langsam. War sein Tonfall zunächst versöhnlich gewesen, so wurde er jetzt ausdruckslos. »Entschuldigen Sie, Sir, aber dieser Wagen gilt als Beweisstück in einem Kriminalfall. Sie haben keine Wahl. Wenn die Techniker nichts finden, bekommen Sie den Wagen zurück, und Ihnen ist kein Schaden entstanden.«

»Ich rufe meinen Anwalt an.«

Lieutenant Dolan sagte: »Mr. McPhee, wir haben einen legalen Vollziehungsbefehl. Sie können anrufen, wen Sie wollen, aber das ändert nichts an den Fakten. Ich möchte nicht unhöflich sein, aber Sie können sich die Atemluft genauso gut sparen.«

»Ich habe das Recht auf einen Anruf.«

»Das gilt nur, wenn man Sie in Haft nimmt«, erklärte Chilton genervt. »Kein Mensch hat vor, Sie

festzunehmen. Er will nur das Auto. Es geht um einen Mord. Wenn Sie hier Schwierigkeiten machen, brocken Sie sich nur selbst Ärger ein. Das will doch keiner von uns.«

»Lass es, Dad«, sagte Cornell. »Komm. Sie machen es ja sowieso.«

Auf einmal gab Ruel nach. Er nahm den Hut ab und schlug sich damit gegen die Beine. »Man hat mir ja schon öfter gesagt, dass wir in einem Polizeistaat leben, aber ich hätte nie gedacht, dass ich das mal erleben muss. Es ist eine gottverdammte Schande, wenn ein gesetzestreuer Bürger wie Dreck behandelt wird.«

Mit diesen Worten ging er davon. Cornell warf uns noch einen finsteren Blick zu und folgte seinem Vater dann zum Haus.

Wir hörten ein kurzes Hupsignal von der Straße, und schon stand der Flachbetttransporter der ortsansässigen Abschleppfirma im Leerlauf am Straßenrand. Chilton pfiff, um den Fahrer auf sich aufmerksam zu machen, und winkte ihn dann mit einer Reihe von Armbewegungen in unsere Richtung. Der Fahrer schaltete und ließ den Transporter anrollen. Dann manövrierte er rückwärts in die Einfahrt und schlich im Schritttempo den langen Feldweg entlang, bis er an der Garage ankam, wo wir standen.

Dolan und ich agierten als seitliche Lotsen, während die Kette an der Vorderachse des Mustang befestigt und der Wagen die Rampe hinaufgezogen wurde. Inzwischen war Cornells Pick-up verschwunden, und Ruel war nirgends mehr zu sehen. Als der Mustang verladen war, trabten wir hinter dem Transporter zur Straße hinaus. Der Fahrer wartete, bis wir in Dolans Wagen saßen. Wir folgten ihm, den Mustang immer im Blick.

»Haben Sie eigentlich mit Stace gesprochen? Was ist denn bei seiner Biopsie und den Röntgenaufnahmen rausgekommen? Mittlerweile müssen sie doch irgendwas wissen.«

Dolan sah mich ausdruckslos an. »Ist mir völlig entfallen. Er wollte herkommen, und ich war derart damit beschäftigt, ihm das auszureden, dass ich ganz vergessen habe, danach zu fragen.«

»Er stößt zu uns?«

»Nicht, wenn ich es verhindern kann. Ich hätte ihn lieber dort oben, wo er uns was nützt.«

An der Polizeigarage warteten wir, bis der Mustang abgeladen und das Rolltor verschlossen war. Dolan erledigte sämtlichen Papierkram und kehrte dann zum Auto zurück. Anschließend fuhren wir zum Motel. Er pfiff munter vor sich hin und klopfte dazu auf dem Lenkrad einen Rhythmus.

»Sie wirken fröhlich.«

»Bin ich auch. Ich habe ein gutes Gefühl bei der Sache.«

»Wie lange dauert es wohl, bis uns die Leute von der Spurensicherung was sagen können?«

»Nicht lange, hoffe ich. Momentan ist nicht viel los. Mandel hat gesagt, er will sie anweisen, gleich damit loszulegen.«

»Und was ist bis dahin?«

»Nichts. Wenn sie unser Opfer mit dem Mustang in Verbindung bringen können, grasen wir mit ihrem Zahnschema die hiesigen Zahnärzte ab. Bei so schlechten Zähnen muss sich doch einer an sie erinnern.«

»Können wir das nicht tun, solange wir warten? Ich hasse es, nur rumzusitzen. Wir wissen, dass jemand den Wagen gestohlen hat und damit nach Lompoc gefahren ist. C. K. hat ihn in der Nähe des Steinbruchs gesehen …«

»Wir wissen immer noch nicht sicher, dass er genau diesen Wagen gesehen hat. Es hätte auch ein ähnliches Modell gewesen sein können – irgendjemand, der beim Steinbruch anhält, um pinkeln zu gehen. Ziehen Sie keine so schnellen Schlüsse.«

»Aber mal angenommen, das war der Wagen, kann man dann nicht von der Annahme ausgehen, dass er zum Transport der Leiche verwendet worden ist?«

»Woher wollen Sie das wissen, solange man noch keine Spuren gefunden hat?«

»Ach, kommen Sie, Lieutenant…«

»Das ist mein Ernst. Selbst wenn wir mit dem Auto richtig liegen, beweist das immer noch nicht, dass das Mädchen aus Quorum war. Der Mörder hätte sie auch unterwegs aufgelesen und erstochen haben können.«

»Okay, zugegeben. Also, was jetzt – drehen wir nur Däumchen?«

»Mhm.«

»Aber das kann Tage dauern.«

»Ich kann Sie auch in einen Bus setzen und nach Hause schicken«, sagte er sanft.

»Darauf will ich nicht hinaus.«

»Worauf dann?«

»Wie wär's, wenn Sie Däumchen drehen und ich ein bisschen rumschnüffle?«

Er schüttelte den Kopf. »Es hat doch keinen Sinn, blinden Aktionismus zu entwickeln.«

»Ich mache Ihnen einen Vorschlag: Ich arbeite erst mal kostenlos, notiere mir aber meine Stunden. Wenn ich sie ausfindig mache, bezahlen Sie mich, wenn nicht, na gut.«

Dolan überlegte und fing wieder an mit den Fingern zu klopfen, während er die Straße vor uns musterte. »Vielleicht.«

»Ach, kommen Sie, Dolan. Bitte, bitte, wunderschönes Bitte mit Zuckerguss drauf? Lassen Sie

es mich versuchen. Ich bin auch ganz brav. Ich schwör's.«

»Betteln steht Ihnen nicht. Sie sind nicht der Typ dafür.« Er hörte auf zu klopfen. »Dann kann ich mir ja sicher Ihre Schreibmaschine ausleihen und den Papierkram nachholen. Ich will mir einiges davon aufschreiben, solange die Einzelheiten noch frisch sind.«

»Gut. Das freut mich. So macht es gleich viel mehr Spaß.«

Zurück in meinem Zimmer zog ich die Nachttischschublade auf, nahm das winzige Telefonbuch von Quorum heraus und suchte nach der Adresse der Stadtbibliothek. Die Quorumer Filiale der Riverside County District Public Library befand sich in der High Street. Dem Mini-Stadtplan vorn im Telefonbuch zufolge war das nur fünf Straßen weit weg. Ich steckte das Buch ein, brachte Dolan meine Schreibmaschine und marschierte los.

In der Bücherei ging ich schnurstracks in die Abteilung mit den Nachschlagewerken und suchte mir die Stadtadressbücher von 1966, '67, '68 und '69 heraus. Ich nahm das Telefonbuch aus meiner Umhängetasche und schlug die Gelben Seiten unter »Zahnärzte« auf. Zehn waren eingetragen. Ich verglich die aktuellen Einträge mit den Namen der Zahnärzte, die in den fraglichen Jahren bereits praktiziert hatten. Zwei frühere Zahnärzte, die Dres. Towne und Nettleton, waren nicht mehr genannt, was meiner Vermutung nach hieß, dass sie in den Ruhestand gegangen, gestorben oder weggezogen waren. Vier Namen existierten noch und sechs waren neu. Die meisten schienen Generalisten zu sein, jedenfalls nach ihren ganzseitigen Anzeigen zu

urteilen, die Kronen, Gebisse, Füllungen, Zahnfleischbehandlungen, Brücken, Wurzelbehandlungen, Zahnkosmetik sowie Kieferchirurgie anpriesen. Bei meiner Zahnarztphobie bekam ich sofort feuchte Handflächen. Schon jetzt war mir der liebste derjenige, der anbot: »Lachgas: Zahnarbeiten, während Sie schlafen.« Ich hätte nichts dagegen, meinen nächsten Termin bis nach meinem Tod aufzuschieben.

Von den übrig gebliebenen hatte sich der vierte Zahnarzt, Dr. Gregory Spears, zweimal nennen lassen, einmal unter der allgemeinen Überschrift und noch einmal unter den Einträgen für Kieferorthopäden, von denen es nur einen gab, nämlich ihn. Für Leute, die nicht wussten, was ein Kieferorthopäde macht, war das Wort »Begradigungen« in Klammern angefügt. Ich notierte mir die vier Namen und Adressen, machte mich wieder über den Stadtplan her und klügelte eine Route aus. Angesichts des Umfangs der Stadt war es ein Katzensprung, von der Bücherei zum ersten Zahnarzt auf meiner Liste zu gehen.

Dr. Spears' Praxis befand sich in ebenerdigen Räumen in der Dodson Street. Im Wartezimmer saß niemand. Seine Sprechstundenhilfe war Mitte sechzig und hieß laut ihrem Namensschild Mrs. Gary. Ihre Arbeitsfläche war sauber aufgeräumt und die Büroutensilien um sie herum waren durchdacht angeordnet. Die Patientenakten waren in eine Hängeregistratur einsortiert. Ein buntes Band aus farblich kodierten Etiketten bildete eine unregelmäßige Linie über den Deckeln. An der Wand hing ein kleines, in Kreuzstichen gearbeitetes Schild: BITTE BEZAHLEN SIE ZEITGLEICH ZUR ERBRACHTEN LEISTUNG. Bestimmt hätte sie Mitgefühl, wenn sie hörte, dass einem bei einem Damen-Mittagessen die Überkappung am Vorderzahn abgefallen war, aber wahrscheinlich

würde sie sich keine Märchen erzählen lassen, wenn man ihr einen ungedeckten Scheck gegeben hatte.

Als sie das gläserne Schiebefenster öffnete, das ihr Büro vom Wartezimmer trennte, legte ich eine Kopie meiner Detektivslizenz auf den Tresen. Dolan hatte mir den Aktendeckel mit dem Zahnschema der Unbekannten gegeben, das Anzahl und Lage ihrer Füllungen anzeigte. Das legte ich gleich mit dazu. Im Hintergrund war das schrille Kreischen eines Bohrers zu hören, ein Geräusch, das mich mitunter schon hatte ohnmächtig werden lassen. Ich fuhr mir mit der feuchten Hand über den Hosenboden und sagte: »Hi. Ich hoffe, Sie können mir ein paar Informationen geben.«

»Ich kann's jedenfalls versuchen.«

»Ich arbeite gerade mit zwei Ermittlern der Mordkommission von Santa Teresa an dem Fall einer Unbekannten, der seit 1969 unaufgeklärt geblieben ist. Das hier ist ein Diagramm der Reparaturen an ihren Zähnen. Es besteht die vage Möglichkeit, dass sie hier in der Gegend gelebt hat, und wir wollten herausfinden, ob sie vielleicht Patientin von Dr. Spears gewesen sein könnte. Höchstwahrscheinlich war sie noch minderjährig, als die Arbeiten vorgenommen worden sind.«

Sie sah auf den Aktendeckel. »Er hat gerade einen Patienten. Können Sie in einer halben Stunde wiederkommen?«

»Es ist einfacher, wenn ich warte«, erwiderte ich. »Seit wann arbeiten Sie schon für ihn?«

»Seit er 1960 seine Praxis aufgemacht hat. Wie hieß die Patientin noch?«

»Das weiß ich nicht. Das ist ja der Punkt. Sie ist nie identifiziert worden. Sie hatte eine Menge Füllungen, und der Zahnexperte von der Gerichtsmedizin, der Ober- und Unterkiefer untersucht hat, war der

Meinung, die Arbeiten wären in den zwei Jahren vor ihrem Tod vorgenommen worden. Es ist reichlich vage, ich weiß.«

»Ich bezweifle, ob wir Unterlagen über eine Patientin haben, die seit zwanzig Jahren nicht mehr hier war.«

»Was geschieht denn mit den alten Unterlagen? Werden die vernichtet?«

»Normalerweise nicht. Sie werden aus dem aktiven Verkehr gezogen und eingelagert. Ich weiß nicht genau, wie weit sie zurückreichen. Wir hatten hier Hunderte von Patienten, wissen Sie.«

»Das ist mir klar. Aber die Akten sind noch in Quorum?«

»Falls Sie sie eigenhändig durchsuchen wollen, also, darüber müssten Sie mit Dr. Spears reden. Ich weiß nicht, ob er so was ohne richterliche Anordnung zulassen würde.«

»Wir sind nur zwei Tage hier und hatten gehofft, Verzögerungen vermeiden zu können.«

»Warten Sie einfach ab, was er sagt. Es ist nicht meine Entscheidung.«

»Natürlich.«

Ich setzte mich in eine Ecke und schaute die Illustrierten durch. Schließlich entschied ich mich für die neueste Ausgabe des Architectural Digest und vergnügte mich damit, mir eine Fotostrecke über meine Studiowohnung mit ihren stolzen neunundsiebzig Quadratmetern vorzustellen.

Eine Viertelstunde später kam eine Frau mit geschwollener Lippe heraus und machte am Tresen Halt, um einen Scheck für die erbrachten Leistungen auszustellen. Ich wartete, bis sie gegangen war, legte die Zeitschrift beiseite und kehrte dann an den Tresen zurück.

»Sollen wir es noch mal versuchen?«

Mrs. Gary ging ins Sprechzimmer. Ich konnte das Gemurmel hören, als sie mein Ansinnen erläuterte.

Dr. Spears kam heraus, um mich zu begrüßen. Er trug noch seinen weißen Kittel und wischte sich die Hände an einem Papierhandtuch ab, das er anschließend in den Müll warf. Er hatte graue Haare und blaue Augen, und nachdem wir uns die Hände geschüttelt hatten, rochen meine auch nach Seife. Obwohl er mein Problem offenbar nachvollziehen konnte, war er mir keine große Hilfe.

Noch bevor ich ihm die Details schildern konnte, schüttelte er schon den Kopf. »Ohne Namen kann ich gar nichts machen. Die nicht mehr aktiven Unterlagen sind alphabetisch abgelegt. Und ich habe Hunderte davon. Soweit mich Mrs. Gary informiert hat, war das Mädchen minderjährig, was die Sache noch schwieriger macht. Ich wüsste nicht, wie Sie sie ausfindig machen wollen.«

»Sie hatte jede Menge Füllungen, einen massiven Überbiss und einen schiefen Eckzahn auf der linken Seite.«

»Die meisten meiner Patienten haben schiefe Zähne. Ich würde Ihnen ja gern helfen, aber was Sie verlangen, ist unmöglich.«

»Wirklich schade. Ich hatte mir mehr erhofft, aber ich kann Sie verstehen. Was ist mit den anderen Zahnärzten, die es damals hier gab? Können Sie mir irgendwas über Dr. Towne oder Dr. Nettleton sagen? Ich habe gesehen, dass sie Ende der Sechziger Jahre beide hier praktiziert haben.«

»Dr. Towne ist vor zwei Jahren gestorben, aber vielleicht ist seine Witwe bereit, Ihnen zu helfen, falls sie seine Unterlagen noch hat. Dr. Nettleton ist über neunzig. Sein Verstand ist noch ziemlich scharf, aber ich bezweifle, dass Sie viel erfahren werden.« Er

wandte sich an Mrs. Gary. »Sie kennen doch die Familie, oder? Wo wohnt er denn jetzt?«

»Bei seiner Tochter. Sie geht in dieselbe Kirche wie ich.«

»Geben Sie doch Miss Millhone die Adresse. Vielleicht erinnert er sich ja. Einen Versuch ist es allemal wert.«

»Danke. Das ist nett von Ihnen.«

Mrs. Gary sah ihr Rolodex durch und schrieb mir Namen und Adresse der Tochter auf. Aus ihrem Gesichtsausdruck schloss ich, dass ich mich schon glücklich schätzen konnte, wenn Dr. Nettleton noch wusste, wie man sich die Schuhe band.

Ich verließ die Praxis und blieb kurz draußen auf dem Gehsteig stehen. Dort zog ich Stadtplan und Liste zu Rate und ging zum nächsten Namen weiter. Ich wiederholte das gleiche Gespräch in Variationen bei meinen Unterhaltungen mit den drei restlichen Zahnärzten. Die Antworten waren höflich, aber entmutigend. Jeder von ihnen gab sich hilfsbereit, aber sie hatten auch alle genug zu tun, und keiner hatte Lust, auf die vage Aussicht hin, die Unbekannte zu finden, alte Akten durchzustöbern. Nicht genug damit, dass ich ihnen keinen Namen nennen konnte, hatte ich ja nicht einmal einen Beweis dafür, dass sie je in Quorum gelebt hatte oder ihre Zahnreparaturen hier ausgeführt worden waren. Meine einzige Hoffnung war gewesen, dass die mageren Fakten, über die ich verfügte, eine Erinnerung auslösen würden. Zwar hatte ich nun Dr. Nettletons Adresse, war aber mittlerweile zu müde, um die Sache weiter zu verfolgen.

Es war schon fast sechs, als ich die zehn Straßen zurück zum Hotel marschierte, wo Dolan wartete. Ich gab nur höchst ungern zu, dass ich baden gegangen war, aber natürlich tat ich genau das, sobald er seine Tür aufmachte.

Er zeigte sich ungewöhnlich großmütig. »Nehmen Sie sich's nicht zu Herzen. Sie haben sich eine Menge Arbeit gemacht.«

»Die hätte ich mir auch sparen können.«

»Vergessen Sie's einstweilen. Fangen Sie morgen frisch an. Dann haben Sie vielleicht mehr Glück. Jetzt stehen erst mal Drinks und Abendessen an. Sind Sie dafür zu haben?«

»Klar, aber Sie müssen mir eine halbe Stunde Zeit lassen. Ich will kurz Henry anrufen und dann unter die Dusche hüpfen. Wenn Sie ins Quorum Inn gehen, treffen wir uns doch einfach dort.«

»Gut.«

Mein Anruf erreichte Henry, als er gerade zur Tür hinausgehen wollte. Ich schilderte ihm in kurzen Worten meine Reise und die mangelnden Fortschritte, und er tröstete mich in angemessener Form. »Ach, übrigens, du hast ein Päckchen aus Lompoc bekommen. Es hat heute Morgen vor deiner Tür gelegen. Ich hab's reingeholt.«

»Von wem ist es denn?«

»Steht nicht drauf.«

»Wie sieht es aus?«

»Etwa das Format einer Hemdenschachtel, ein Kilo schwer. Wahrscheinlich keine Bombe. Ich halte es mir gerade ans Ohr, aber es tickt nicht.«

»Jetzt hast du mich neugierig gemacht. Mach's auf und schau rein.«

»Ich lehne es ab, deine Post zu öffnen. Ich hebe es auf, bis du wiederkommst.«

»Falls du's dir anders überlegst, erlaube ich dir offiziell, nachzuschauen, was drin ist«, sagte ich. »Wie geht's Mattie?«

»Gut. Sie ist jetzt doch einen Tag länger geblieben, um noch die Wanderung über den Diamondback Trail zu machen. Da oben gibt's eine heiße Quelle, die sie früher immer mit ihrem Mann besucht hat. Sie möchte gern ein Bild davon malen, falls sie die Stelle wiederfindet.«

»Klingt gut. Bist du mitgegangen?«

»Nein, nein. Da machen meine Knie nicht mit. Ich hab sie alleine losgeschickt. Außerdem habe ich mich bereit erklärt, für Moza Teegebäck zu machen, und den ganzen Tag damit zugebracht, Mini-Sandwiches zu fabrizieren und Plätzchen zu backen.« Henry war früher von Beruf Bäcker gewesen und konnte noch immer nicht von seinem Handwerk lassen. Ab und zu belieferte er kleine Büffets oder Teegesellschaften. Außerdem hatte er eine Abmachung mit Rosie, die er gegen gelegentliche Gratis-Mahlzeiten mit selbst gebackenem Brot versorgte.

»Ich fand Mattie sympathisch. Sie macht einen netten Eindruck.«

»Ich will dich ja nicht abwürgen, aber ich bin spät dran. Wann kommst du denn wieder?«

»Das weiß ich noch nicht genau. Ich sage dir Bescheid.«

Ich legte auf, zog mich aus und stellte mich unter die Dusche. Dabei fragte ich mich: *Spät dran wofür?* Er hatte das Telefongespräch eilig beenden wollen, aber mir war nicht klar, ob er mir ausweichen wollte oder dem Gespräch über Mattie. Ich hätte gern erfahren, ob er an ihr und sie an ihm interessiert war. Sie und Henry hatten ein schönes Paar abgegeben, und ich empfand Besitzerstolz. Ich hatte es für ein gutes Zeichen gehalten, dass sie noch einen Tag länger geblieben war, aber die Erwähnung ihres Mannes behagte mir nicht. Eigentlich hatte ich sie für verwitwet gehalten, aber sie konnte ja auch

geschieden sein. Wie dem auch sei, jedenfalls hatte sie ihren Mann zweimal erwähnt, also hing sie vielleicht emotional immer noch an ihm. Kein gutes Zeichen.

15

Bei meiner zweiten Tasse Frühstückskaffee sagte ich: »Heute Morgen gehe ich zu Dr. Nettleton, damit ich den auch abhaken kann.« Ich sah Dolan zu, wie er seine Eggs Benedict verspeiste. Das Gelb der Sauce war verdächtig hell, was vermuten ließ, dass der »Küchenchef« Hollandaise-Pulver aus dem Päckchen verwendet hatte.

Dolan tunkte eine Pfütze pochierten Eis mit einem Fetzen seines gebutterten Rosinenbrötchens auf. »Ich dachte, Sie hätten gestern schon sämtliche Zahnärzte abgeklappert.«

Ich schüttelte den Kopf. »Den nicht. Er ist im Ruhestand. Die Adresse habe ich von Dr. Spears bekommen, aber dort gewesen bin ich noch nicht. Möchten Sie mitkommen?«

»Klingt, als würden Sie das auch alleine schaffen. Setzen Sie mich einfach am Sheriffbüro ab. Ich habe sie gebeten, ihre alten Akten durchzugehen und nach Vermisstenanzeigen Ausschau zu halten, die zu unserem Mädchen passen könnten. Danach gehe ich zu Fuß zum Hotel zurück und hoffe, dass sich Mandel bis dahin gemeldet hat. Ich habe ihn gestern am späten Abend noch gesprochen, und er hat gesagt, der Fahrer, der den Mustang abgeholt hat, war von der schnellen Truppe und ist sofort aufgebrochen. Er ist nämlich heute Morgen mit seiner Frau in Urlaub gefahren, und das hat sich zu unseren Gunsten ausgewirkt. Mandel meint, die Spurensicherung wird sich heute gleich in aller Frühe über den Mustang hermachen. Er ruft an, sowie er etwas zu berichten hat. Wenn ich nicht bald etwas höre, kann ich ihn ja selbst wieder anrufen.«

»Klingt gut. Und ich melde mich, wenn ich mit Dr. Nettleton gesprochen habe.«

Vor dem Sheriffbüro legte Dolan den Leerlauf ein und zog die Handbremse an. Dann verließ er den Fahrersitz, während ich auf meiner Seite ausstieg, um die Motorhaube herumging und seinen Platz hinter dem Steuer einnahm. Noch bevor ich mich orientieren konnte, hatte er sich schon eine Zigarette angezündet und war davongegangen. Ich brauchte eine Weile, bis ich Sitz und Rückspiegel passend eingestellt hatte und ein Gefühl für den alten Chevy entwickelte, der mir nach meinem putzigen VW-Käfer wie ein Panzer vorkam. Sowie ich fertig war, ging der Motor aus. Ich drehte den Schlüssel in der Zündung und drückte leicht aufs Gaspedal, mehrmals und mit viel Gefühl, bis der Motor endlich wieder lief.

Ich kam mir vor wie ein kleines Kind. Als ich über die lange Motorhaube hinwegspähte, wünschte ich, ich könnte mir ein New Yorker Telefonbuch unter den Po schieben, obwohl meine Füße auch so schon kaum bis zu den Pedalen reichten.

Ich zog meine Tasche zu mir her, schlug im Notizbuch die Adresse nach, die man mir gegeben hatte, und zog den Stadtplan zurate. Quorum war etwa fünfundzwanzig Straßen breit und wurde von fünf großen Hauptverkehrsadern durchschnitten, die von Ost nach West verliefen. Eine Reihe kleinerer, ebenfalls in Ost-West-Richtung verlaufender Straßen steckte ein genaueres Raster ab, das es leicht machte, sich zurechtzufinden. Dr. Nettletons Tochter wohnte im Banner Way in einer kleinen Siedlung am nördlichen Stadtrand. Ich löste die Handbremse, manövrierte vorsichtig rückwärts aus der Parklücke

und lenkte den Wagen dann langsam auf die Hauptstraße. Die Fahrt dauerte etwa vier Minuten.

Das Haus, das ich suchte, erwies sich als ein weiterer einstöckiger Backsteinbungalow unter hoch gewachsenen Bäumen. Die Doppelgarage war ans Haupthaus angeschlossen, und ich vermutete, dass sie inzwischen als Gästetrakt diente. Große Kübel mit pinkfarbenen Begonien säumten die Veranda mit ihrem weit überhängenden Dach.

Ich klingelte und wartete. Eine Frau Ende vierzig öffnete die Tür. Ich hatte sie wohl mitten in ihrer Morgengymnastik erwischt, da ihr Gesicht gerötet und sie außer Atem war. Im Hintergrund sah ich Jane Fonda die Beine schwenken.

»Ich suche Dr. Nettleton. Sind Sie seine Tochter?«

»Genau. Und Sie sind wahrscheinlich die Privatdetektivin. Alana Gary hat mir gesagt, dass Sie vielleicht vorbeischauen würden. Kommen Sie rein.«

»Mein Name ist Kinsey Millhone.«

»Vonda Landsberg«, erwiderte sie. »Dad ist in seinem Zimmer – den Flur runter und die letzte Tür links. Wenn es Ihnen recht ist, können Sie allein hintergehen.«

»Kein Problem. Erwartet er mich?«

»Schwer zu sagen. Er hat einen scharfen Verstand, aber sein Gedächtnis setzt ab und zu aus. Er kann meinen Mann beim Schach nach wie vor um Längen schlagen, aber er ist schnell erschöpft, also bleiben Sie bitte nicht zu lang.«

»Maximal fünfzehn Minuten.«

Vonda kehrte auf ihre Übungsmatte zurück, während ich den Flur zum letzten Zimmer entlangging. Die Tür war nur angelehnt. Ich stieß sie auf. Dr. Nettleton saß in einem Bugholz-Schaukelstuhl und schaute zum Fenster hinaus, das etwa fünfzehn Zentimeter weit offen stand. Draußen auf dem Fenstersims hatte

jemand Sonnenblumenkerne ausgestreut. Ein Eichhörnchen hockte da und äugte zu ihm hinein.

Man sah dem alten Herrn seine neunzig Jahre an. Zerbrechlich und gebückt kauerte er mit einer leichten Decke über den Knien auf seinem Stuhl. Er hatte ein langes Gesicht, und seine Ohrläppchen hingen herab wie schmelzendes Kerzenwachs. Die Haare waren ihm zum größten Teil ausgegangen, doch die verbliebenen waren strahlend weiß und kurz geschnitten. Fleischfarbene Hörgeräte füllten seine Ohrmuscheln aus wie platt gedrückte Klumpen Kaugummi.

»Dr. Nettleton?«

Er wandte sich zu mir um, sah mich mit wässrigen Augen an und hielt sich eine Hand hinters Ohr. »Was sagen Sie?« Seine Stimme klang pulverig und trocken, als hätte sich Staub in seiner Luftröhre angesammelt.

»Darf ich reinkommen?«

»Sind Sie die Pflegeschwester?«

»Ich bin Privatdetektivin.« Im Zimmer stand ein kleiner, einfacher Stuhl. Ich zog ihn neben seinen und setzte mich. Er schien mit meinem Erscheinen vollkommen einverstanden zu sein. Vielleicht hatte er im jetzigen Stadium seines Lebens den Anspruch auf persönliche Grenzen und Ungestörtheit schon aufgegeben. Mit leicht erhobener Stimme erklärte ich, wer ich war und was ich von ihm wollte. Während ich sprach, legte Dr. Nettleton den Kopf schief und hielt sich die zitternde rechte Hand hinters Ohr. »Wie bitte?«

Also zog ich meinen Stuhl näher heran und erklärte alles noch einmal, diesmal allerdings lauter. Ich sah die Intelligenz in seinen Augen, war mir aber trotzdem nicht ganz sicher, ob er mir folgen konnte. Als ich fertig war, hielt das nachfolgende Schweigen so lange an, dass ich mich fragte, ob er überhaupt irgendetwas von dem mitbekommen hatte, was ich gesagt hatte.

Das Eichhörnchen nahm einen Sonnenblumenkern, knabberte hastig daran, bis es die Schale geknackt hatte, und wedelte ein bisschen mit dem Schwanz. Dr. Nettleton lächelte so lieb, dass mir fast die Tränen kamen.

»Dr. Nettleton?«

Er wandte den Kopf. »Ja?«

»Ich wollte fragen, ob Sie etwas über das Mädchen wissen. Haben Sie je so eine Patientin gehabt?«

Er richtete sich auf und schaute auf einen Streifen Sonnenlicht auf dem Boden. »Im letzten Jahr, als ich meine Praxis noch hatte, war ein Mädchen da, auf das die Beschreibung passt. Mit fünfundsiebzig war ich nämlich gezwungen, die Praxis aufzugeben. Meine Hände waren nicht mehr ruhig, und ich konnte auch nicht mehr den ganzen Tag stehen. Ihr Name fällt mir jetzt nicht ein, aber ich weiß noch, wie ich mich aufgeregt habe, als ich ihre Zähne gesehen habe. Ich habe zu ihr gesagt: ›Solche Löcher können deine ganze Gesundheit ruinieren.‹«

Ich blinzelte ihn an. Vielleicht hatte er mich falsch verstanden. »Sie hatte diese vorstehenden Zähne, die ich erwähnt habe?«

»Oh ja. Der Überbiss war ausgeprägt, und ihr linker oberer Eckzahn war nach vorn und leicht nach außen gedreht. Das ist der Zahn hier«, sagte er und zeigte auf das entsprechende Exemplar. »Der linke Weisheitszahn war noch nicht draußen, und ich habe sie vorgewarnt, dass sie damit Probleme bekommen könnte, falls er nicht bald durchbrach. Natürlich hatte sie dicke Zahnbeläge und neigte zu Zahnfleischbluten. Die Zähne haben ihr ganzes Aussehen ruiniert. Sonst war sie nämlich ein nett aussehendes Mädchen. Wenn ich mich recht erinnere, hatte sie allerdings Verhaltensprobleme.«

»Inwiefern?«

»Weiß ich nicht genau. Irgendwas war mit ihr nicht ganz in Ordnung. Sie war von ihren leiblichen Eltern weggekommen und in einer Pflegefamilie untergebracht worden. Die müssen ziemlichen Ärger mit ihr gehabt haben. Aufsässig. Ungebärdig. Ich glaube, sie hatte einen Hang dazu, sich Dinge zu nehmen, die ihr nicht gehört haben. Wenn sie zu einem Termin gekommen ist, hat im nächsten Moment die Heftmaschine gefehlt oder der Büroklammernspender. Ich habe ihr die Füllungen gemacht und sie dann zur kieferorthopädischen Untersuchung an Dr. Spears überwiesen. Was danach aus ihr geworden ist, weiß ich nicht. Ich bezweifle, dass sie was hat machen lassen. War irgendwie nicht der Typ dafür. Ein Jammer, wenn Sie mich fragen.«

»Können Sie sich an den Namen der Pflegefamilie erinnern?«

Sein Blick wanderte zur Wand. »Nicht aus dem Stegreif. Sie waren keine Patienten von mir. Ich weiß auch nicht mehr, bei welchem Kollegen sie waren.«

»Und was ist mit dem Mädchen? Können Sie sich an ihren Namen erinnern – Vorname, Nachname? Irgendetwas, das mir weiterhelfen könnte?«

Er schüttelte den Kopf wie ein Pferd, das von einer Fliege belästigt wird. »Ich musste ihr immer Beruhigungsmittel geben, damit ich sie behandeln konnte, aber das hat sie nicht vertragen. Manchmal passiert das. Es hat sie regelrecht wild gemacht. Ich habe einen Quadranten nach dem anderen drangenommen, aber sie hat mich bei jedem Schritt bekämpft. Nicht mal Novocain hat richtig gewirkt. Ich glaube, ich habe ihr für jede Zahnfüllung vier Spritzen geben müssen.«

Unauffällig wischte ich mir die feuchten Handflächen an meiner Jeans ab, nachdem meine Zahnarztphobie und meine Spritzenphobie mitten im Flug aufeinander

geprallt waren. »Ist sie hier auf die Highschool gegangen?«

»Muss sie wohl. Ist ja Gesetz. Ein hübsches Mädchen, würde ich sagen, bis sie den Mund aufgemacht hat. Schlechte Zähne ruinieren einem das Aussehen, und das hab ich ihr auch gesagt. Unkooperativ war sie. Hat zwei Termine komplett versäumt, und wenn sie gekommen ist, dann zu spät. Meine Zahnhygienikerin hätte Ihnen den Namen nennen können, aber die ist tot. Nicht zu fassen, dass ich sie überlebt habe. Gesund wie ein Fisch im Wasser; hat zweiunddreißig Jahre für mich gearbeitet und keinen einzigen Krankheitstag genommen.«

»Woran ist sie denn gestorben?«, fragte ich zerstreut.

»Herz. Hat ein Beet mit Stiefmütterchen gejätet und ist umgekippt. War sofort tot. So ist das mit der Gartenarbeit. Ein dämlicher Zeitvertreib. Ich bin lieber drinnen. Seit jeher.«

»Sonst noch was über das Mädchen?«

Er blinzelte mich an und verlagerte das Gewicht. »Wie meinen?«

»Sonst noch was über das Mädchen?«, wiederholte ich.

Er musterte seine Hände, die sich wie von selbst zu bewegen schienen und an der Decke zupften. »Ich kann mich erinnern, dass die Pflegemutter sich über die Rechnung aufgeregt hat. Die war irrtümlich an sie geschickt worden – ein simpler Verwaltungsfehler. Die hätten sie mal schimpfen hören sollen. Meine Bürohilfe ist in Tränen ausgebrochen. Seitdem habe ich die Frau nicht mehr leiden können. Sie hat das Mädchen meistens hergebracht, aber ich bin nicht mehr rausgegangen, um sie zu begrüßen, wie bei allen anderen. Sollte sie ruhig alleine sitzen bleiben. Meine Hygienikerin hat behauptet, die Frau würde trinken.

Unbegreiflich, dass das Sozialamt sie für geeignet gehalten hat. In meinen Augen war sie das zwar nicht, aber mich haben sie ja nie nach meiner Meinung gefragt.« Er schwieg einen Augenblick. »Das ist alles.«

Ich berührte ihn am Arm. »Vielen Dank. Sie waren mir eine große Hilfe. Ich gebe Ihrer Tochter meine Telefonnummer. Sie können sie bei mir anrufen lassen, falls Ihnen noch was einfällt.«

Sein unsteter Blick begegnete meinem. »Spielen Sie Schach?«

»Nein, aber ich habe gehört, dass Sie gut darin sind.«

»Muss ich wohl. Mein Pa hat es mir beigebracht, als ich sieben war, und jetzt bin ich dreiundneunzig. Mein Schwiegersohn spielt schlecht. Hat nicht den Kopf dafür, falls Sie wissen, was ich meine. Erfordert Nachdenken. Man muss vorausplanen, vielleicht zehn oder fünfzehn Züge. Ich bringe es Ihnen gerne bei, wenn Sie Lust haben, es zu lernen.«

»Ich fürchte nein, aber trotzdem danke.«

»Na gut.« Nach kurzem Schweigen zeigte er mit tanzendem Zeigefinger auf ein Glas, das auf der Kommode stand. »Sie könnten noch ein paar Sonnenblumenkerne für das Eichhörnchen rausholen. Ist ‘ne nette Gesellschaft für mich. Hat mehr Persönlichkeit als so manche Menschen, die mir begegnet sind, und außerdem lässt es sich leicht unterhalten.«

Ich streute eine Hand voll Kerne auf das Sims. Dr. Nettleton verließen langsam die Kräfte, und die Energie schwand aus seinem Gesicht. Als ich die Tür aufmachte, sagte er: »Kann mich zwar nicht an Ihren Namen erinnern, aber ich danke Ihnen für Ihren Besuch. Ich habe das Gespräch genossen, und ich hoffe, Sie auch.«

»Und wie, glauben Sie mir.« Am liebsten hätte ich ihn ins Auto gepackt und mitgenommen. Ich winkte ihm von der Tür aus noch zu, aber ich glaube nicht, dass er die Geste wahrnahm.

Ich machte mich auf den Rückweg zum Motel. Bestimmt waren wir auf der richtigen Fährte. Obwohl mir Dr. Nettleton den Namen nicht hatte nennen können, passten die Details, die er mir gegeben hatte, zu dem, was wir bereits wussten. Auf einmal kam mir die Idee zu einem Abstecher, den ich noch einschieben konnte, bevor ich wieder zu Dolan stieß. Ich bremste ab, hielt am Straßenrand an, zog den Stadtplan heraus und suchte nach einem kleinen schwarzen Viereck mit einer winzigen Flagge obendrauf. Dann wendete ich auf der Chesapeake und fuhr zurück in die Richtung, aus der ich gekommen war.

Die Highschool von Quorum, die zum Unified School District gehörte, befand sich auf einem flachen, zwei Blocks umfassenden Grundstück im nordöstlichen Teil der Stadt. Der Rasen war ungepflegt und der Flaggenmast kahl. Die Klassenzimmer verteilten sich auf eine Reihe niedriger, vermutlich aus Fertigbauteilen bestehender Einzelhäuser mit Wänden, die man wahrscheinlich mit einem Teppichmesser durchtrennen konnte. Ich zählte sechs Bäume auf dem Campus; zu wenig für eine richtige Anlage, aber genug für ein paar schmale Schattenplätze. Das Verwaltungsgebäude sah aus wie der erste Stock von etwas wesentlich Imposanterem. Vielleicht rang die Schule gerade darum, Gelder aufzutreiben, und nervte alle Welt mit endlosen Spendenaufrufsendungen im Lokalfernsehen. Die Zuschauer zeigen sich gerne großzügig, nur um ihre gewohnten Sendungen wiederzubekommen: Sitcoms und Seifenopern anstelle

all dieser Amateur-Rockgruppen, die Songs spielen, die sie zusammengeschustert haben, ohne es je gelernt zu haben.

Ich stellte den Wagen auf den Parkplatz, der mit dem Wort BESUCHER gekennzeichnet war. Dann schloss ich ihn ab, trottete über das platt getretene Gras zum Eingang, ging durch die doppelte Glastür und betrat den Hauptkorridor. Es war totenstill, obwohl sich irgendwo im Haus Schüler aufhalten mussten. Die containerartigen Klassenräume draußen waren nicht groß genug für eine Aula oder Turnhalle. Ich nahm an, dass ein Gutteil des Unterrichts in diesem Gebäude gehalten wurde. Es roch nach Schweiß und Haarspray, Hormonen und dampfenden Sportschuhen – die Ausdünstungen des Teenagerelends. Schlechte Haut, keine Macht, zu wenig Alternativen, zu starker sexueller Druck und nicht genug Weisheit, um einen über die Runden zu bringen, bis man achtzehn war. Wie viele Leben waren bis dahin aus dem Ruder gelaufen? Mädchen waren schwanger geworden und Jungen in Autos tödlich verunglückt, noch bevor die Bierdosen, die im Fußraum herumkullerten, zum Stillstand gekommen waren.

Vor mir, ein Stück den Flur hinunter, sah ich ein Schild, das zum Direktorat wies. Ich merkte, wie meine Beklommenheit wuchs, so wie es jeden Tag meines Lebens während meiner Schulzeit der Fall gewesen war. Ich war dermaßen daneben gewesen, eine solche Außenseiterin. Überlebt hatte ich, indem ich rebellierte – also Dope rauchte und mit anderen Eigenbrötlern herumhing. Und nun war ich wieder hier, nur dass ich erwachsen war (angeblich) und die Schwelle freiwillig überschritt und nach Antworten auf Fragen suchte, die mir nicht mal im Traum eingefallen wären, als ich noch jung war.

Die Schulsekretärin war Anfang dreißig, hatte braune Augen und kurze, seidige Haare im Farbton von Pecannussschalen. Ein Schleier aus Sommersprossen lag über ihrer Nase und den oberen Hälften ihrer Wangen. Sie war lässig gekleidet: beige Hose, kurzärmliger brauner Pullover und flache Schuhe. Auf ihrem laminierten Namensschild stand ADRIANNE RICHARDS und darunter in kleineren Lettern VERWALTUNGSASSISTENTIN. Als sie mich sah, stand sie auf und kam an den Tresen. »Kann ich Ihnen helfen?«

»Das hoffe ich«, sagte ich. »Ich bin Privatdetektivin und komme aus Santa Teresa. Ich arbeite mit zwei Kriminalbeamten an der Identifizierung eines Mordopfers, das im August ‘69 umgekommen ist.«

»Sie meinen hier?«

»Da sind wir uns nicht sicher.« Ich machte einen kurzen Exkurs und schilderte ihr das Mädchen, das wir zu identifizieren suchten. »Wir haben schon mit mehreren hiesigen Zahnärzten gesprochen, weil wir hoffen, sie über ihre alten zahnärztlichen Unterlagen ausfindig machen zu können. Ich komme gerade von Dr. Nettleton. Er glaubt, dass sie Patientin bei ihm war, aber er kann sich nicht an ihren Namen erinnern. Ich dachte, wenn ich mit ein paar Lehrern sprechen könnte, würde sich vielleicht der eine oder andere aufgrund meiner Beschreibung an sie erinnern. Wissen Sie, wer damals schon zum Kollegium gehört hat?«

Sie starrte mich ausdruckslos an. Es war fast sichtbar, wie sie die Möglichkeiten durchkalkulierte. Ich dachte, sie würde etwas sagen, aber ihre Miene verschloss sich, und sie senkte den Blick. »Da müssten Sie mit Mr. Eichenberger sprechen. Das ist der Schulleiter. Alle unsere Schülerakten sind vertraulich.«

»Ich will ja nicht ihre Akten einsehen. Ich möchte nur ihren Namen wissen.«

»Mr. Eichenberger erlaubt uns nicht, solche Informationen herauszugeben.«

»Sie meinen, Sie kennen das Mädchen?«

Ihre Wangen hatten Farbe bekommen. »Natürlich nicht. Ich spreche von unseren Grundsätzen.«

Verärgert funkelte ich sie an. Vielleicht war sie es als Verwaltungsassistentin nicht gewohnt, dass sich ihr jemand widersetzte. »Ich verstehe nicht, wo das Problem liegt.«

»Mr. Eichenberger ist der Einzige, der berechtigt ist, über die Akten der Schüler zu sprechen.«

»Schön. Ist er da?«

»Ich kann nachfragen, aber dazu muss ich erst einen amtlichen Ausweis von Ihnen sehen.«

Ich zog meine Brieftasche heraus, klappte sie auf, um ihr die Kopie meiner Lizenz zu zeigen, und schob sie über den Tresen.

»Darf ich die mitnehmen?«

»Solange ich sie wiederbekomme.«

»Einen Moment bitte.«

Sie durchquerte das Büro und ging auf eine geschlossene Tür zu, an der ein Schild mit der Aufschrift LAWRENCE EICHENBERGER, SCHULLEITER hing. Sie klopfte einmal und ging hinein. Nach etwa einer Minute öffnete sich die Tür wieder, und Mr. Eichenberger kam mit Adrianne Richards im Schlepptau heraus. Sie reichte mir meine Brieftasche und kehrte an ihren Schreibtisch zurück, wo sie sich an Papieren zu schaffen machte, damit sie lauschen konnte, ohne neugierig zu wirken.

Mr. Eichenberger war ein Mann Anfang sechzig mit schütteren, weich aussehenden weißen Haaren, einer Brille und einer Knollennase. Sein Teint wirkte sonnenverbrannt, und ich nahm den Hauch eines Aftershaves wahr, das wie Räucherstäbchen roch. Er trug ein leuchtend blaues Oberhemd, eine dunkle

Strickweste und eine von Hand gebundene Fliege. Er gab sich diensteifrig, und seine Miene ließ darauf schließen, dass er darauf brannte, mir einen Strich durch die Rechnung zu machen. »Sie haben also ein Problem mit einer unserer Schülerinnen.«

»Nicht ganz«, erwiderte ich. In Gedanken fing ich an zu schielen. Kein Wunder, dass ich die Highschool gehasst hatte, wo ich voll und ganz der Gnade von Typen wie ihm ausgesetzt gewesen war. Ich spulte noch einmal meine ganze Erklärung ab und täuschte eine Geduld vor, die ich nicht wirklich empfand.

Mr. Eichenberger hob an: »Ms. Millburn, lassen Sie mich etwas klarstellen. Ich bin seit Mitte der Sechzigerjahre hier und gehe im Mai in den Ruhestand. Ich habe meine Position angetreten, als ich vierzig Jahre alt war, und habe jeden Moment davon genossen. Ich möchte nicht prahlen, aber ich erinnere mich praktisch an jeden Schüler, der durch diese Tür gekommen ist. Es ist für mich oberste Priorität, zu wissen, wer sie sind und was sie ausmacht. Das ist es nämlich, was diese Jugendlichen brauchen – keinen Kumpel oder Freund, sondern Orientierung durch Erwachsene, denen nur ihr Bestes am Herzen liegt. Es ist unsere Aufgabe, diese Jugendlichen dafür fit zu machen, sich der realen Welt zu stellen. Sie brauchen Fertigkeiten – zunächst einmal im Lesen und Schreiben –, um sich auf produktive, gut bezahlte Berufe vorbereiten zu können. Wenn sie nicht fürs College geeignet sind, sorgen wir dafür, dass sie ein Handwerk lernen. Schwänzerei, Banden, Drogenprobleme – damit sind wir hier selten konfrontiert, trotz der Nähe zu Los Angeles.«

Ich warf einen Blick über die Schulter. Wurden wir gefilmt? Nicht, dass seine Ansichten nicht bewundernswert gewesen wären, aber das Gesülze

klang abgedroschen und hatte nichts mit mir zu tun. »Entschuldigen Sie bitte, aber tut das etwas zur Sache?«

Offenbar musste er sich sammeln, als erhole er sich von einer kurzfristigen Bewusstseinstrübung. »Schon. Na ja. Sie haben von einer Schülerin gesprochen. Es würde mir helfen, wenn Sie mir Einzelheiten nennen würden. Sonst kann ich Ihnen nicht weiterhelfen.«

Bereitwillig wie immer wiederholte ich meine Geschichte, während seine Assistentin sinnlos Papiere von links nach rechts und wieder zurück schob. Bevor ich meinen Bericht beendet hatte, schüttelte Mr. Eichenberger den Kopf. »Nicht hier. Nicht unter meiner Leitung. Vielleicht sollten Sie es an der Lockaby versuchen. Das ist die alternative Highschool.«

»Tatsächlich. Ich wusste gar nicht, dass es eine gibt.«

»Sie ist drüben am Kennedy Pike. Ein weißes Holzhaus gegenüber dem städtischen Friedhof. Sie können es gar nicht verfehlen.«

»Soll ich nach jemand Bestimmtem fragen?«

»Mrs. Bishop ist die Schulleiterin. Vielleicht kann sie Ihnen helfen.«

»Sie kannten das Mädchen also nicht?«

»Wenn ich sie gekannt hätte, hätte ich es Ihnen gesagt. Ich würde bei Ermittlungen in einem Mordfall nichts verschweigen.«

»Und Ihre Assistentin?«

»Mrs. Richards hat damals noch nicht hier gearbeitet.«

»Wie schade. Na, einen Versuch war es jedenfalls wert«, sagte ich. Ich zog eine Visitenkarte heraus und schrieb die Telefonnummer des Motels auf die Rückseite. »Die nächsten zwei Tage wohne ich im Ocean View. Ich wäre Ihnen für einen Anruf dankbar,

falls Ihnen noch irgendetwas einfällt, das uns weiterhelfen könnte.«

»Sie haben eine Pflegefamilie erwähnt. Da würde ich es beim Sozialamt versuchen.«

»Danke. Das ist ein guter Vorschlag. Das mache ich.«

Ich beschloss, keine weiteren Vorstöße zu unternehmen, bis ich Dolan über die neuesten Entwicklungen informiert hatte. Also fuhr ich zum Motel zurück, stellte den Wagen vor seinem Zimmer ab und klopfte. Von drinnen war das unverständliche Gebrabbel aus einem laut gestellten Fernseher zu vernehmen. Dolan hatte mich offenbar nicht gehört, da mein Klopfen unbeantwortet blieb. Mit an die Tür gelegtem Kopf wartete ich und versuchte es dann erneut. Nichts. Ich wandte mich um, schaute über den Parkplatz zum Büro und ließ den Blick über die Nische schweifen, in der die Automaten für Limonade und Cola untergebracht waren. Keine Spur von Dolan. Ich klopfte noch einmal. Diesmal klang es wie die Drogenfahndung am Anfang einer Razzia. Vielleicht stand er unter der Dusche oder war anderweitig unabkömmlich.

Ich überquerte den Parkplatz und steckte den Kopf zur Bürotür hinein. Die Rezeptionistin, eine junge Frau Mitte zwanzig, saß auf einem Drehstuhl und blätterte ein Exemplar der Illustrierten *People* durch. Ich hatte sie mitten in einem Artikel über Prinzessin Diana unterbrochen. Sie war dunkelhaarig, auf mürrische Art hübsch und hatte einen viel zu breiten Mund. Ihr Lippenstift war dunkelrot und ihre Wimpern so dicht, dass ich sie für falsch hielt. Sie trug einen dunkelblauen Rock und eine weiße Bluse und darüber einen schicken roten Blazer mit einem falschen

Wappen auf der Brusttasche. Die Kluft musste ihr vom Motel gestellt worden sein, da sie wie etwas aussah, das sie nur unter der Drohung trug, sonst gefeuert zu werden. Zum Ausgleich hatte sie den Rock gekürzt und die obersten drei Knöpfe der Bluse offen gelassen. Sie kaute Kaugummi, eine Gewohnheit, vor der man mich in der zehnten Klasse gewarnt hatte. Meine Französischlehrerin schwor, dass man dabei aussah wie eine Kuh, und seitdem habe ich auf Kaugummi verzichtet. Ich hatte die Lehrerin nicht mal leiden können, aber die Ermahnung saß.

»Entschuldigen Sie die Störung, aber ich wollte fragen, ob Sie vielleicht den Herrn aus Zimmer 130 gesehen haben. Ich weiß, dass er mich erwartet, aber er macht die Tür nicht auf.«

Sie beugte sich vor, sah in ihr Register und blätterte eine Seite zurück. Dabei schob sie die Zunge durch den Kaugummiklumpen, bis er sich aufblähte wie eine kleine pinkfarbene Lunge, die durch ihre Lippen quoll. »Sie meinen den alten Mann?«

»Er ist nicht *alt«,* entgegnete ich verschnupft.

»Na ja. Als er eingecheckt hat, hat er Seniorenrabatt gekriegt. Fünfzehn Prozent Ermäßigung. Das kriegt man nur, wenn man alt ist. Man muss mindestens fünfzig sein.«

»Ich bin selbst fünfzig.«

»Echt krass. Sie sehen aus wie vierzig.« Sie blies eine Blase und ließ sie platzen, um ihre Aussage zu unterstreichen. Dann sah sie mich an. »Oje, tut mir Leid. Das sollte ein Witz sein, oder?«

»Vergessen Sie's. Ich bin ja selber schuld«, sagte ich. »Hat er aus irgendeinem Grund das Motel verlassen?«

»Er ist Zigaretten holen gegangen, aber ich habe ihn wiederkommen sehen.«

»Wie lang ist das her?«

»Ungefähr eine Stunde. Er ist hier vorbeigekommen, um nach Nachrichten zu fragen, und dann ist er in sein Zimmer gegangen.«

»Waren Anrufe für ihn gekommen?«

»Fragen Sie ihn doch selbst, wenn Sie so dicke sind.«

»Rufen Sie mal bei ihm an, ja?«

»Klar.« Sie nahm den Telefonhörer und blies eine weitere Blase, während sie die Nummer wählte. Es klingelte mindestens fünfzehnmal. »Er ist bestimmt noch mal weggegangen. Alte Leute werden oft unruhig. Zu viel Energie. Müssen ständig auf Achse sein, sonst drehen sie durch.«

»Danke für Ihre Diagnose. Können Sie Ihren Schlüssel nehmen und mich zu seinem Zimmer begleiten?«

»Nö. Ich bin allein hier und darf die Rezeption nicht verlassen. Warum gehen Sie nicht hinten rum und hämmern gegen sein Badfenster? Vielleicht sitzt er auf dem Topf.«

Die Sache gefiel mir überhaupt nicht. Ich kehrte zu seinem Zimmer zurück und klopfte diesmal so laut wie die Dorfbewohner ans Tor von Frankensteins Schloss. Nichts. Also ging ich um das Gebäude herum und zählte die Zimmer dazwischen ab, bis ich bei dem anlangte, das ich für seines hielt. Sämtliche Badezimmerfenster waren zu hoch oben, um mir zu nutzen. Also trottete ich erneut zu seiner Zimmertür, stand unentschlossen davor und sinnierte. Warum reagierte er nicht? Schließlich zog ich meine Brieftasche heraus. In dem Fensterfach unter meinem Führerschein habe ich einen Satz simpler Dietriche. Mein batteriebetriebenes Teil, mit dem sich nahezu alles öffnen lässt, hatte ich zu Hause gelassen – dies vor allem deshalb, weil die Polizei ziemlich unwirsch reagieren würde, wenn sie mich damit erwischte. Was

ich nun in der Hand hielt, war ein Satz altmodischer Dietriche, ein kleiner Haken und ein winziger Drehmomentschlüssel für Gelegenheiten wie diese. In meiner Tasche habe ich auch immer eine Mini-Taschenlampe und einen Klappschraubenzieher. Allerdings würde für die heutige Einbruchaktion keines der beiden Utensilien vonnöten sein.

Ich klopfte noch einmal und rief Dolans Namen in rüpelhafter Lautstärke. Der Mann aus dem Zimmer daneben riss die Tür auf und steckte den Kopf heraus. »Hey! Nicht so laut, Herrgott noch mal! Und wenn Sie schon dabei sind, können Sie dem Blödmann gleich sagen, dass er seinen Fernseher ausmachen soll. Der dröhnt jetzt schon seit zehn Uhr, und mir reicht's langsam. Manche Leute müssen arbeiten.«

»Tut mir Leid. Er ist behindert«, sagte ich und tippte mir ans Ohr. »Schwer hörgeschädigt, der arme Kerl.«

Der Gesichtsausdruck des Mannes ging von Ärger zu etwas Milderem über. »Oh. Das hab ich nicht gewusst.«

»Ist schon gut. Er wird ständig angepöbelt. Das ist er schon gewöhnt.«

Ich wartete, bis er verschwunden war, und machte mich dann ans Werk. In Filmen knacken Diebe die Schlösser immer in null Komma nichts, meistens mithilfe einer Kreditkarte, eine Methode, die ich kaum anwende. Ich traue dem Verfahren nicht. Ich kannte mal einen Typen, dessen Kreditkarte in der Tür, die er aufmachen wollte, abbrach. Ein Nachbar hatte ihn bei dem Einbruchversuch beobachtet und die Polizei gerufen. Als er die Sirenen hörte, machte er sich aus dem Staub, ließ aber die Hälfte seiner Karte zurück. Die Bullen fanden seinen Nachnamen und die letzten sechs Ziffern seiner Kreditkarte. Binnen eines Tages hatten sie ihn gefasst.

In Wirklichkeit braucht man zum Knacken von Schlössern Übung, viel Geduld und ein nicht geringes Maß an Geschicklichkeit. Obwohl die meisten Schließmechanismen einfach sind, gibt es Varianten, die den unerfahrenen Einbrecher den letzten Nerv kosten. Ich brauche meist mehrere Versuche. Mit einem Auge zum Parkplatz stocherte ich mit meinem kleinen Drehmomentschlüssel herum. Falls Dolan ausgegangen war, wollte ich mich nicht von ihm dabei erwischen lassen, wie ich in sein Zimmer einbrach. Und ich war erst recht nicht scharf darauf, dass jemand die Polizei rief, falls mich ein anderer Gast hinter geschlossenen Vorhängen beobachtete. Wenn Dolan jedoch da drinnen war, so war es höchste Zeit, herauszufinden, was los war. Ich merkte, wie die letzte Sperre nachgab, drehte den Knauf, stieß die Tür auf und ging hinein. »Lieutenant Dolan?«

Er lag komplett angezogen, aber ohne Schuhe auf dem Bett und wandte mir das Gesicht zu. Sein Atem ging flach, und sein Gesicht war wächsern und grau. Ich machte den Fernseher aus und durchquerte den Raum.

Seine Stimme war rau und heiser. »Hab Sie klopfen hören, aber ich war im Bad und hab mich übergeben. Mir geht’s nicht so gut.«

»Das merke ich. Sie sehen schrecklich aus. Haben Sie Schmerzen in der Brust?« Aus der Nähe erkannte ich den feinen Schleier aus kaltem Schweiß auf seiner Stirn und seinen Wangen.

Er schüttelte kaum wahrnehmbar den Kopf. »Engegefühl hier drinnen. Kann kaum atmen. Ein Gefühl, als säße mir ein Elefant auf der Brust.«

»Ach du Scheiße.« Ich schnappte mir das Telefon und rief die Sanitäter.

16

Es schien sich ewig hinzuziehen, bis der Rettungswagen endlich kam, obwohl es in Wirklichkeit nicht länger als sechs Minuten dauerte. Ich verständigte die Rezeption und wartete auf dem Parkplatz, damit ich die Sanitäter lotsen konnte. Noch bevor ich den Rettungswagen der Feuerwehr herbeirasen sah, hörte ich seine Sirene. Ich winkte, der Wagen schwenkte auf mich zu und kam mit quietschenden Bremsen zum stehen. Die Fahrerin und zwei Sanitäter stiegen aus. Sie trugen leuchtend gelbe Jacken, auf deren Rückseiten groß FIRE DEPARTMENT stand. Mitsamt ihrer Ausrüstung folgten sie mir in Dolans Zimmer.

Ich trat beiseite und sah zu, wie die beiden Männer die Möbel wegschoben, damit sie Platz für ihre Arbeit hatten. Sie gingen professionell ans Werk, wahrten aber einen Plauderton, um Dolan nicht noch mehr zu beunruhigen, denn zweifellos war ihm mittlerweile klar, wie tief er in der Klemme steckte. Einer der Sanitäter knöpfte ihm das Hemd auf und hörte ihm mit einem Stethoskop die Brust ab. Er maß Dolan den Puls und notierte sich etwas auf seinem Klemmbrett. Dann legte er ihm eine Blutdruckmanschette an, pumpte sie auf und las das Ergebnis ab, den Blick fest auf seine Armbanduhr geheftet. Er stellte Dolan mehrere Fragen, um die Symptome und Ereignisse abzuklären, die dem Anfall vorausgegangen waren. Erstaunt hörte ich, wie Dolan zugab, am Vorabend etwas Ähnliches erlebt zu haben, obwohl das Gefühl weniger ausgeprägt gewesen und binnen Minuten verschwunden sei. Schließlich griff die Sanitäterin ein. Sie verabreichte Dolan zwei Nitroglycerin-Tabletten und legte ihm dann eine Infusion, während der dritte

Sanitäter eine Sauerstoffmaske über Dolans Nase befestigte.

Ich ging hinaus. Kurz darauf kamen die Sanitäter aus dem Zimmer. Sie hatten Dolan auf eine Tragbahre gelegt und rollten ihn nun zur Hintertür des Rettungswagens, die sie aufzogen, um ihn hineinzuschieben. Ein paar Leute, die gerade den Parkplatz überquerten, blieben stehen und glotzten, aber die meisten gingen weiter, sobald sie begriffen hatten, was los war. Ich war ihnen für ihre Diskretion dankbar. Es ist schon schlimm genug, wenn man krank ist, da will man nicht noch das Gefühl haben, sich in aller Öffentlichkeit zur Schau gestellt zu haben.

Ein Sanitäter stieg hinten zu Dolan in den Wagen, und die Hintertür wurde zugeschlagen. Das Krankenhaus lag sieben Straßen entfernt. Der zweite Sanitäter erklärte mir den Weg, bevor er auf der Beifahrerseite einstieg. Die Frau setzte sich wieder ans Steuer. Sie manövrierte rückwärts aus dem Parkplatz und bog mit jaulender Sirene und Blaulicht im Eiltempo auf die Straße ein. Ich vergewisserte mich, dass Dolans Zimmertür abgeschlossen war, und fuhr in seinem Wagen hinterher.

Bei meiner Ankunft stand der Rettungswagen bereits vor der Notaufnahme. Ich parkte vorn, und als ich drinnen eintraf, hatte man Dolan bereits zur Behandlung gebracht. Ich sprach mit der Verwaltungsangestellten und erklärte ihr, wer ich war. Sie stellte mir ein paar Fragen über Dolan, die mir bewusst machten, wie wenig ich eigentlich über ihn wusste. Ich sagte ihr, er hätte Versicherungsschutz über die Polizei von Santa Teresa, und sie meinte, sie werde sich die restlichen Angaben von ihm selbst holen. Mit dem Klemmbrett in der Hand stand sie auf und verließ ihren Tresen, nicht ohne mir noch

mitzuteilen, dass die Notärztin herauskommen würde, sobald sie mit ihm fertig wäre.

Ich setzte mich ins Wartezimmer, das sparsam und einigermaßen gefällig eingerichtet war: blassgrüner Teppich, künstliche Pflanzen und stapelweise zerfledderte Zeitschriften. Ein Sortiment Kinderspielzeug war über den Fußboden verteilt. Man hatte mehrere Reihen aneinander hängender Stühle aufgestellt, die sich wie in der Tanzstunde die Wände entlangzogen. In der Ecke stand ein ausgeschalteter Fernseher. Irgendjemand hatte eine Osterdekoration mitgebracht: einen Korb mit Plastikeiern, die in unrealistisch grünem Papiergras ruhten. Ich wusste nicht einmal genau, wann dieses Jahr Ostern war, aber zweifellos stand es kurz bevor, es sei denn, die Deko stammte vom letzten Jahr. Während ich wartete, kamen zwei Patienten herein: ein Mann mit oberflächlichen Blutergüssen und Abschürfungen von einem Fahrradunfall (was ich aus seinen rasierten Beinen und den hautengen Lycra-Shorts um seinen Po schloss) und eine Frau, die ihren rechten Knöchel zwischen zwei Eisbeutel gepackt hatte. Beide wurden zu hinten gelegenen Untersuchungsräumen geführt, mussten aber wahrscheinlich warten, solange die Ärzte mit Dolan beschäftigt waren.

Draußen schien die Sonne und die Leute von Quorum gingen ihren Geschäften nach, als wäre nichts Ungewöhnliches passiert. Es war seltsam, mitten am helllichten Tag einen medizinischen Notfall zu erleben. In meinem Leben ereignen sich derartige Krisen sonst immer in tiefster Nacht. Ich konnte gar nicht mehr zählen, wie oft ich schon in Warteräumen wie diesem gesessen hatte, während die Straßen draußen finster und menschenleer dalagen.

Unruhig verließ ich meinen Sitzplatz und ging in den Flur hinaus, wo ich eine Krankenschwester nach dem

nächstgelegenen Münztelefon fragte. Sie schickte mich in die Krankenhauslobby, zwei lange Flure weit weg. Ich wählte Staceys Nummer und ließ das Gespräch auf meine Kreditkarte buchen. Nach dem zweiten Klingeln meldete er sich, und ich berichtete ihm alles.

»Wie hält er sich?«

»Keine Ahnung. Ich habe noch nicht mit der Ärztin gesprochen. Wenn ich doch bloß gleich sein Zimmer aufgebrochen hätte. Ich sage Ihnen, Stacey, sein Gesicht war grau. Er hätte eigentlich selbst die Sanitäter rufen sollen, aber ich glaube, er wollte die Sache verdrängen. Sie kennen ihn ja.«

»Das ist doch lächerlich. Sie schaffen das nicht allein. Ich komme rüber.«

»Seien Sie nicht albern. Ihnen geht's doch selbst nicht gut. Bleiben Sie, wo Sie sind. Ich habe schon genug um die Ohren.«

»Mir geht's prima. Hat Ihnen das Dolan nicht erzählt? Die Ärzte haben meine Röntgenbilder irgendeiner Oberkoryphäe gezeigt, und die hat gemeint, der Schatten wäre bedeutungslos. Ich hab jetzt vergessen, wie das heißt, aber es ist Schwachsinn. Die Biopsie ist auch negativ gewesen, also bin ich gesundheitlich so gut wie neu.«

»Ist das Ihr Ernst?«

»Na klar. Warum sollte ich über so was lügen? Ich bin symptomfrei. Zumindest momentan.«

»Ein Glück, dass Sie sich letzte Woche nicht erschossen haben. Würde Ihnen das nicht tierisch stinken?«

»Hätte ich doch bloß nicht alle meine persönlichen Sachen weggeschmissen.«

»Das hätte ich Ihnen gleich sagen können.«

»Apropos: Ich hätte gern meine Familienfotos zurück.«

»Vergessen Sie's. Suchen Sie sich neue. Die gehören jetzt mir.«

»Ach, kommen Sie, Kinsey. Ich lasse Duplikate machen.«

»Lassen Sie das Betteln. Ich will keine Duplikate. Ich will die. Außerdem haben Sie Vetter Mortimer geschreddert, und der war mein Liebling.«

»Den haben Sie doch nicht mal gekannt.«

»Ich weiß, aber er hatte ein gutes Gesicht.«

»Sie sind eine harte Nuss.«

»Abgemacht ist abgemacht.«

»Was halten Sie von gemeinsamem Sorgerecht? Abwechselnde Besuche. Eine Woche Sie, eine Woche ich.«

»Vielleicht«, sagte ich. »Sie hätten es eben nicht so überstürzen sollen.«

»Wenigstens war ich so schlau, meine Steuererklärungen nicht zu schreddern. Ich könnte lebenslänglich im Knast sitzen, je nachdem, wie viel Leben mir noch bleibt.«

»Und was ist mit Ihren Kleidern?«

»Die hab ich letzte Woche verschleudert. Ich werde sie im Wohlfahrtsladen raussuchen und zurückkaufen müssen.«

»Oh, Sie Kleingläubiger. Dolan hat doch gesagt, dass Sie sich erholen würden. Sie hätten auf ihn hören sollen.«

»Was weiß der schon. Der Mann ist ein Chaot. Hab ich Ihnen nicht prophezeit, dass er auf den nächsten Herzinfarkt zusteuert? Zeitbombe ist gar kein Ausdruck dafür.«

»Ich weiß. Ich hab's ihm auch gesagt, aber er war nicht aufzuhalten. Und was ist mit Ihnen – geht's Ihnen wirklich gut?«

»Sagenhaft. Bin total aufgekratzt. Und fest entschlossen, rüberzurauschen. Weiß zwar noch nicht, wie ich hinkomme, aber mir fällt schon was ein.«

»Die Ärztin erlaubt, dass Sie fahren?«

»Klar. Geht die doch nichts an. Das Problem ist nur, dass ich mein Auto verkauft und meinen Führerschein nicht verlängert habe.«

»O nein.«

»Tja, ich wollte halt die Prüfung nicht noch mal machen. Ich war mir sicher, dass ich bis dahin sowieso tot bin.«

»Was ist mit der Miete für Ihr Haus?«

»Mist, das hab ich total vergessen. Gesund, aber obdachlos. Ironie des Schicksals. Übrigens, hat Ihnen Dolan erzählt, was hier passiert ist?«

»Wir sind nicht mehr zum Reden gekommen.«

»Ein dreifacher Mord heute Morgen – eine Frau, ihr Freund und ihr Kind, alle drei erschossen. Der Exmann ist ins Hinterland geflohen und versteckt sich da. Sämtliche Leute vom Sheriffbüro sind an der Suche beteiligt. Der Kerl ist ein Wildnisexperte, so ein paramilitärischer Freak. Unmöglich zu sagen, wie lang es dauern wird, bis sie ihn gestellt haben. Die Spurensicherung ist immer noch am Tatort zugange. Das heißt, sie kommen nicht mehr auf unseren Fall zurück, bis sie damit fertig sind. Kann Tage dauern.«

»Und warum wollen Sie dann hier rumhängen? Wenn Dolan rauskommt, kann ich uns mit seinem Auto zurückfahren und Ihnen den Weg ersparen.«

»Kommt nicht infrage. Ich langweile mich zu Tode. Mich ödet es hier dermaßen an, dass ich bald durchdrehe. Außerdem, wenn ihr beiden herkommt, müssen wir ja eh gleich umkehren und wieder zurückfahren.«

»Vorausgesetzt, es gibt einen Zusammenhang zwischen dem Mustang und unserer Unbekannten«, erwiderte ich.

»Glauben Sie mir, den gibt es, und Dolan ist auch davon überzeugt. Wenn man so lange in der Branche ist wie wir, entwickelt man ein Gefühl für so was. Wir kommen der Sache immer näher.«

»Da bin ich sogar Ihrer Meinung. Heute Morgen habe ich mit einem Zahnarzt gesprochen, der sich an sie erinnert – oder zumindest an ein Mädchen wie sie. Er glaubt, sie war eine der letzten Patientinnen, die er behandelt hat, bevor er in den Ruhestand gehen musste. Der Mann ist jetzt dreiundneunzig und hat mir ihren Namen nicht nennen können, aber alles andere, was er sagt, passt. Ich habe mit dem Schulleiter der Quorum High gesprochen, und er hat mich an die alternative Highschool für Problemkinder verwiesen. Darum habe ich mich allerdings noch nicht kümmern können. Ich bin zum Motel gefahren, um Dolan von den Neuigkeiten zu berichten, aber da hatte ihn schon dieser Herzinfarkt in den Klauen.«

»Bleiben Sie vor Ort, bis ich da bin. Dann können wir die Köpfe zusammenstecken und beratschlagen, was wir als Nächstes tun. Wie finde ich Sie?«

»Ich treibe mich irgendwo hier in der Gegend rum. Falls ich nicht im Motel bin, können Sie's im Krankenhaus versuchen. Dolans Wagen kennen Sie ja. Halten Sie einfach danach Ausschau. Der Ort hier ist so klein, dass man sich kaum verfehlen kann.«

»Ich hole mal Zettel und Stift, dann können Sie mir die Adresse geben. Sobald ich etwas Fahrbares aufgetrieben habe, mache ich mich auf die Socken.«

Ich diktierte ihm Namen und Adresse des Motels.

»Tun Sie mir einen Gefallen und reservieren Sie ein Zimmer auf meinen Namen«, bat er.

»Warum nehmen Sie nicht das von Dolan? Er hat die Kohle dafür doch schon ausgespuckt.«

»Gute Idee. So machen wir's.«

»Wo wir gerade dabei sind, Sie müssen mir auch einen Gefallen tun. Könnten Sie bei mir vorbeifahren und meine Lederjacke holen, bevor Sie aufbrechen? Sie hängt unten im Wandschrank. Ich sage Henry, dass er Sie reinlassen soll, dann kann er Ihnen auch zeigen, wo sie hängt.«

»Ist es so kalt?«

»Ich finde schon. Stellen Sie sich lieber darauf ein.« Aus dem Augenwinkel sah ich eine Frau in OP-Kleidung und mit einem gelben Umschlag in der Hand aus dem Behandlungsbereich kommen. »Ich glaube, die Ärztin ist gerade aufgetaucht. Ich rufe Sie noch mal an, falls es etwas zu berichten gibt.«

Dr. Flannery, die zuständige Ärztin, war Ende vierzig, zierlich und hatte kurze, hellbraune Haare, eine breite Stirn, schmale Lippen und tiefe Falten im Gesicht. Ihre Nase war gerötet, als hätte sie sich ein paarmal geschnäuzt, seit sie ihr Make-up aufgetragen hatte. Sie hatte ein Taschentuch in der Kitteltasche und tupfte sich die Nase damit ab, bevor sie mir die Hand hinstreckte. »Entschuldigung. Allergien. Ich bin Dr. Flannery. Sind Sie Mr. Dolans Freundin?«

Wir schüttelten uns die Hände. »Kinsey Millhone. Er heißt übrigens Lieutenant Dolan.«

Sie sah auf sein Krankenblatt. »Ach ja, genau.«

»Wie geht es ihm?«

»Wir haben ihn stabilisiert, aber er hat eine massive Blockade in den linken Koronararterien. Er wird stationär aufgenommen, sobald alles Schriftliche erledigt ist. Ich habe mit seinem Kardiologen in Santa Teresa gesprochen, und der hat einen Herzchirurgen aus Palm Springs empfohlen, den er kennt. Dr. Bechler ist bereits unterwegs. Sobald er den Patienten

gesehen und das EKG studiert hat, besprechen sich die beiden. Ich nehme an, sie werden eine Gefäßprothese einsetzen. Lieutenant Dolan hat selbst die Wahl, aber ich an seiner Stelle würde mich dafür entscheiden.«

Ich verzog das Gesicht. »Sie schneiden ihm den Brustkorb auf?«

Die Ärztin schüttelte den Kopf. »Sie führen einen Katheter durch einen kleinen Einschnitt in seiner linken Leistengegend und dann durch die Vene nach oben.«

»Wie lang muss er hier bleiben?«

»Das hängt davon ab, wie gut er sich erholt. Nicht so lang, wie Sie vielleicht glauben. Zwei Tage.«

»Darf ich ihn besuchen?«

»Natürlich. Ich habe ihn mit Morphium voll gepumpt, also hat er keine Schmerzen. Die Wirkung ist in etwa die gleiche wie vier Martinis zum Essen.«

»Bei ihm nichts Ungewöhnliches.«

»Das habe ich schon mitgekriegt. Wir haben ein bisschen darüber geplaudert. Ich habe ihm gesagt, dass er das Rauchen und das viele Trinken einstellen muss. Und er muss auch beim Essen auf sich achten. Wenn Sie sich genauso ernähren wie er, dann gilt dieser Rat auch für Sie. Hamburger Royal mit Käse?«

»Er hat mich verpetzt?«

Sie lächelte. »Hinterlassen Sie uns, wo wir Sie erreichen können. Er hat Sie als nächste Angehörige angegeben. Das heißt, Sie dürfen ihn jederzeit besuchen, wenn Sie nicht zu lang bleiben. Wollen Sie mitkommen?«

Ich trottete hinter ihr drein, während sie eine Tür aufstieß und den auf Hochglanz gebohnerten Flur hinabmarschierte. An Dolans Nische angekommen, zog sie den Vorhang an der Stange zur Seite. »Hier ist Besuch für Sie.«

Dolan murmelte eine Antwort. Dr. Flannery hielt fünf Finger in die Höhe, die Erlaubnis für einen

fünfminütigen Besuch. Ich gab zu verstehen, dass ich begriffen hatte, und sie zog sich zurück. Ich sah auf Dolan hinab. »Wie fühlen Sie sich?«

Er hatte die Augen geschlossen, und auf seinen Zügen lag ein dämliches Grinsen. Seine Gesichtsfarbe hatte sich gebessert. Er lag auf dem Untersuchungstisch, den Oberkörper mit einer Baumwolldecke verhüllt. Man hatte ihm die Schuhe ausgezogen, und der Zeh an einer Socke war hochgerutscht und bildete eine kleine Kappe, wodurch er aussah wie ein Kind. Er bekam immer noch Sauerstoff. Sie hatten ihn an eine Reihe von Geräten angeschlossen, die seine Vitalfunktionen überwachten. In jedem Arm steckte eine Infusionsnadel. Ein Beutel mit klarer Flüssigkeit hing an einer Stange, und ich zählte fünfzehn Tropfen. Er begann zu schnarchen.

Ich nahm seine Hand und zog leicht daran. »Wie geht es Ihnen?«

Er schlug die Augen auf. »Mir geht's gut.«

»Sie haben schwer in der Patsche gesessen, Sie Dussel. Sie hätten nach Hilfe telefonieren sollen.«

»Hab Sie klopfen hören. Konnte mich nicht bewegen. War froh, dass Sie reingekommen sind.« Er sprach bemüht, als hätte man ihm Novocain in die Lippen gespritzt.

»Ich und meine kleinen Dietriche. Verraten Sie nichts.«

Er schloss erneut die Augen und legte sich einen Finger auf den Mund.

»Ich habe Stacey angerufen und ihm berichtet, wo Sie sind. Er hat gesagt, seine Röntgenbilder sind einwandfrei, und er kommt jetzt her.«

»Zu mir hat er dasselbe gesagt. Sinnlos, was dagegen einzuwenden.«

»Wem sagen Sie das. Ich habe versucht, es ihm auszureden, aber er war eisern. Ich dachte mir,

solange Sie hier festsitzen, soll er ruhig einspringen. Im Moment können wir sowieso nicht viel tun, aber vielleicht bringen wir einiges ins Laufen. Hoffentlich findet die Spurensicherung etwas Handfestes. Ich dachte mir, wir bringen Stacey in Ihrem Zimmer unter, wenn Sie mir den Schlüssel geben.«

»Moment.« Dolan raffte sich lange genug auf, um in die Hosentasche zu fassen und seinen Schlüssel herauszuziehen. Ich steckte ihn ein und nahm mir vor, vorbeizugehen und meine Schreibmaschine zu holen, bevor Stacey ankam.

Die Verwaltungsangestellte erschien mit einem Klinikarmband aus Plastik und einem Bündel Papiere in einem Klemmbrett neben dem Vorhang. »Ich habe Ihren Schmuck, Lieutenant Dolan. Jetzt brauche ich nur noch Ihre Unterschrift, und schon geht's los.«

Er stützte sich auf und winkte sie träge herein. »Soll wohl mein Leben verpfänden.« Er wandte sich an mich. »Kommen Sie alleine klar?«

»Machen Sie sich meinetwegen keine Gedanken. Passen Sie lieber auf sich selbst auf und gönnen Sie sich ein bisschen Ruhe. Ich komme heute Abend noch mal vorbei. Schön brav sein.«

»Abgemacht.«

Bevor ich das Quorumer Krankenhaus verließ, rief ich bei Henry an, doch er war nicht da. Ich hinterließ ihm eine Nachricht auf Band, in der ich ihm von Dolans Herzinfarkt berichtete und ihm sagte, dass Stacey vorbeikommen würde. Ich erklärte ihm, wo meine Lederjacke war, und versprach, später noch mal anzurufen, wenn es mehr zu erzählen gab. Es war fünf nach halb zwei, als ich das Krankenhaus verließ und auf den Parkplatz trat. Erst als ich die Autotür aufgeschlossen und mich hinters Steuer gesetzt hatte,

merkte ich, wie angespannt ich war. Ich holte tief Luft und rollte ein paarmal den Kopf im Kreis. Jetzt, wo ich auf mich allein gestellt war, machte sich in meinem Körper Unruhe breit. Ich hatte überhaupt nicht registriert, wie abhängig ich von Dolan geworden war. Es gefiel mir, Notizen zu vergleichen, gemeinsam zu essen, ja sogar sich zu streiten. Meine Anhänglichkeit enthielt keinen Funken von Verliebtheit, aber sie löste den Wunsch aus, an jemanden gebunden zu sein. Ich hatte meine Ausbildung bei zwei alten Männern gemacht, die mich vor Jahren meinen Beruf gelehrt hatten. Vielleicht waren sie es, die mir fehlten.

Ich blätterte meine Karteikarten durch. Der nächste logische Schritt war, mit der Leiterin der alternativen Highschool zu sprechen. Ich wünschte, Dolan wäre greifbar gewesen, damit er das übernehmen konnte. Obwohl ich es nur ungern zugab, würde man ihm wesentlich weniger Stuss erzählen. *Mano a mano.* Wenn er sein Abzeichen vorzeigte, antworteten die Leute meistens freiwillig. Ich zückte meinen Mini-Stadtplan und suchte den Kennedy Pike. Dann ließ ich den Chevy an und fuhr los. Auf der Main Street hielt ich kurz an einer Tankstelle und tankte. Ich stand da, hielt den Schlauch umklammert und sah zu, wie der Treibstoff durchlief und der Preis immer weiter stieg. Es dauerte so lang, dass ich schon fürchtete, der Tank hätte ein Leck. Ich bin an meinen VW gewöhnt, und dessen Tank hat das Fassungsvermögen eines Farbkübels. 29 Dollar 46 später verließ ich die Tankstelle und bog nach rechts ab.

Am Kennedy Pike angelangt, fuhr ich nach Westen und hielt Ausschau nach dem Friedhof und dem weißen Holzhaus auf der anderen Straßenseite. Dieser Teil Quorums bestand aus endlosen flachen, unbebauten Feldern, verbunden durch Baumreihen, die als Windschutz dienten. Als ich den Friedhof

endlich entdeckt hatte, wirkte er genauso flach wie die Felder ringsum. Nur wenige Grabsteine standen aufrecht, die meisten lagen flach auf der Erde. Ich konnte ein paar Betonbänke ausmachen und ein kümmerliches Sortiment Plastikblumensträuße, die neben den Gräbern abgelegt worden waren. Der eiserne Zaun ringsum war schmucklos. In Abständen von fünf Metern standen vierkantige Stützpfeiler aus Backsteinen. Ich zählte sieben hohe Bäume undefinierter Art, deren Zweige noch kein Laub trugen und sich hager in den Aprilhimmel reckten.

Gleich nach dem Eingang zum Friedhof stand auf der anderen Straßenseite die Lockaby Alternative Highschool. Ich fragte mich, ob die Schüler wohl die gleiche melancholische Verbindung herstellten: von der Jugend zum Tod ist es nur ein Katzensprung. Solange man zur Schule geht, sind die Tage endlos, und der Tod ist kaum mehr als ein Gerücht am Ende des Weges. Dolan und ich wussten, dass der Tod nur einen Herzschlag entfernt lag.

Ich parkte vor dem Gebäude, folgte dem Weg zur vorderen Veranda und stieg ein paar hölzerne Treppen hinauf. Früher musste dies einmal ein Farmhaus gewesen sein. Es verströmte immer noch ein Flair aus kleinen Zimmern und gedämpften Hoffnungen. Ich betrat den Vorraum. Dort lagen acht Jugendliche mit Zeichenblöcken auf dem Boden und arbeiteten an Bleistiftzeichnungen vom Treppenhaus. Der Lehrer sah kurz zu mir auf, setzte dann seinen Rundgang von Schüler zu Schüler fort und machte immer wieder kurze Anmerkungen zur Perspektive. Von oben konnte ich ein zweites Unterrichtsgespräch hören. Gelächter tröpfelte die Stufen herunter wie Wasser aus einer undichten Stelle. Ich kann mich aus meiner Schulzeit an nichts Witziges erinnern.

Zu meiner Rechten lag der ehemalige Salon, der nun als Büro diente und noch den alten Kamin beherbergte. Die Feuerstelle und ihre Umgebung bestanden aus tiefroten Ziegeln, und das Ganze war von einem Kaminsims aus dunklem Mahagoni gekrönt. Kein Tresen trennte den Empfangsbereich von der Schulsekretärin, deren Tisch so stand, dass sie aus dem großen Erkerfenster schauen konnte. Sie hörte auf zu tippen, wandte sich um und sah mich an. Sie machte einen sympathischen Eindruck: dunkelhaarig, mollig, schätzungsweise Mitte vierzig, obwohl das schwer zu schätzen war. Als sie »Ja, Ma'am?« sagte, erschienen auf ihren Wangen mehrere Grübchen. Sie zog einen Stuhl heraus und klopfte auf die Sitzfläche.

Ich durchquerte den Raum, setzte mich und stellte mich vor. »Ich suche Mrs. Bishop.«

»Sie hat den ganzen Tag Besprechungen mit der Bezirksverwaltung, aber vielleicht kann ich Ihnen helfen. Ich bin Mrs. Marcum. Was kann ich für Sie tun?«

»Es geht um folgendes Problem«, begann ich und erzählte ihr meine Geschichte. Ich hatte sie nun schon so oft zum Besten gegeben, dass ich sie wie am Schnürchen abspulen konnte: die Suche nach der Identität unserer Unbekannten in fünfzig Worten oder weniger. Zum x-ten Mal beschrieb ich das Mädchen und die Reihe von Befragungen, die mich zur Lockaby Highschool geführt hatten. »Können Sie sich an so jemanden erinnern?«

»Nein, aber ich bin auch erst seit zehn Jahren hier. Ich kann mal eine der Lehrerinnen fragen, Mrs. Puckett. Sie unterrichtet Maschinenschreiben und ist gleichzeitig Beratungslehrerin. Sie müsste das Mädchen noch am ehesten wiedererkennen. Leider ist sie heute nicht da – jeder von uns bekommt alle zwei Monate einen Tag zur Pflege der psychischen

Gesundheit. Aber sie ist morgen in aller Frühe wieder da, wenn Sie noch mal kommen wollen.«

»Falls sie das Mädchen erkennt, hätten Sie dann irgendwo ihre Akten?«

»So weit zurück reichen die nicht. Vor acht Jahren hat es hier gebrannt. Durch die Rauch- und Wasserschäden haben wir den größten Teil unserer Unterlagen verloren. Es war ein Wunder, dass nicht das ganze Haus in Flammen aufgegangen ist. Die Feuerwehr hat uns gerettet. Sie war in sieben Minuten da und hatte das Feuer in einer halben Stunde gelöscht, noch bevor es sich ausbreiten konnte.«

»Wie ist es zu dem Brand gekommen?«

»Der Feuerwehrchef hat auf die Elektrik getippt. Unser Leitungsnetz war noch aus der Zeit, als das Haus gebaut worden ist – 1945. Er hat gemeint, es wäre ein Wunder, dass es nicht schon früher passiert ist. Jetzt haben wir Rauchmelder, Hitzemelder und eine Sprinkleranlage – einfach alles. Wir können von Glück sagen, dass wir nicht in Schutt und Asche geendet sind. Erfreulicherweise gab es auch weder Verletzte noch Tote. Wen juckt schon der Papierkram? Der sammelt sich schneller an, als ich ihn ablegen kann.«

»Fühlen sich die Schüler hier wohl?«

»Anscheinend schon. Natürlich sind wir ein Magnet für Unruhestifter – Schulabbrecher, notorische Schwänzer, Kleinkriminelle. Zu uns kommen sie, wenn alle anderen aufgegeben haben. Wir haben nur eine Hand voll Lehrer, und wir halten die Klassen klein. Die meisten unserer Schüler tun sich in einer akademisch orientierten Umgebung schwer. Im Grunde sind die meisten nette Kinder, aber manche sind langsam. Haben eine kurze Aufmerksamkeitsspanne. Sie lassen sich leicht frustrieren, und die meisten haben ein miserables Selbstbild. Ein richtiger Highschool-

Lehrplan raubt ihnen den Mut. Hier liegt das Hauptgewicht auf der praktischen Arbeit. Wir decken die Grundlagen ab – Lesen, Schreiben, Rechnen –, aber wir bringen ihnen auch bei, wie man einen Lebenslauf verfasst, wie man sich zu einem Vorstellungsgespräch anzieht und wie man sich benimmt. Und dann noch Kunst und Musik zur Abrundung.«

»Klingt, als sollte es jede Schule so machen.«

»Sollte man meinen, nicht wahr?«

Das Telefon auf ihrem Tisch klingelte, aber sie regte sich nicht.

»Wollen Sie nicht rangehen?«

»Die probieren's schon noch mal. Ich bin oft nicht im Büro und das hat sich rumgesprochen. Haben Sie eine Visitenkarte?«

»Sicher.«

»Geben Sie mir doch eine Telefonnummer. Dann versuche ich Betty Puckett zu erreichen und sage ihr, sie soll Sie anrufen.«

»Das wäre prima.« Ich zog eine Karte heraus und notierte den Namen des Motels, die Telefonnummer und meine Zimmernummer auf der Rückseite. »Wirklich nett von Ihnen.«

»Ich kann zwar nicht beschwören, dass sie das Mädchen kennt, aber wenn sie je hier an der Schule war, dann verspreche ich Ihnen, dass Betty mit ihr zu tun gehabt hat.«

»Noch eine Frage: Dr. Nettleton war sich relativ sicher, dass das Mädchen in einer Pflegefamilie gelebt hat. Meinen Sie, da könnte mir das Sozialamt weiterhelfen?«

»Das bezweifle ich. Sie haben das Büro schon vor Jahren geschlossen, und ich habe keine Ahnung, wie Sie die alten Akten auftreiben wollen. Es müsste zu Riverside County gehören, aber mehr kann ich Ihnen

nicht sagen. Da haben Sie einen schweren Kampf vor sich. Die sind schlimmer als Schulen, was den Zugang zu Akten betrifft, vor allem, wenn es um Jugendliche geht.«

»Schade. Ich hatte mir Hoffnungen gemacht, aber dann wird das wohl nichts.«

»Tut mir Leid.«

»Irgendwie finde ich es schon heraus. Es ist nur eine Frage der Zeit.«

Als ich die Lockaby Highschool verließ, wusste ich zwar nicht mehr als vorher, aber ich fühlte mich ermutigt. Im Auto blieb ich erst eine Weile sitzen und klopfte einen kurzen Rhythmus auf dem Lenkrad. Was nun? In meiner momentanen Verwirrung hatte ich gar nicht daran gedacht, Dolan zu fragen, was er von Polizei und Sheriffbehörde in Quorum über alte Vermisstenmeldungen erfahren hatte. Ich würde mich erkundigen, wenn ich ihn besuchte. In Gedanken ging ich unsere Liste durch. Der einzige Punkt, den wir noch nicht bearbeitet hatten, war die Frage, ob zur gleichen Zeit, als der Mustang gestohlen wurde, auch eine Plane abhanden gekommen war. Ich ließ den Wagen an und stieß rückwärts aus der Parklücke. Dann bog ich links auf den Kennedy Pike ein und fuhr in die Stadt zurück.

Der rote Backsteinbungalow der McPhees sah verlassen aus – geschlossene Türen, zugezogene Vorhänge und kein einziges Auto in der Einfahrt. Ich fuhr langsam daran vorbei, wendete an der nächsten Kreuzung und fuhr wieder zurück. Dann parkte ich gegenüber dem Haus. Die Vorstellung, Ruel abermals zu begegnen, behagte mir nicht, aber wen hätte ich sonst nach der Plane fragen können? Auch wenn ich mich beim Abschleppen des Mustang weitgehend im Hintergrund gehalten hatte, würde er mich dennoch mit seinem Gesichtsverlust in Verbindung bringen.

Ich blieb sitzen und musterte das Haus, während ich überlegte, ob ich die Frage am Telefon abhandeln konnte. Feiger Gedanke. Wann immer möglich, ist es besser, die Leute direkt zu befragen. Ich wollte gerade losfahren und den Besuch auf eine spätere Stunde verschieben, als ein Auto angefahren kam, langsamer wurde und in die Einfahrt bog. Edna.

Nachdem sie den Motor abgestellt hatte, fummelte sie auf dem Beifahrersitz herum und sammelte mehrere Taschen zusammen. Nach längerem Manövrieren stieg sie aus, ihre Handtasche über die Schulter gehängt, im einen Arm eine Tüte mit Lebensmitteln und in der anderen Hand zwei Kaufhaus-Tragetaschen. Sie stieß die Tür mit einem Hüftschwung zu und ging zur Hinterseite des Wagens. Dort setzte sie die Tragetaschen ab und machte den Kofferraum auf. Sie stellte Handtasche und Lebensmitteltüte auf den Boden, fasste in den Kofferraum und holte weitere Lebensmitteltüten heraus. Ich sah ihr an, wie sie überlegte, ob sie alles auf einmal schleppen konnte oder ob sie zweimal gehen musste. Also nutzte ich die Gelegenheit, indem ich ausstieg und über die Straße trabte. »Hi, Edna. Kinsey. Kann ich Ihnen was abnehmen?«

Erstaunt sah sie auf und bekam bei meinem Anblick etwas Farbe. »Ich schaff's schon.«

»Es ist doch nicht nötig, dass Sie zweimal gehen. Soll ich nicht die hier nehmen, und Sie tragen den Rest?« Ich beugte mich vor und nahm ihre Handtasche, eine Lebensmitteltüte und die beiden großen Papiertragetaschen. »Sie waren sicher den ganzen Vormittag einkaufen.«

»Die ganze Familie kommt zum Abendessen, und ich bin schon spät dran. Ich muss noch einen Braten in den Ofen schieben.« Sie war etwas nachgiebiger geworden, allerdings schien sie sich in ihrer Haut nicht

wohl zu fühlen. Offenbar gewannen ihre guten Manieren die Oberhand über jegliches Unbehagen, das sie bei meinem erneuten Auftauchen empfand. Ruel hätte mich garantiert geschnitten, aber dass der Mustang abgeschleppt worden war, störte sie wenig. Er hatte seit Jahren nutzlos in der Garage gestanden, und wahrscheinlich hatte sie diese Saumseligkeit ohnehin satt. Ruels Oldtimer-Sammlung musste ihr wie eine miserable Investition vorkommen, da er offenbar nie Anstalten gemacht hatte, auch nur einen einzigen Wagen zu restaurieren.

Ich folgte ihr die Einfahrt entlang zur Hintertür und, da sie nicht protestierte, die Stufen zur Veranda hinauf und ins Haus. Drinnen stellte ich ihre Handtasche auf die Arbeitsfläche aus Resopal und wartete ab, wo sie die Tüten hinhaben wollte. Das rot-weiß-blaue Farbthema war wie ein visuelles Gedicht an Amerika. Ich ließ meinen Blick eine Zeit lang gemächlich über alle Flächen schweifen. »Wann kommt denn Ruel nach Hause?«

Sie hatte ihre Taschen auf den Küchentisch gestellt. »Bald, schätze ich. Die anderen – Cornell, seine Frau und die Kinder und meine Tochter – sollen um sechs kommen. Die da können Sie hier rüberstellen«, sagte sie und wies auf den Fenstersitz.

Ich ließ die Tüte mit den Lebensmitteln auf dem Küchentisch stehen und ging zu dem Sitzplatz in der Fensternische hinüber, wo ich die Tragetaschen aus dem Kaufhaus abstellte. Dann schob ich ein paar Kissen und die gesteppte Patchworkdecke beiseite, setzte mich unaufgefordert hin und sah auf die Uhr. »Jetzt ist es kurz vor zwei. Haben Sie etwas dagegen, wenn ich warte?«

»Ich weiß nicht, ob das eine gute Idee ist. Ruel hat sich ziemlich aufgeregt, und ich möchte vermeiden, dass er noch einmal wütend wird.« Sie begann die

Lebensmittel aufzuräumen, ließ jedoch die Artikel draußen liegen, die sie zu verwenden gedachte: ein riesiges, in Zellophan verpacktes Bratenstück, das aussah wie das gesamte Hinterteil eines undefinierbaren Tiers, Zwiebeln, Karotten, Kartoffeln, frische grüne Bohnen und Brötchen zum Aufbacken. Sie sah mich an. »Brauchen Sie ihn wegen was Bestimmtem? Sie wissen doch, dass er stocksauer ist. Es gibt nichts, was ihn zorniger macht, als wenn jemand versucht, ihn zu überfahren. Sie und dieser Detective hätten ihm die Wahrheit sagen sollen.«

»Wir haben Cornell gesagt, warum wir gekommen sind. Er hätte es selbst erwähnen können. Hier geht es um einen Mordfall. Was spielt es da für eine Rolle, wenn Ruel wütend wird?«

»Trotzdem.«

»Trotzdem was?«

»Es passt ihm garantiert nicht, wenn er Sie hier antrifft.«

»Vielleicht können Sie mir ja helfen, dann bin ich gleich wieder weg.«

»Was wollen Sie denn?«

»Wir wüssten gern, ob auch jemand eine seiner Planen mitgenommen hat, als das Auto gestohlen worden ist.«

Sie überlegte ein Weilchen und schüttelte dann den Kopf. »Nicht dass ich wüsste. Er hat nichts dergleichen erwähnt. Aber ich kann ihn ja fragen und Ihnen dann später Bescheid sagen.«

»Damit würden Sie ihm einen Gefallen tun, vor allem, wenn sich herausstellt, dass das Mädchen tatsächlich mit dem Mustang verschleppt worden ist.«

Edna drückte sich eine Hand auf die Brust. »Sie können doch nicht ernsthaft glauben, dass er irgendwas damit zu tun gehabt hat.«

»Das habe ich nicht zu entscheiden.« Ihre Ängstlichkeit war ansteckend. Ich stand auf, da ich plötzlich nur noch weg wollte. Als ich nach meiner Tasche griff, fiel mein Blick auf die rot-weiß-blaue Patchworkdecke, die ordentlich gefaltet auf dem Fenstersitz lag. Das Muster bestand aus einer Reihe von Flicken, die im traditionellen Log-Cabin-Muster aneinander genäht waren. In mehreren diagonal verlaufenden Reihen war ein Stoff verwendet worden, der auf weißem Hintergrund mit dunkelblauen Margeriten bedruckt war, in deren Mitte ein roter Tupfen prangte.

Ich musste einen Laut von mir gegeben haben, da Edna mich ansah und fragte: »Was ist?«

»Wo haben Sie die her?«

»Die hat mir Justines Mutter geschenkt, Medora – Cornells Schwiegermutter. Warum?«

»Ich muss sie sprechen.

17

Ich stand auf der Vordertreppe von Medora Sanders' Haus, einem bescheidenen Steinquader mit einem flach überhängenden Dach, das die kleine Betonveranda beschirmte. Das Haus war dunkelgrau verputzt. Von den hölzernen Zierleisten war die weiße Farbe abgeblättert und lag nun wie Schuppen auf den Büschen, die um das Fundament herum gepflanzt waren. Am Ende der unasphaltierten Einfahrt stand eine separate Einzelgarage, deren Tor durch ein Vorhängeschloss gesichert war. Edna hatte mir die Patchworkdecke geborgt, und ich hielt sie nun über dem Arm. Der mit Margeriten bedruckte Stoff war in sieben aneinander angrenzenden Sektionen in die Decke genäht worden. Auch wenn natürlich denkbar war, dass der Stoff im ganzen Land verkauft worden war, erschien mir der Zufall doch zu verblüffend, um keine Verbindung herzustellen.

Ich konnte keine Klingel entdecken, also zog ich die holzgerahmte Fliegentür auf und klopfte an die Glasscheibe in der Haustür. Nach einer Weile lugte eine Frau heraus. Sie war mager und ungepflegt, hatte blassgrüne Augen und blasse, fliegende Haare. Wangen und Nasenrücken waren von Besenreisern überzogen. Mit knorrigen Fingern strich sie sich die Haare glatt und steckte eine lose Strähne in einen unordentlichen Knoten, bevor sie die Tür einen Spaltbreit öffnete. »Ja?«

»Mrs. Sanders?«

Sie trug ausgebleichte Jeans und einen roten Nylonpulli, der am einen Ärmel eine Laufmasche hatte, wo sich ein Fädchen gelöst hatte. Durch die Poren dünstete sie Whiskeydämpfe aus wie Giftmüll. Sie zögerte, da sie ihre Identität offenbar weder

bestätigen noch bestreiten wollte, bevor sie wusste, warum ich fragte. »Ich kaufe nichts an der Haustür«, erklärte sie.

Ich hielt die Patchworkdecke in die Höhe. »Ich verkaufe nichts. Ich möchte nur mit Ihnen über die Decke hier reden.«

Sie verlagerte den Blick, doch ihr Auftreten blieb unsicher und ihre Augen wirkten leicht verschwommen. Sie sah aus wie eine chronische Trinkerin. »Wo haben Sie die her?«

»Edna McPhee hat sie mir ausgeliehen. Ich bringe sie ihr nachher wieder, aber zuerst habe ich ein paar Fragen an Sie.«

»Warum hat sie Sie hergeschickt?«

»Sie hat gesagt, da Sie die Decke genäht haben, könnten Sie mir auch etwas darüber sagen. Darf ich reinkommen?«

Medora überlegte kurz. »Ich hoffe, es dauert nicht lang. Ich habe auch noch was anderes zu tun.«

Sie zog die Tür auf, und ich trat direkt ins Wohnzimmer, das klein und voller Sachen war. Die Decke war mit Schallschutzplatten verkleidet, und es gab einen mickrig aussehenden Backsteinkamin. Auf dem Kaminsims stand ein Sammelsurium von Nippfiguren: Engel, Milchmädchen und scheu dreinschauende Kinder mit zueinander zeigenden Schuhspitzen.

Medora schloss die Tür und sagte: »Diese Edna ist eine Landplage. Ich weiß nicht, wie Justine mit ihr zurechtkommt.«

»Sie verstehen sich nicht mit ihr?«

»Das habe ich nicht gesagt. Edna ist eine anständige Frau, und ich weiß, dass sie es gut meint, aber sie ist päpstlicher als der Papst. Sie kennen doch die Sorte – trinkt nicht, raucht nicht und hält sich fern von Leuten, die es tun.«

»Cornell raucht aber.«

»Nicht in Gegenwart seiner Mutter. Da gibt er das Unschuldslamm«, sagte sie. »Gegen Karten hat sie auch was. Teufelswerk sagt sie. Wenn die Enkelinnen zu mir kommen, spielen wir Canasta, War, Fish oder Slap Jack. Kommt mir nicht vor wie Teufelswerk.«

Sie kehrte zur Couch zurück und setzte sich genau in deren Mitte, wodurch sich rechts und links von ihr die Polster nach oben bauschten. Eine grün-schwarze Häkeldecke lag achtlos zerknautscht am einen Ende. Auf dem Couchtisch standen ein Aschenbecher voller Kippen, zahlreiche Fläschchen mit rezeptpflichtigen Medikamenten, eine Dreiviertelliterflasche Early Times und ein Longdrinkglas, das zur Hälfte mit schmelzenden Eiswürfeln gefüllt war. Viele Oberflächen sahen klebrig aus, und über allem lag ein feiner Staubschleier. »Ich habe gerade ein kleines Nickerchen gemacht. Die letzten Tage ging's mir nicht so besonders. Wie heißen Sie noch mal?«

»Ich hätte mich vorstellen sollen. Mein Name ist Kinsey Millhone.«

»Medora Sanders«, sagte sie, »aber das wissen Sie ja wohl schon. Was haben Sie mit Edna zu tun? Ich hoffe, es hängt nicht mit ihrer Kirche zusammen. Ständig versucht sie, mich da mit reinzuziehen.«

»Nein, ganz und gar nicht. Darf ich mich setzen?«

Sie wies auf einen Stuhl. Ich legte einen Stapel Zeitungen beiseite und setzte mich. Die Patchworkdecke behielt ich auf dem Schoß. Es standen mehrere kunsthandwerkliche Arbeiten herum, von denen dem Anschein nach die meisten aus Bastelsets gefertigt waren: ein gesteppter Wandbehang und bestickte Kissen auf der Couch. Vor der Feuerstelle lag ein handgeknüpfter Teppich mit dem Bild eines Scotchterriers. Mehrere gerahmte Stickbilder gaben kitschige Gefühlsäußerungen zum Besten. »Früher

habe ich viele Handarbeiten gemacht. Da hatte ich noch nicht so geschwollene Gelenke.« Sie hob die rechte Hand und zeigte mir einen verdrehten Daumen und Finger, die sich leicht nach außen bogen. Es sah aus, als hätte man sie gefoltert, damit sie etwas verriet, was sie nicht preisgeben wollte. »Ich mache keine Patchworkdecken mehr, falls Sie auch so eine haben wollten.«

Ich faltete einen Teil der Decke um, bis der Stoff mit den Margeriten oben lag. »Eigentlich interessiere ich mich nur für diesen Stoff. Wissen Sie noch, wo Sie den gekauft haben?«

Sie betrachtete ihn. »Früher habe ich immer Sachen für meine Tochter genäht«, sagte sie, griff nach einer Schachtel Camel und nahm eine heraus. Dann schnippte sie an ihrem Feuerzeug, doch sie brauchte zwei Versuche, bis sie die Flamme mit der Zigarette in Kontakt brachte. »Das war ein Rest. Reste kommen billiger. Ich habe im Stoffgeschäft immer am Wühltisch gesucht. Die haben aber inzwischen zugemacht, also können Sie sich den Weg dorthin sparen. An dem Tag, als ich den hier gekauft habe, habe ich auch sechs Meter königsblauen Taft ergattert und Justine angeboten, ihr daraus ein Kleid für den Abschlussball zu schneidern. Sie hat einen Anfall gekriegt und gemeint, eher bringt sie sich um, als dass sie was Selbstgemachtes anzieht. Sie hat auf etwas Gekauftem bestanden, aber das habe ich sie selbst bezahlen lassen. Ich habe immer zu ihr gesagt: ›Geld wächst nicht auf Bäumen, Justine.‹ Die Jugendlichen heutzutage begreifen das einfach nicht.«

»Es ist ihnen peinlich«, sagte ich. »Sie wollen genau dieselben Klamotten wie alle anderen Teenager. So bringen sie ihre einzigartige Individualität zum Ausdruck.«

»Mag sein. Ich musste jedenfalls mit verflixt wenig auskommen, nachdem sich ihr Dad aus dem Staub gemacht hatte.«

»Wann war das?«

»Irgendwann im Sommer 1969. Wer merkt sich so was schon? Wenn ein Kerl abhauen will, na dann soll er sich halt schleichen.« Sie griff nach einem ihrer Arzneifläschchen, schüttelte eine weiße Tablette heraus und legte sie sich auf die Zunge. Dann nahm sie ihren Longdrink, trank einen Schluck und runzelte leicht die Stirn, als sie merkte, wie wässrig er war. »Ich muss Schmerzmittel nehmen. Whiskey peppt das Codein ein bisschen auf. Aber sagen Sie mal, worum geht's eigentlich?«

»Ich versuche eine junge Frau zu identifizieren, die im selben Zeitraum ermordet worden ist. Als die Leiche gefunden wurde, trug sie eine selbst genähte Hose aus genau diesem Stoff mit dem Margeritenmuster.«

Medoras Lachen klang wie ein Husten, abgehackt und voller Schleim. »Von einem Mord weiß ich nichts, aber Margeritenmuster hin oder her, eines kann ich Ihnen sagen: Da haben Sie sich was Größeres vorgenommen. Die Firma hat garantiert Tausende von Metern von diesem Stoff hergestellt.«

»Da haben Sie sicher Recht, aber ich finde es einen Versuch wert. Das Mädchen, das ich meine, war zwischen fünfzehn und achtzehn. Passiert ist es Ende Juli, Anfang August 1969. Sie muss etwa einsdreiundsechzig groß gewesen sein und ungefähr sechsundfünfzig Kilo gewogen haben. Brünette Haare, die sie wahrscheinlich blond gefärbt hatte. Sie hatte vorstehende Zähne, und der Eckzahn auf dieser Seite war verdreht. Und eine Menge Zähne waren schon repariert worden.«

Ihr Lächeln schwand langsam.

»Kommt Ihnen davon irgendwas bekannt vor?«

Medora verschränkte die Arme und blinzelte in den Rauch ihrer Zigarette, die sie sich dicht vors Gesicht hielt. »Vor Jahren hat mal ein Mädchen bei mir gewohnt, auf das die Beschreibung in etwa passen würde. Charisse Quinn hat sie geheißen.«

Von dem Adrenalinstoß, der mir durch die Adern schoss, machte mein Herz zwei Sätze. Der Name war mir schon einmal begegnet, aber ich wusste nicht mehr, wo. »Was ist mit ihr passiert?«

»Nichts, soweit ich weiß, außer dass sie abgehauen ist. Eines Morgens gehe ich in ihr Zimmer und sehe, dass ihr Bett unbenutzt und die Hälfte ihrer Sachen weg ist. Meinen besten Koffer hatte sie sich auch noch gekrallt. Aber sie hat ja sowieso alles geklaut, was nicht niet- und nagelfest war.«

»Das ermordete Mädchen, von dem ich spreche, ist in Lompoc gefunden worden. Kennen Sie die Gegend?«

»Droben bei San Francisco?«

»Nicht so weit nördlich. Näher bei Santa Teresa.«

»Kann ich nicht behaupten. Ich reise nicht. Früher schon, aber mittlerweile bleibe ich lieber, wo ich bin.«

»Warum hat sie bei Ihnen gewohnt?«

»Ich war Pflegemutter – oder so was Ähnliches. Dass sie bei mir gelandet ist, kam daher, dass neben mir eine Frau gewohnt hat, die mich gefragt hat, ob ich einspringen könnte. Bei ihr sind die Pflegekinder reihenweise durchmarschiert. Der Bezirk wollte, dass sie Charisse nimmt, aber ihr Mann war nicht ganz gesund, und es ist ihr zu viel geworden. Sie hat mich gefragt, ob ich mein Haus öffnen könnte – so hat sie es formuliert: ›Öffnen Sie Ihr Haus jemandem, der nicht so viel Glück gehabt hat wie Sie.‹ Ein toller Witz. Wilbur hat mir kaum genug gegeben, um die laufenden Haushaltskosten zu decken. Jedenfalls hat

die Nachbarin gesagt, dass das Sozialamt an die hundertachtzig Dollar im Monat zahlt, und deshalb habe ich eingewilligt. Das klingt nicht nach viel, aber jede noch so kleine Summe hat geholfen.«

»Und wie hat sich die Regelung bewährt?«

»Nicht besonders. Das Mädchen hatte ein schmutziges Mundwerk und war unverschämt. Allerdings muss ich ehrlich zugeben, dass Justine in dem Alter genauso war. Sie und ich hatten schon genug Ärger miteinander, auch ohne dass Charisse noch ihren Senf dazu gegeben hat.«

»Wie lang hat sie bei Ihnen gewohnt?«

»Fünf, sechs Monate, schätze ich. Ich glaube, Anfang März ist sie gekommen.«

»Können Sie sich an das Datum erinnern, an dem sie verschwunden ist?«

Medora zog eine verdrossene Miene. »Ich habe nicht gesagt, dass sie verschwunden ist. Ich habe gesagt, sie ist weggegangen.«

»Entschuldigung. Das habe ich ja gemeint. Wann ist sie weggegangen?«

»Im Juli, würde ich sagen. Wundert mich nicht, wenn ich jetzt höre, dass es mit ihr ein schlimmes Ende genommen hat. Das Mädchen war eine richtig Wilde. Hat sich Jungs ohne Ende geschnappt. Ist bis ultimo ausgeblieben. Immer wieder ist sie um drei Uhr früh hier reinspaziert und hat nach Pfefferminzlikör und Marihuana gerochen. Ich habe sie ständig ermahnt, aber glauben Sie, sie hätte auf mich gehört?«

»Was ist denn mit ihren Eltern passiert?«

»Keine Ahnung. Die beiden hab ich nie zu Gesicht bekommen. Müssen Junkies oder so was gewesen sein, wenn schon der Staat eingreifen musste.«

»Wie alt war Charisse?«

»Siebzehn. Genauso alt wie Justine. Die Mädchen waren beide im letzten Schuljahr. Natürlich ist

Charisse aus der normalen Highschool rausgeflogen und in die Lockaby geschickt worden. Das ist die Schule für Doofe und Kriminelle.«

Befremdet dachte ich an mein Gespräch mit Eichenberger zurück, dem Direktor der Quorum Highschool, der einen heiligen Eid darauf geschworen hatte, dass er sich an jeden Schüler erinnerte, der je durch seine Türen gegangen war. So ein aufgeblasener alter Sack. Charisse war nicht nur dort zur Schule gegangen, sondern hatte auch noch so viel Ärger gemacht, dass man sie rausgeworfen hatte.

»Haben Sie noch andere Kinder?«

»Nur das eine.«

»Und Sie haben damals auch schon hier gewohnt?«

»Ich wohne hier, seit Wilbur und ich 1951 geheiratet haben. Wir haben nur zwei Schlafzimmer, also haben sich die Mädels eines teilen müssen. Sie können sich vorstellen, wie begeistert sie davon waren.«

»Muss schwer gewesen sein.«

»Ach, die haben alle möglichen Streitereien ausgefochten – Kabbeleien wegen Klamotten und Jungs. Die beiden haben sich beharkt wie streunende Katzen, haben gespuckt und gefaucht, bis die Fetzen geflogen sind. So was haben Sie noch nie gesehen. Justine wollte nicht, dass Charisse sich mit ihren Freunden trifft, und das habe ich ihr nachfühlen können. Charisse musste immer Theater machen. Immer ihren Kopf durchsetzen.«

»Also nicht besonders charmant, so wie sich's anhört.«

»Sie konnte durchaus charmant sein, aber nur, wenn sie etwas wollte.«

»Und was war mit Ihrem Mann? Wo war der?«

»Na ja, theoretisch hat er hier gewohnt, aber er war die halbe Zeit nicht da.«

»Was hat er gearbeitet?«

»Er war bei Sears bei den Großgeräten – Spülmaschinen, Kühlschränke und so was. Hat nachts, an Wochenenden und an jedem Feiertag gearbeitet. Hat nie irgendwas günstig für uns besorgt, aber das war typisch für ihn. Man hätte doch erwarten können, dass er mir wenigstens eine kleine Spülmaschine besorgt. Alles hab ich von Hand machen müssen. Wahrscheinlich sind meine Gelenke deswegen kaputt. Rückenschmerzen hab ich auch noch gekriegt.«

»Er ist also etwa zur gleichen Zeit verschwunden wie Charisse?«

»Ja, schon, aber so hab ich es noch nie gesehen.« Sie blickte mich finster an und zog an ihrer Zigarette. »Ich hoffe, Sie wollen nicht sagen, dass er mit *ihr* abgezischt ist.«

»Ich weiß nicht, aber es kommt mir seltsam vor. Wenn sie so hinter den Kerlen her war, warum dann nicht auch hinter ihm?«

»Unter anderem war er schon fast fünfzig. Und ich kann mir nicht vorstellen, warum er sich für ein Mädchen in ihrem Alter hätte interessieren sollen. Er hat sie nie besonders beachtet, soweit ich das mitgekriegt habe. Er ist ein Fiesling, das steht fest, aber ich kann mir nicht vorstellen, dass er dermaßen tief gesunken ist. Das wäre doch – wie heißt das? – Verführung Minderjähriger.«

»Hat er Ihnen irgendeine Erklärung gegeben, als er gegangen ist?«

Sie zog noch einmal an ihrer Zigarette. »Nein. Er ist eines Tages zur Arbeit gegangen und nicht wieder nach Hause gekommen. Aber jetzt fällt mir wieder ein, dass er vor Charisse verschwunden ist. Das weiß ich noch, weil er nämlich Justine nicht mehr in ihrem Abschlussballkleid gesehen hat, und das war am vierzehnten Juni.«

»Was haben Sie getan, als er Sie verlassen hat?«

»Nichts. Weg ist weg.«

»Und was war mit Charisse? Haben Sie die Polizei verständigt, als Sie gemerkt haben, dass sie weg war?«

»Ich bin noch am selben Tag hingegangen. Zur Polizei und zum Sheriff. Ich habe ja Geld vom Bezirk für sie bekommen, und mir war klar, dass die Sozialarbeiterin sonst einen Anfall gekriegt hätte. Jedenfalls habe ich den Scheck für den nächsten Monat zurückschicken müssen, und nachdem Wilbur weg war, bin ich mit den Rechnungen in Rückstand geraten. Justine hat versucht, mir einzureden, dass es nicht Charisses Schuld war, aber das war typisch für Charisse. Sie ist vor nichts zurückgeschreckt, nur um andere reinzureiten.«

»Aber Sie haben eine Vermisstenanzeige aufgegeben?«

»Wie gesagt, noch am selben Tag, obwohl mir der Hilfssheriff keine großen Hoffnungen gemacht hat. Er hat rausgefunden, dass sie zuvor schon ein halbes Dutzend Mal abgehauen ist. Und nachdem ihr achtzehnter Geburtstag kurz bevorstand, wäre sie sowieso bald für sich selbst verantwortlich gewesen. Er hat gemeint, sie würden ihr Möglichstes tun, aber er hat mir keine großen Versprechungen gemacht. Im Prinzip hat er mir quasi geraten, nach Hause zu gehen und sie zu vergessen.«

»Und das haben Sie gemacht.«

»Was hätte ich denn sonst machen sollen? Ich wusste ja nicht mal, wie ihre Mutter heißt. Ich glaube, die Sozialarbeiterin hat die Mutter angerufen.«

»Sie glauben, dass sie wieder zu ihrer Mutter gegangen ist?«

»Weiß ich nicht und will ich auch nicht wissen. Nachdem Wilbur weg war, hatte ich alle Hände voll damit zu tun, finanziell über die Runden zu kommen.

Und falls es Sie interessiert – ich habe nie wieder was von ihr gehört. Von ihm auch nicht. Soweit ich weiß, sind wir immer noch verheiratet, es sei denn, er ist tot. Das wäre was, oder?«

»Haben Sie Grund zu der Annahme, dass ihm etwas zugestoßen sein könnte?«

»Ich will nur sagen, falls er noch lebt, hätte man doch erwarten können, dass er uns mal ‘ne Karte schreibt. Nach sechsunddreißig Jahren Ehe ist das ja wohl das Mindeste.«

»Was ist mit Charisses Sozialarbeiterin? Wie hat die geheißen?«

»Weiß ich nicht mehr. Ist schon zu lange her. Tinker, Tailor – irgendwas in der Richtung. Ich habe sie angerufen und mit ihr gesprochen, und wissen Sie, was sie gesagt hat? Sie hat gesagt, sie hätte ohnehin nie damit gerechnet, dass die Regelung von Dauer wäre, weil Charisse dermaßen ätzend ist. Das waren zwar nicht genau ihre Worte, aber mehr oder weniger hat sie das gesagt. Ich hab mir gedacht, na, vielen Dank, jetzt reißt sie die Klappe auf, nach allem, was ich mitgemacht habe.«

»Es muss schrecklich für Sie gewesen sein.«

Sie hustete ein dickes Lachen in ihre Faust und hielt dann inne, um richtig zu husten. Anschließend trank sie einen Schluck wässrigen Bourbon und fing sich wieder. »Vor allem, als ich gemerkt habe, dass Wilbur sämtliche Bankkonten abgeräumt hat. Entschuldigen Sie, aber sind Sie dann hier fertig? Denn falls nicht, habe ich vor, mir noch einen Drink zu machen – vielleicht lindert das diesen Husten ein bisschen. Das war immer das Heilmittel meiner Mutter – Whiskey und Honig –, aber wenn Sie mich fragen, war es nicht der Honig, der geholfen hat.«

»Nur noch ein paar Fragen, dann lasse ich Sie in Ruhe. Wie war Charisse denn unterwegs? Haben Sie irgendeine Ahnung?«

»Nicht mit dem Bus. Das weiß ich, weil das die Polizei nachgeprüft hat. Ich nehme an, sie hat sich von einem dieser Rowdys mitnehmen lassen, mit denen sie immer rumgehangen ist, seit sie auf die Lockaby gegangen ist.«

»Können Sie sich an irgendeinen Namen erinnern?«

»Ich hab den einen nicht vom anderen unterscheiden können. Die waren doch alle gleich – abgerissen aussehende Jungs mit schlechter Haut.«

»Haben Sie von dem Auto gehört, das hinten aus Ruels Werkstatt gestohlen worden ist?«

»Jeder hat davon gehört. Er war fuchsteufelswild.«

»Ist irgendwie denkbar, dass Charisse es genommen hat?«

»Das bezweifle ich. Sie konnte nicht Auto fahren. Hat nie die Prüfung gemacht. Ich habe angeboten, ihr mit dem Führerschein zu helfen, aber sie hat sich nie dazu aufgerafft. Angst vorm Durchfallen, wenn Sie mich fragen. Hat befürchtet, dass sie dann blamiert ist.«

»Wie hat sie sich denn fortbewegt, wenn sie nicht fahren konnte?«

»Hat Justine, Cornell und alle anderen angehauen, dass sie sie mitnehmen. Das war noch etwas, was den Leuten auf die Nerven gegangen ist: Sie war eine Schmarotzerin.«

»Hat sie gearbeitet?«

»Die? Dass ich nicht lache. Ich hab sie nicht mal dazu bringen können, ihr eigenes Zeug aufzuräumen.«

»Ich weiß, dass ich Sie das schon mal gefragt habe, aber wäre es irgendwie möglich, dass Ihnen wieder einfällt, an welchem Tag sie weggegangen ist?«

Medora schüttelte den Kopf. »Ich war einfach nur froh, dass sie weg war. Ein komisches Gefühl, wenn

ich daran denke, dass sie seit all den Jahren tot ist. Ich hatte mir ausgemalt, sie wäre verheiratet und hätte Kinder. Das oder dass sie auf der Straße lebt. Möchte wissen, wer sie umgebracht hat.«

»Das versuchen wir ja herauszufinden. Haben Sie vielleicht zufällig ein Foto von ihr? Es würde mich interessieren, wie sie ausgesehen hat.«

»Ich nicht, aber Sie könnten Justine fragen.« Sie hielt inne und hustete erneut, diesmal derart heftig, dass ihr Tränen in die Augen stiegen. »Nicht auszuhalten. Mein Hals bringt mich um. Möchten Sie einen Drink?«

»Nein, danke.«

Ich sah zu, wie sich Medora Whiskey einschenkte. Ihre Hände zitterten dermaßen, dass sie das Glas kaum an die Lippen brachte. Sie schluckte voller Erleichterung und holte dann zweimal tief Luft. »Huu! Jetzt geht's mir besser. Whiskey heilt einfach alles!«

»Tja, ich glaube, das war's dann. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie dankbar ich Ihnen für Ihre Hilfe bin.«

»Wollen Sie meine Meinung dazu hören, was mit ihr passiert ist? Sie hat es sich selbst eingebrockt.«

Ich ging bereits mit der Patchworkdecke über dem Arm von Medoras Haus auf Dolans Wagen zu, als ich bemerkte, dass ein Auto herangefahren war und nun am Straßenrand parkte. Die Tür an der Fahrerseite ging auf, und eine Frau stieg aus. Sie steckte ihre Schlüssel ein und war schon auf halbem Weg zum Haus, als sie mich sah und stehen blieb. Ihr Blick fiel auf die Decke und dann wieder auf mich. Das musste Justine sein. Sie und Medora hatten die gleiche Körperform und die gleichen blassen, fliegenden Haare. Obwohl ihre Gesichtszüge unauffällig waren, erkannte ich die Ähnlichkeit; es war etwas an der

Form ihrer schmalen Kinne und ihrer blassgrünen Augen. Wie ihr Mann Cornell musste auch Justine etwa Mitte dreißig sein.

»Entschuldigen Sie, aber sind Sie Justine McPhee?«

»Ja?«

»Mein Name ist Kinsey Millhone. Ich bin Privatdetektivin – «

»Ich weiß, wer Sie sind. Ich glaube, Ihnen haben wir die miese Stimmung zu verdanken, in der mein Schwiegervater in letzter Zeit war.« Ihre Art war eine seltsame Mischung aus Gefasstheit und Erregung. Ihr Tonfall vermittelte einen gewissen Groll, der unter der Oberfläche lauerte.

»Das tut mir Leid, aber es ging nicht anders.« Sie sah zum Haus. »Und was machen Sie hier?«

»Ich habe nur mit Ihrer Mutter über Charisse geplaudert.«

Ihre Miene blieb einen Moment lang ausdruckslos, doch dann sah ich den Funken der Erinnerung in ihren Augen. »Charisse?«

»Genau. Ich weiß nicht, ob Cornell es erwähnt hat, aber wir ermitteln in einem Mordfall …«

»Das hat er mir schon gesagt, aber es geht doch wohl nicht um Charisse?«

»Wir haben sie noch nicht eindeutig identifiziert, aber es sieht danach aus.«

»Nicht zu fassen. Was ist denn passiert?«

»Sie ist erstochen worden, und dann hat man ihre Leiche in der Nähe von Lompoc abgelegt. Das war im August ‘69. Die Ermittler von der Sheriffbehörde haben monatelang ohne Ergebnis an dem Fall gearbeitet. Jetzt haben sie beschlossen, dass es an der Zeit ist, es noch einmal zu versuchen.«

»Aber was hat Sie nach Quorum geführt? Charisse war doch nur ein paar Monate hier.«

»Eine Art Riecher. Wir haben Glück gehabt und ein paar Anhaltspunkte gefunden.«

»Was denn? Entschuldigen Sie die vielen Fragen, aber mir kommt das alles spanisch vor.«

»Ich weiß, dass es schwer nachzuvollziehen ist«, sagte ich. »Als ich bei Edna war, habe ich die Steppdecke gesehen. Dabei ist mir aufgefallen, dass der Stoff mit dem dunkelblauen Margeritenmuster mit dem Stoff identisch ist, aus dem die selbst genähte Hose des Opfers gemacht ist, Edna hat mir erzählt, dass Ihre Mutter die Decke genäht hat, also bin ich zu ihr gefahren. Haben Sie geglaubt, dass Charisse davongelaufen ist?«

»Ja, schon. Jedenfalls bin ich garantiert nicht auf die Idee gekommen, das arme Mädchen könnte tot sein. Cornell und sein Dad hätten Ihnen bestimmt geholfen, wenn sie gewusst hätten, um wen es geht.«

»Hoffen wir mal, dass das stimmt. Momentan versuchen wir die Ereignisse zwischen dem Zeitpunkt, als sie verschwunden ist, und dem Zeitpunkt, als ihre Leiche gefunden wurde, zu rekonstruieren.«

»Wann war das noch mal?«

»Am dritten August. Ihre Mutter hat gesagt, Charisse wäre im Juli weggegangen, aber sie konnte sich nicht an das genaue Datum erinnern.«

»Charisse ist gekommen und gegangen, wie es ihr gerade gepasst hat. Ich habe nicht einmal gemerkt, dass sie weg ist, bis Mom angefangen hat, wegen ihrem Koffer rumzuschreien. Die Hose, die Sie erwähnt haben, muss die gewesen sein, die meine Mutter mir genäht hat.«

»Haben Sie Charisse die Hose geschenkt, oder hat sie sich die auch einfach genommen?«

»Geschenkt hätte ich sie ihr nie. Sie hat sich andauernd bei meinen Sachen bedient.«

»Was ist mit den anderen Dingen, die sie gestohlen hat?«

»Ich kann mich jetzt an nichts Konkretes erinnern, aber sie hatte keinerlei Skrupel. Es war ihr egal, wen sie verletzt hat, solange sie gekriegt hat, was sie wollte. Die anderen Schüler auf der Quorum High wollten auch nichts mit ihr zu tun haben.« Sie schob das Armband ihrer Uhr zurecht und sah dabei nach, wie spät es war.

»Haben Sie's eilig?«

»Es tut mir Leid, aber wir sind bei meinen Schwiegereltern zum Abendessen eingeladen, und ich muss noch die Mädchen abholen. Ich wollte nur kurz bei Mom vorbeischauen, weil es ihr in letzter Zeit nicht so gut ging.«

»Wie sieht's morgen aus? Ich würde Sie sehr gern noch mal sprechen.«

»Oh, lieber nicht. Ich würde Ihnen ja gern helfen, aber Ruel ist ohnehin schon tierisch wütend. Er würde einen Anfall kriegen, wenn er wüsste, dass ich Ihnen auch nur das bisschen verraten habe.«

»Gerade haben Sie gesagt, er wäre selbst hilfsbereiter gewesen, wenn er gewusst hätte, dass es um Charisse geht.«

»Damit habe ich gemeint, wenn er es von vornherein gewusst hätte. Er ist unberechenbar, vor allem jetzt, wo er glaubt, Sie hätten ihn lächerlich gemacht.«

»Tja, überlegen Sie sich's und sagen Sie mir dann Bescheid.«

»Da muss ich erst mit Cornell reden. Der ist nämlich auch stocksauer, weil sein Dad ihm das mit dem Auto zum Vorwurf macht.«

»Das ist doch Blödsinn. Schließlich ist Ruel derjenige, der es auf sich registrieren und dann jahrelang stehen ließ.«

»Stimmt, aber ich will ihm keinen Anlass geben, um über mich herzufallen. Er schimpft auch so schon genug. Er findet, ich bin herrisch. Ha. Als ob er das nicht wäre.«

»Er muss es ja nicht erfahren. Das liegt ganz in Ihren Händen. Ich will nicht, dass Sie meinetwegen Ärger bekommen.«

»Keine Sorge. Aber bei ihm muss man sich einfach vorsehen. Er wirkt vielleicht harmlos, aber er ist eine Schlange.«

»Tja, dann lasse ich Sie lieber mal gehen. Ich wohne im Ocean View. Es wäre schön, wenn Sie mich anrufen würden, nachdem Sie mit Cornell gesprochen haben. Vielleicht kann er ja etwas beitragen, selbst wenn Ihnen nichts weiter einfällt.«

»Da habe ich meine Zweifel. Er hat Charisse ja nur über mich gekannt.«

»Apropos – Ihre Mutter hat mir erzählt, dass Charisse mit ein paar Rowdys von der Lockaby Highschool rumgehangen ist. Sie könnten Cornell fragen, ob er sich da an jemand Speziellen erinnert. Wir könnten ein paar Namen gebrauchen.«

»Rechnen Sie wirklich damit, nach so vielen Jahren ihren Mörder zu finden?«

»Bis hierhin haben wir es ja auch geschafft«, sagte ich. »Ich hoffe, ich höre von Ihnen.«

»Versprechen kann ich Ihnen nichts, aber ich tue, was ich kann.«

Ich fuhr zum Motel zurück, rief bei Dr. Spears an und berichtete seiner Assistentin Mrs. Gary, was ich von Medora Sanders erfahren hatte. Sie erinnerte sich an Charisse Quinn, sowie sie den Namen hörte. Sie schrieb es sich auf und sagte, sie werde Dr. Spears die Nachricht übermitteln. Außerdem versicherte sie mir,

dass er bestimmt die Kisten mit den eingelagerten Akten nach ihren Unterlagen durchsuchen würde, wenn er Zeit dazu hätte. Falls er selbst nicht dazu kommen sollte, versprach sie einzuspringen. Ich dankte ihr überschwänglich. Als ich aufgelegt hatte, setzte ich mich auf die Bettkante, grinste von einem Ohr zum anderen und gönnte mir endlich einen Moment des Triumphes. Ich konnte es kaum erwarten, Dolan davon zu berichten. Wenn das Zahnschema der Toten zu den Unterlagen aus der Praxis passte, war meine Vermutung bestätigt. Ich war fest davon überzeugt, dass es Charisse war, aber wir brauchten einen konkreten Beweis.

18

Ich betrat das Quorum General Hospital durch den Vordereingang und fragte die Hilfskraft an der Rezeption nach dem Weg zur Herzstation. Die war zwar nicht groß, schien aber auf dem neuesten Stand zu sein, zumindest nach dem zu urteilen, was ich unterwegs von ihr sah. Als ich an Ort und Stelle ankam, stellte sich heraus, dass Dolan gerade in den OP gebracht worden war. Der Kardiologe aus Palm Springs war eine Stunde zuvor eingetroffen und hatte in sämtliche Himmelsrichtungen Tritte verteilt, um die Sache zum Laufen zu bringen. Die Dienst habende Schwester erkundigte sich mir zuliebe im OP und informierte mich kurz. Sie versicherte mir, dass alles gut gehen werde. Allerdings werde es eine Weile dauern, bis Dolan wieder auf dem Zimmer wäre. Sie empfahl mir, um sieben Uhr wiederzukommen, wenn ich ihn sicher erwischen wollte.

Als ich das Krankenhaus verließ, merkte ich, wie meine Euphorie schwand. Mittlerweile war es halb fünf. Ich hatte keinen Zugang zu Dolan und keine Ahnung, wann Stacey Oliphant auftauchen würde. Von Justine würde ich bestenfalls irgendwann am nächsten Tag etwas hören, wenn überhaupt, und das hieß, ich hatte niemanden zum Reden und nichts zu tun. Ich fuhr ins Ocean View zurück, parkte den Wagen auf dem Motelparkplatz und zog mir eine Dose Pepsi light aus dem Automaten. Mithilfe von Dolans Schlüssel betrat ich sein Zimmer und holte meine Smith-Corona. In meinem Zimmer angelangt, richtete ich mir auf dem Motelschreibtisch ein Mini-Büro ein und tippte meine Notizen ab, was fast anderthalb Stunden in Anspruch nahm.

Um Viertel nach sechs schlug ich das Telefonbuch auf und suchte in den Gelben Seiten nach dem nächsten Pizzaservice. Ich rief an und bestellte mir eine mittelgroße Würstchen-und-Peperoni- Pizza mit Jalapenoschoten und einer Extraportion Käse. Bei Dolans Diätvorschriften würde ich unter seinen Augen niemals etwas Derartiges essen können. Aus Höflichkeit beschloss ich also, mir jetzt die volle Dosis zu gönnen. Während ich auf die Lieferung wartete, ging ich noch mal zum Automaten hinaus und holte mir ein zweites Pepsi light. Mein Abendessen nahm ich auf dem Bett sitzend zu mir, den Rücken gegen die Kissen gelehnt. Dabei schaute ich mir die Nachrichten an und fühlte mich absolut dekadent.

Kurz nach sieben rief ich im Krankenhaus an und sprach mit der Verwaltungskraft der Herzstation. Sie sagte, Dolan sei auf seinem Zimmer, falls ich ihn besuchen wollte, und das wollte ich natürlich.

Draußen herrschte völlige Dunkelheit und die Temperatur war massiv abgesunken, als ich aus meinem Zimmer kam und wieder zum Krankenhaus fuhr. Trotz des Streulichts, das kreisförmig über der Stadt lag, zeichneten sich die Sterne so deutlich ab wie Nadelstiche in schwarzem Zeichenpapier, wenn von der anderen Seite Licht hindurchscheint. Der Mond war noch nicht aufgegangen, doch ich konnte erkennen, wo sich die Dunkelheit lüften und die Wüste wie ein Silbertablett glänzen würde, sobald er am Himmel stand. Ich ließ den Wagen auf dem Krankenhausparkplatz und schritt zum zweiten Mal an diesem Tag durch die Eingangstüren. Innen war alles hell erleuchtet, und die Räumlichkeiten strahlten Wärme und Behaglichkeit aus. Die Halle war voller abendlicher Besucher. Am Geschenkeladen und an der

Cafeteria vorbei ging ich zu den Aufzügen und fuhr in den ersten Stock. In sämtlichen Mehrbettzimmern, in die ich hineinspähen konnte, waren die Vorhänge zugezogen und die in der Ecke angeschraubten Fernsehgeräte spulten irgendeine Wiederholung ab. Das Abendessen war vermutlich gegen halb sechs serviert worden, und die Tabletts befanden sich jetzt in den Essenswagen, die nach wie vor auf den Fluren herumstanden. Immer wieder fiel mein Blick auf nur teilweise verspeiste Nahrungsmittel: grüne Bohnen aus der Dose und Salisbury-Steak (ein schönfärberischer Name für Hackbraten) sowie unzählige Päckchen zellophanverpackte Cracker. Plastikbecher mit zähen roten Würfeln Jell-O standen unangetastet da, und ich vermutete, die Ernährungsspezialistin würde sich die Haare raufen. Genau wie das Essen in Grundschulen sehen diese Mahlzeiten auf dem Papier besser aus als in den Augen der unglücklichen Betroffenen. Die Hälfte der Sachen landet im Müll.

Auf der Herzstation herrschte Ruhe, und die Beleuchtung war gedämpft. Dolan lag in einem Privatzimmer und war mit Schläuchen und Drähten an eine Reihe Monitore angeschlossen. Seine Vitalfunktionen ließen sich von einem digitalen Display ablesen, das aussah wie die Zeit- und Temperaturanzeigen an Bankgebäuden. Die Raumgestaltung sollte wohl stressmindernd wirken, denn die Farbgebung beschränkte sich auf dezente Blau- und blasse, beruhigende Grüntöne. Es gab eine Fensterfront und eine an der Wand befestigte Uhr, aber weder Fernseher noch Zeitschriften, die die tägliche Dosis an wirtschaftlichen Problemen, Morden, Katastrophen und tödlichen Unfällen herausposaunt hätten.

Eine von Dolans Infusionen war abgenommen worden, und man sah den Bluterguss in seiner Armbeuge. Sein Eintagesbart ähnelte jetzt schon den gespreizten weißen Borsten einer Zahnbürste, mit der man im Badezimmer den Schmutz aus den Ecken geschrubbt hat. Zwei Sauerstoffschläuche aus farblosem Plastik führten aus seiner Nase. Davon abgesehen wirkte er munter; seine Gesichtsfarbe war okay, und ein Teil seiner Lebhaftigkeit war wieder hergestellt. Er sah müde aus, aber nicht halb tot. Jeden Moment konnte er unwirsch werden, weil weder Alk noch Zigaretten greifbar waren.

»Hey, Lieutenant, Sie sehen super aus. Wie fühlen Sie sich?«

»Besser. Sogar fast schon wie ein Mensch.«

Ich hörte ein Murmeln hinter mir, und als ich mich umwandte, stand eine Schwester in der Tür. Sie war etwa Mitte vierzig, hatte dunkle Augen und glänzende braune Haare mit goldblonden Strähnen. Sie trug Zivilkleidung, doch ihre Schuhe hatten Kreppsohlen, und ihr Namensschild wies sie als SCHWESTER CHRIS KOVACH aus. Sie sagte: »Entschuldigen Sie die Störung, aber am Schwesternzimmer steht ein Mann, der behauptet, mit Ihnen verwandt zu sein. Ich habe auf Ihr Krankenblatt geschaut, aber Sie haben ihn nicht als Kontaktperson für den Notfall oder als nächsten Angehörigen angegeben.«

Dolan sah verständnislos drein.

Fröhlich sagte ich: »Das muss dein Bruder Stacey sein. Als ich ihm am Telefon von deinem Herzinfarkt erzählt habe, hat er gemeint, er setzt sich sofort ins Auto und kommt her.« Ich wandte mich an Ms. Kovach. »Ich weiß, dass der Lieutenant nicht mehr als einen Besucher gleichzeitig haben soll, aber sein Bruder hat gerade eine Chemotherapie wegen nicht-Hodgkinschem Lymphom hinter sich, und es wäre toll,

wenn wir nach den langen Monaten mal wieder beisammensitzen könnten.«

Ich hielt die medizinische Komponente für einen hübschen Schnörkel, aber der Blick, den sie mir zuwarf, besagte, dass sie solche Geschichten durchschnittlich dreimal am Tag zu hören bekam. »Sein Bruder? Ich kann aber keine Ähnlichkeit erkennen.«

»Das liegt daran, dass er eine Glatze hat. Wenn seine Haare nachgewachsen sind, sehen sie sich so ähnlich, dass man sie für Zwillinge halten könnte.«

»Und Sie sind sicher seine Tochter«, sagte sie mit kurzem Kinnrucken zu Dolan hin.

»Mhm.«

»Dann ist der Mann auf dem Flur also Ihr Onkel Stacey, richtig?«

»Mütterlicherseits.«

Sie drohte mir warnend mit dem Finger. »Nur ausnahmsweise und nicht lange. Ich behalte die Uhr im Auge. Wehe, Sie überziehen.«

Artig sagte Dolan: »Danke, Schwester.«

Sein Tonfall brachte uns endlich das Lächeln ein, das sie die ganze Zeit mühsam unterdrückt hatte.

Kurz darauf stand Stacey in der Tür. Erfreut sah ich, dass er seine Wollmütze abgelegt hatte, wodurch ein rührendes Flickenmuster aus kahlen Stellen und Flaum zum Vorschein kam. Wenigstens wüsste die Schwester jetzt, dass ich das nicht erfunden hatte.

Dolan fragte: »Wie bist du denn hergekommen? Ich dachte, du hast dein Auto verkauft.«

»Hab mir eins gemietet – ‘nen flotten, kleinen Ford, mit dem ich gerast bin wie der Henker. Es wundert mich, dass ich kein Strafmandat gekriegt habe. Wie geht’s?«

»Noch dazu, wo du ohne Führerschein fährst.«

Stacey zog einen Stuhl heran und bot ihn mir an. »Möchten Sie sich setzen?«

»Nehmen Sie ihn. Ich stehe lieber.«

Da die Besuchszeit begrenzt war, verkürzten wir den Austausch von Höflichkeitsfloskeln und besprachen stattdessen die neuesten Entwicklungen im Fall unserer Unbekannten. »Womöglich bin ich ihr auf der Spur«, begann ich und erzählte ihnen von der Patchworkdecke mit den Flicken aus dem Margeritenstoff, die mich zu Medora Sanders geführt hatte. »Nach dem zu schließen, was Medora sagt, heißt das Mädchen Charisse Quinn. Sie stand offenbar unter staatlicher Fürsorge und wurde vom Sozialamt Riverside County zu Pflegefamilien vermittelt. Sowohl Medora als auch ihre Tochter sagen, dass sie eine Landplage war: verlogen, sexhungrig und unverschämt. Laut Medora hat sie fünf Monate bei ihnen gewohnt und ist dann abgehauen, ohne ein Wort zu sagen. Das war im Sommer ‘69. Außerdem sollte ich erwähnen, dass Wilbur Sanders, Medoras Mann, etwa zur gleichen Zeit verschwunden ist. Ich habe gefragt, ob die beiden Ereignisse zusammenhängen könnten, aber das hat sie vehement abgestritten. Hoffen wir mal, dass Dr. Spears ihre Identität bestätigen kann, wenn er die alten Unterlagen rausholt.«

»Wissen Sie, an welchem Tag das Mädchen verschwunden ist?«

»Daran arbeite ich noch. Der Zeitpunkt liegt aber so nahe, dass er passt, oder zumindest scheint es so. Ich würde gern noch mal mit Justine reden – vielleicht kann sie den Rahmen enger eingrenzen. Sie ist übrigens mit Ruels Sohn Cornell verheiratet, falls das von Belang ist.«

Stanley meldete sich zu Wort: »Der Typ von der Autosattlerei?«

»Genau der«, bestätigte Dolan. »Bei dem haben wir den Mustang aus dem Schuppen geholt.«

Stacey blinzelte. »Und diese Ausreißerin: Sind Sie sicher, dass sie Charisse Quinn geheißen hat?«

»Ziemlich sicher«, erwiderte ich. »Warum?«

»Weil sie in einem unserer alten Berichte vorkommt. Sie können selbst nachsehen. Ihre Mutter hat eine Woche nach Beginn der Ermittlungen im Sheriffbüro angerufen. Sie hatte gehört, dass ihre Tochter vermisst gemeldet worden war, und wollte uns mitteilen, dass sie wohlbehalten zu Hause ist.«

»Jetzt fällt es mir wieder ein. Sie haben Recht. Ich wusste doch, dass ich den Namen irgendwo gelesen hatte, aber mir ist nicht mehr eingefallen, wo.«

Dolan sagte: »Tja, dann kann sie nicht unsere Unbekannte sein, es sei denn, sie ist von den Toten auferstanden. Du sagst doch, sie hat etwa eine Woche, nachdem die Leiche gefunden worden war, angerufen.«

»Die Anruferin hat sich als Quinns Mutter ausgegeben. Es kann aber genauso gut jemand anders gewesen sein«, wandte Stacey ein.

»Die Aufzeichnungen der alten Telefonate existieren wohl nicht mehr«, sagte ich.

»Wahrscheinlich nicht«, erwiderte Dolan. »Das ist zu lange her. Wir können nur hoffen, dass der Hilfssheriff die Nummer notiert hat, als der Anruf kam.«

»Erst mal sehen, was dieser Zahnarzt sagt. Wenn die Unterlagen passen, wissen wir, dass das Opfer Charisse Quinn und der Anruf eine Finte war.«

»Irgendwas Neues über den Mustang?«, erkundigte sich Dolan.

Stacey lächelte und hielt drei Finger in die Höhe. »Drei blonde Haare, die im Kofferraumscharnier eingeklemmt waren. Ganz ähnlich wie die Haare der Toten. Ein schlüssiger Beweis ist das natürlich nicht,

allerdings stützt es die Theorie, dass sie zum Transport im Mustang untergebracht war. Jemand hat zwar versucht, das Auto sauber zu wischen, aber die Techniker haben ein paar unbekannte Fingerabdrücke gefunden, darunter den teilweisen Abdruck einer Handfläche auf dem Montiereisen. Der Typ muss es beiseite geschoben haben, als er im Kofferraum Platz geschaffen hat.«

»Und was ist mit den Flecken – war das Blut?«, fragte ich.

»Wir haben den Teppich ins Justiz-Labor nach Colgate geschickt, aber bis wir die Ergebnisse haben, vergehen Wochen. Wir können von Glück sagen, dass wir jetzt die technischen Möglichkeiten haben, die es damals noch nicht gab. Das Blut kann entweder von ihr allein stammen oder mit dem des Mörders vermischt sein.«

»Die andere Frage ist dann wohl, ob die Flecken im Kofferraum zu denen auf der Plane passen. Bei einem derart blutigen Gemetzel wird sie sich vielleicht gewehrt haben«, gab ich zu bedenken.

Staceys Stimme klang zweifelnd. »Kann sein, aber vergesst nicht, dass ihre Hände gefesselt waren und im Bericht des Leichenbeschauers kein Wort von Notwehrverletzungen steht.«

»Trotzdem könnte der Kerl ein paar Kratzer abgekriegt haben«, sagte Dolan.

»Hoffen wir's. Das Problem ist nur, dass wir keinen Verdächtigen zum Vergleich haben.«

»Ich verbessere: Wir haben *noch* keinen Verdächtigen.«

Ich hob die Hand. »Könnte einer von Ihnen Ruel nach der Plane fragen? Ich will wissen, ob es seine war.«

Dolan schnaubte. »Warum sollen *wir* fragen? Warum nicht Sie?«

»Kommen Sie. Sie wissen genau, dass er mich bloß anbrüllt. Sie beide würde er nie anbrüllen.«

»Angsthase.«

»Echt schwaches Bild.«

Ich schmunzelte. »Ich dachte, dafür wärt ihr harten Jungs da. Um die Drecksarbeit zu machen.«

»Ich übernehme ihn«, sagte Stacey. »Einen so kranken Mann wie mich giftet er bestimmt nicht an.«

»Moment mal, Stace«, warf Dolan ein. »Jetzt nicht vordrängeln. Du hast behauptet, dir geht's gut. Ich bin der Kranke. Schau dir nur an, wo ich bin.«

»Dann fragst du ihn halt. Wen juckt's? Auf jeden Fall müssen wir zusehen, dass wir rauskriegen, wo die Plane hergekommen ist.«

»Und wie willst du das anstellen? Das verdammte Ding hat ja nicht mal ein Etikett, auf dem der Name des Herstellers steht. Außerdem sehe ich nicht, inwiefern das wichtig sein soll.«

Ich sagte: »Der Mörder könnte auch jemand von einer Spedition gewesen sein. Die nehmen manchmal Planen, um eine Ladung zu sichern.« Ich hielt inne. »Ach herrje.«

»Ach herrje was?«

»Mir ist gerade was gekommen.«

»Was?«

»Wenn das Opfer wirklich Charisse war und die Leiche im Mustang transportiert worden ist, dann ist Ihre Theorie über Frankie Miracle komplett gestorben.«

Dolan runzelte die Stirn. »Wie kommen Sie denn darauf?«

»Wir wissen, dass Frankie Cathy Lees Chevy gestohlen hat. Wie hätte er denn zwei Autos fahren sollen, das eine von Quorum und das andere von Venice, und mit beiden zur selben Zeit in Lompoc ankommen?«

Ich sah ihm an, wie er rechnete. »Er hätte zweimal fahren können.«

»Oh, bitte. Wie stellt er das denn an – er bringt Charisse um, fährt mit dem Mustang nach Lompoc, legt die Leiche ab, lässt das Auto stehen und trampt dann nach Venice, damit er noch jemanden erstechen kann?«

»Dann hat er eben einen Komplizen gehabt«, sagte Dolan.

»Wozu denn? Es besteht kein Zusammenhang zwischen den beiden Morden, es sei denn, mir ist zwischendrin etwas entgangen.«

Stacey sagte: »Dolan ist die Vorstellung ein Dorn im Auge, dass Frankie unschuldig ist.«

»Mir ist nicht die Vorstellung ein Dorn im Auge, sondern Frankie«, entgegnete Dolan gereizt. »Aber was Sie sagen, klingt logisch. Wie sind Sie daraufgekommen?«

»Ich weiß nicht. Es ist wie eine dieser Denkaufgaben im Matheunterricht in der Oberstufe. Beim Anblick des Satzes über die beiden Züge, von denen der eine Chicago mit sechzig Meilen pro Stunde verlässt und der andere bla bla bla, habe ich abgeschaltet. Ich habe Mathe sofort abgelegt, als ich durfte.«

»Sie haben es nicht geglaubt, als sie Ihnen einreden wollten, dass Mathe Ihnen später im Leben nützen würde?«

»Kein Wort.«

In der Tür stand Chris Kovach, räusperte sich und zeigte auf ihre Uhr.

»Wir wollten gerade gehen«, sagte Stacey und stand auf.

»Sie können morgen wiederkommen, aber nur einzeln.«

Stacey folgte mir mit seinem Mietwagen zum Motel, und wir parkten nebeneinander. Ich begleitete ihn zu Dolans Zimmer und gab ihm den Schlüssel. Er ging hinein und stellte seine Reisetasche auf einen Stuhl. Das Zimmer war gemacht worden, und die Möbel standen wieder an Ort und Stelle. Es war fünf vor halb zehn, und ich hatte vor, mich zu verabschieden, da ich annahm, dass er müde war und sich aufs Ohr hauen wollte. »Wenn Sie wollen, können wir zusammen frühstücken. Wann stehen Sie denn auf?«

»Nicht so schnell. Ich bin nach einer stundenlangen Fahrt sofort ins Krankenhaus gekommen. Ich habe noch nicht zu Abend gegessen. Habe ich da nicht ein Arby's auf der Main Street gesehen?«

»Sicher, aber das Quorum Inn hat auch noch offen. Möchten Sie kein richtiges Essen, zu dem Sie sich hinsetzen können?«

»Arby's hat Tische. Ich habe noch nie ein Arby-Q gegessen. Heißen die Dinger nicht so? Jetzt, wo Sie mich mit Fastfood bekannt gemacht haben, muss ich einiges nachholen.«

Ich setzte mich zu Stacey und sah ihm zu, wie er sich durch ein Arby-Q, zwei Portionen Pommes und ein Roastbeef-Sandwich arbeitete, aus dem eine gelbe Soße tropfte, die angeblich Käse sein sollte. Es schien fast, als hätte er in den paar Tagen, die ich ihn nicht gesehen hatte, ein paar Pfund zugelegt. »Machen Sie das öfter?«

»Ein paarmal am Tag. Ich habe ein Taxiunternehmen gefunden, das Fastfood ausliefert, so 'ne Art Essen auf Rädern. Mann, ist das toll. Ich fühle mich wie ein neuer Mensch. Darauf wäre ich nie gekommen, wenn Sie mich nicht scharf auf das Zeug gemacht hätten.«

»Freut mich, wenn ich von Nutzen sein kann. Ich persönlich habe Fastfood zwar nie für lebensbejahend gehalten, aber mir soll's recht sein.«

Stacey wischte sich den Mund an einer Serviette ab. »Hab ganz vergessen, das Con zu erzählen: Ich habe einen Anruf von Frankies Bewährungshelfer bekommen. Dench sagt, er hat womöglich gegen die Auflagen verstoßen. Es sieht so aus, als hätte er ohne Erlaubnis den Bezirk verlassen.«

»Wann war das?«

»Gestern.«

»Das wundert mich. So wie Frankie daherredet, kennt er doch alle Regeln und Vorschriften und lässt sich bei nichts erwischen. Möchte wissen, was ihn dazu gebracht hat.«

»Vielleicht doch Ihr Besuch. Con meinte zwar, er hätte gelassen gewirkt, aber man weiß ja nie. Was steht morgen an?«

»Unterhalten wir uns mal mit Ruel. Ich habe eine unangreifbare Ausrede: Bei mir liegt immer noch Ednas Steppdecke. Wir können ihn nach der Plane fragen, wenn ich sie ihr zurückbringe.«

Stacey beugte sich vor. »Kinsey, wir sind Cops. Wir brauchen keine Ausreden. Die müssen die anderen uns auftischen.«

Verlegen sagte ich: »Oh. Da ist was dran.«

Als wir wieder am Motel anlangten, war es Viertel nach elf. Der Wind hatte aufgefrischt, und ich hielt die Arme verschränkt, um mich vor der Kälte zu schützen.

Stacey sagte: »Warten Sie mal kurz. Ich habe Ihre Jacke im Kofferraum.«

Ich stand neben seinem Mietwagen, während er den Kofferraum aufklappte und meine Bomberjacke sowie eine dicke Versandtasche herausnahm, die er mir reichte. »Was ist das?«

»Das hat mir Henry mitgegeben. Er sagt, er hat es vor Ihrer Tür gefunden und sich gedacht, Sie wollten es bestimmt lieber gleich haben. Was ist das denn?«

Ich hielt das Päckchen ans Licht. »Keine Ahnung. Der Poststempel stammt aus Lompoc. Das heißt, es ist wahrscheinlich etwas von meiner Tante Susanna.«

»Ich dachte, Sie hätten keine Verwandten.«

»Hab ich auch nicht. Na ja, gewissermaßen. Darüber ist das letzte Wort noch nicht gesprochen.«

»Verstehe«, erwiderte er. »Na, dann machen Sie's mal in aller Ruhe auf. Gute Nacht.«

»Nacht«, sagte ich.

In der Ungestörtheit meines Zimmers machte ich Licht und legte die Jacke beiseite. Dann stellte ich meine Tasche auf den Stuhl, setzte mich aufs Bett und drehte die Versandtasche auf meinem Schoß um. Auf der Rückseite gab es eine Zuglasche, mit der man an der einen Kante eine Naht öffnen konnte. Ich zog daran, spähte hinein und nahm das ledergebundene Album heraus, das sie geschickt hatte. Mir fiel wieder ein, dass sie Familienfotos erwähnt hatte, doch ich hätte mir nie träumen lassen, dass sie sie mir tatsächlich zuschicken würde. Seite für Seite blätterte ich den schweren schwarzen Karton um, auf dem die Bilder mithilfe von Fotoecken befestigt waren. Manche Fotos hatten sich gelöst und klemmten nun im Buchrücken. Unter jedes Bild hatte jemand mit weißer Tinte etwas zu Bildinhalt, Datum und Anlass geschrieben. Da waren sie. Alle. Meine Mutter. Verschiedenste Onkel und Tanten. Die Hochzeit meines Großvaters Kinsey und meiner Großmutter Cornelia Straith LeGrand. Säuglinge in weißen Taufkleidern. Gruppenfotos mit Cousinen, Dienstboten und Familienhunden. Auf den meisten waren die Mienen feierlich und die Posen so steif, als hätten sich Papierpuppen auf den Seiten versammelt. Ein Weihnachtsfest auf der Ranch, bei dem sich alle vor einer gigantischen Föhre versammelt hatten, die mit Christbaumschmuck, Girlanden und Lichtern behängt

war. Ein sommerliches Picknick neben dem Haus, wo grobe Erntetische im Gras standen. Lange Kleider, Schürzen, breitkrempige, mit künstlichen Blumen üppig dekorierte Strohhüte; Frauen, die vollbusig und breitschultrig wirkten und deren Taillen von Korsetts dermaßen zusammengequetscht wurden, dass ihre ausladenden Hüften doppelt so breit wirkten. Zwei Männer waren in der Uniform des Ersten Weltkriegs fotografiert worden. Einer von ihnen erschien mehrfach bei späteren Familientreffen, während der andere nie wieder auftauchte. Manchmal sah man die Männer in Hemdsärmeln, dunklen Westen und schwarzen Bowlerhüten; ein andermal trugen sie gestreifte Sommerjacketts und helle Strohhüte. Wie die Jahre verstrichen, sah ich an den kürzer werdenden Rocksäumen der Frauen und ihren zunehmend unbedeckteren Armen. An Thanksgiving 1932 waren auf einmal sämtliche kleinen Mädchen ausstaffiert wie Shirley Temple. Die Große Depression schien am Haus und seinen Bewohnern spurlos vorübergegangen zu sein, doch die Zeit nahm ihren Lauf.

Viele dieser Menschen waren nun tot. Die Erwachsenen waren alt geworden. Die Kinder hatten geheiratet und selbst Kinder bekommen. Da war wieder meine Mutter in ihrem langen weißen Kleid bei ihrem Debüt am 5. Juli 1935. Es folgten weitere Schnappschüsse von diesem Anlass. Bei einem hätte ich schwören können, dass der Fotograf im Hintergrund meinen Vater erwischt hatte, den Blick auf sie fixiert. Ich hatte im Grunde nie ein Bild von ihm gesehen, aber ich hatte das Gefühl, ihn trotzdem erkannt zu haben. Danach blieben die Seiten urplötzlich schwarz, und das ganze letzte Drittel des Albums war leer. Das war seltsam. Ich dachte darüber nach, befremdet, dass eine bis zu diesem Punkt so

akkurat dokumentierte Familiengeschichte auf einmal abgebrochen worden war.

Oh. Konnte das stimmen?

Meine Eltern waren miteinander durchgebrannt. Ich hatte eine Kopie ihrer Heiratsurkunde vom 18. November 1935 gesehen. Meine Großmutter war entsetzt gewesen. Sie hatte sich in den Kopf gesetzt, dass Rita Cynthia einen Mann heiraten sollte, den sie ihrer erstgeborenen Tochter für würdig erachtete. Stattdessen hatte sich meine Mutter in einen gewöhnlichen Briefträger verliebt, der am Tag ihres Debüts als Kellner ausgeholfen hatte. In diesem Jahr hatte offenbar kein Thanksgiving stattgefunden. Und seitdem überhaupt nur herzlich wenig Feierlichkeiten.

19

Am Samstagmorgen nach dem Frühstück fuhren Stacey und ich zu den McPhees. Es war ein heiterer, sonniger Tag. Der Wind hatte sich gelegt, und die Wüste erstreckte sich in beige- und mauvefarbenem Dunst. Kakteen, Mesquitbäume und Kreosotbüsche wuchsen in akkurat bemessenen Intervallen, als hätte sie ein Landschaftsgärtner gepflanzt. In der Ferne fraßen Rotluchse, Füchse, Eulen, Bussarde und Kojoten unbeobachtet die kleineren Wirbeltiere. Ich hatte gelesen, dass Eselhasen für Kojoten in der Fortpflanzungsphase die halbe Ernährung ausmachten. Wenn also in schlechten Zeiten die Hasenpopulation sinkt, nimmt auch die Kojotenpopulation ab, womit das Gleichgewicht im Küchenplan der Natur erhalten bleibt.

Wir blieben kurz auf der Straße stehen, und ich zeigte über die Wiese auf den Schuppen, wo wir den Mustang gefunden hatten. Stacey fragte: »Warum hat er sich eigentlich so aufgeregt, als der Wagen in die Polizeigarage geschleppt worden ist?«

»Revieransprüche, schätze ich. Sie würden an seiner Stelle das Gleiche tun.«

»Da bin ich mir nicht so sicher. Das klingt mir nach einem Mann, der mehr weiß, als er zugibt.«

»Vielleicht ist er auch nur ein missmutiger alter Knacker, der es gewohnt ist, seinen Willen durchzusetzen.«

»Dagegen ist ja wohl nichts einzuwenden.«

»Stace, ich habe nicht von Ihnen gesprochen.«

Ich klingelte. Wir standen beide auf der Veranda und warteten, dass jemand aufmachte. Von hinter dem Haus konnte ich Kinder kichern und kreischen und einen Hund bellen hören.

Als Edna endlich aufmachte, schien sie leicht verblüfft. »Oh. Ich hätte nicht damit gerechnet, Sie noch mal hier zu sehen«, sagte sie. Höflich wandte sie den Blick von Staceys uneinheitlich bewachsenem Kopf ab.

»Hi, Edna. Wie geht's? Das ist Detective Oliphant von der Sheriffbehörde Santa Teresa. Kommen wir ungelegen?«

»Ich habe das Hilfskomitee meiner Baptistenkirche hier, und wir haben zu tun.«

Ich hielt ihr die Decke hin. »Wir brauchen nicht lang. Ich wollte Ihnen Ihre Decke zurückgeben.«

Sie nahm sie, murmelte »Danke« und machte Anstalten, die Tür zu schließen.

Ich legte eine Hand auf den Türrahmen, um sie daran zu hindern. »Wir würden gern mit Ruel sprechen. Ist er da?«

»Er ist in der Garage.«

»Können wir ihn sprechen?«

Mit einem Anflug von Verärgerung willigte sie ein. »Sie können auch gleich durchs Haus kommen und hinten rausgehen. Das geht schneller, als wenn Sie ums ganze Haus rummarschieren müssen.«

Wir traten ein, während sie die Tür schloss, und folgten ihr dann den Flur entlang.

»Haben Sie mit Medora gesprochen?«, fragte sie.

»Ja. Sie war super. Vielen herzlichen Dank.«

In der Küche saßen fünf Frauen um den Tisch, auf dem hohe Stapel von Rundschreiben und langen weißen Umschlägen lagen. Alle fünf sahen zu uns auf und lächelten erwartungsvoll, als wir auf die Hintertür zugingen. Edna machte einen kurzen Umweg und legte die Decke wieder auf ihren Platz am Erkerfenster. Mir fiel auf, dass sie sich nicht die Mühe machte, uns vorzustellen. Wahrscheinlich widerstrebte es ihr, das

Auftauchen eines Detective aus einer anderen Stadt und einer Privatschnüfflerin zu erklären.

Auf der Arbeitsfläche standen eine große Thermoskanne Kaffee, ein Teller Rosinenschnecken und ein Stapel Papierservietten bereit. Der freie Stuhl war eindeutig der von Edna. Zwei Frauen falteten die Rundschreiben, während zwei weitere sie in die Umschläge schoben. Die letzte leckte die Ränder an und klebte die Briefmarken auf. Diese Frau kannte ich: die hellbraunen Haare, die braunen Augen und die vielen Sommersprossen auf der Nase. Ich hatte sie in der Quorum High School gesehen, wo sie als Mr. Eichenbergers Assistentin arbeitete.

Ich sprach sie an: »Hi. Wie geht's?«

»Gut.«

»Ich bin Kinsey Millhone. Tut mir Leid, aber ich habe Ihren Namen vergessen.«

»Adrianne Richards.«

Nach kurzem Zögern sagte Edna: »Adrianne ist meine Tochter.«

»Ah. Tja, freut mich, Sie wiederzusehen. Das ist Detective Oliphant«, sagte ich und erzwang so eine Vorstellungsrunde. Ich bin wirklich nicht gern aufdringlich, aber Not kennt kein Gebot.

Eine der Frauen ergriff das Wort und sagte: »Ich bin Mavis Brant. Das sind Chalice Lyons, Harriet Keyes und Adele Opdyke.«

Stacey tippte sich an einen imaginären Hut, was den Damen zu gefallen schien.

Ich lächelte alle kurz an und wandte mich dann wieder Adrianne zu. »Sie sind Cornells Schwester? Das wusste ich nicht. Die Welt ist doch klein.«

»Nicht wahr?« Sie gönnte mir ein dünnes Lächeln, bevor sie die Frau am Tischende ansprach. »Entschuldige bitte, Harriet, aber könntest du mir ein paar Umschläge geben?«

Harriet reichte Adele einen Packen Umschläge, die sie wiederum Adrianne weiterreichte, die sich vor Geschäftigkeit überschlug. Sie musste verheiratet sein, denn wenn auf ihrem Namensschild im Büro »McPhee« gestanden hätte, hätte ich sie gefragt, ob sie zur Familie gehörte. Sie warf noch einen kurzen Blick in meine Richtung und begann dann ein Gespräch mit der Frau neben ihr.

»Tja, wir wollen Sie nicht aufhalten«, sagte Edna zu uns und zeigte uns den Weg.

Stacey und ich gingen zur Hintertür hinaus, trotteten die Stufen hinunter und hielten auf die Garage zu. Ednas Enkelin Cissy und ihre zwei flachshaarigen älteren Schwestern rannten hysterisch kreischend im Garten herum, einen kleinen kläffenden Hund im Schlepptau, der hinter ihnen hertollte und nach ihren Hacken schnappte. Vor unseren Augen erwischte der Hund einen Mund voll von Cissys Söckchen. Knurrend zerrte er daran und versuchte, die Pfoten in die Erde zu graben, während sie ihn übers Gras schleifte. Ich dachte an Hundebisse, Blut und Tetanusspritzen am Spätnachmittag. Justine war nirgends zu sehen, daher nahm ich an, dass die Mädchen bei den Großeltern abgestellt worden waren, während sie irgendetwas erledigte.

Ich roch Ruels Zigarette, noch bevor wir ihn sahen. Er saß auf demselben hölzernen Bürostuhl und hatte denselben Strohhut auf dem Hinterkopf. Er sah klein und harmlos aus, und Stacey war merklich verblüfft darüber, dass ich seinetwegen Unbehagen geäußert hatte. Ruel war fast im selben Alter wie Stacey, also schätzungsweise Anfang siebzig. Konzentriert wie ein Kind sah er sich abermals eine Fernsehsendung an. Diesmal war es ein derart schwachsinniger Zeichentrickfilm, dass sogar die kleinen Mädchen es

vorzogen, sich von einem Hund jagen und beißen zu lassen.

Ohne aufzublicken sagte Ruel: »Sind Sie also wieder hier. Und Ihr Freund, wer ist das?«

Stacey trat vor und streckte die Hand aus. »Stacey Oliphant, Mr. McPhee. Ich bin Ermittler bei der Mordkommission der Sheriffbehörde von Santa Teresa. Freut mich, Sie kennen zu lernen.«

Ruel schüttelte ihm lustlos die Hand. »Sie sind sicher hier, um noch was anderes zu konfiszieren. Es ist eine verfluchte Schande, dass Sie einfach reinspazieren und mitnehmen können, was Sie wollen.«

»Ich kann Sie gut verstehen. Aber Gesetz ist Gesetz. Wir erfinden es nicht, wir führen es nur aus«, erklärte Stacey.

»Wie wahr«, sagte Ruel. »Jetzt kann ich sowieso nichts mehr machen. Aber sorgen Sie dafür, dass der Wagen ohne einen Kratzer zurückkommt.«

Ich sagte: »Moment mal. Wie soll das denn gehen? Das Auto war doch von vornherein verbeult.«

Ruel rollte verärgert die Augen. »Ich habe gemeint, davon abgesehen ohne weitere Schäden.«

Stacey mischte sich wieder ins Gespräch ein. »Mr. McPhee, ich bin erst gestern Abend angekommen und daher neu hier. Wenn es Ihnen nicht zu viel Aufwand ist, wäre ich froh, wenn Sie mich über den Stand der Dinge informieren könnten.«

»Fragen Sie doch sie, sie ist ja so schlau. Ich hab was Besseres zu tun.«

»Sie hat mir erzählt, dass Sie das Auto ziemlich günstig gekriegt haben.«

Wie ein Tonband spulte Ruel die Einzelheiten seines Schnäppchenglücks herunter. »Ich habe den Mustang 1969 umsonst bekommen. So ein Typ hat ihn in die Werkstatt gebracht, um die Sitze reparieren zu lassen.

Dann ist das Auto gestohlen worden, und als es wieder da war, wollte er nichts mehr damit zu tun haben.«

»Tatsächlich? Gutes Geschäft«, sagte Stacey, als wäre er beeindruckt. »Und was hat Sie dazu bewogen, das Auto die ganzen Jahre über zu behalten?«

»Mein Sohn und ich wollten es restaurieren, aber jetzt hat man mir praktisch erklärt, dass es zu irgendeinem kriminellen Unternehmen benutzt worden ist. Ein Mord, stimmt das?«

»Ja, Sir. Da sind wir natürlich daran interessiert, uns die Sache genauer anzusehen.«

»Da müssten Sie mit dem früheren Besitzer reden. Ein Typ namens Gant. Womöglich hat er das Auto ja auch selbst gestohlen. Haben Sie daran schon mal gedacht?«

»Ich glaube nicht. Warum soll er sein eigenes Auto stehlen und es dann auf einmal Ihnen schenken?«

»Warum tun die Leute irgendwas? Vielleicht war er verrückt.«

»Auch möglich. Dummerweise ist er tot.«

»Zu schade. Sonst könnten Sie jetzt ihn belästigen statt mich«, sagte Ruel. Er zündete sich mit einem hölzernen Streichholz eine Zigarette an und warf es in sein Deckelglas. »Jedenfalls weiß ich nichts von einem Mord und mein Sohn noch weniger. Cornell müsste bald kommen und die Mädchen und ihren fiesen Hund holen. Reden Sie selbst mit ihm. Zeitverschwendung, wenn Sie mich fragen.«

»Das kann gut sein. Als Polizisten verfolgen wir bei unserer Arbeit immer wieder Spuren, die dann zu nichts führen. Zum Beispiel interessieren wir uns für eine Plane, die zusammen mit dem toten Mädchen abgelegt worden ist. Hat das mal jemand erwähnt?«

»Was für eine Plane?«

»Aus Segeltuch. Sieht aus wie eine Autoabdeckung oder eine Malerplane. Ms. Millhone hat in Ihrer

Werkstatt mehrere Planen gesehen und sich gefragt, ob eine von Ihren damals zur gleichen Zeit verschwunden ist.«

»Nö. Da kann ich Ihnen nicht helfen. Zufälligerweise habe ich einen ganzen Haufen Planen, aber mir ist nie eine weggekommen, und wenn, war's mir schnurzegal. Planen sind billig. Drehen Sie mal 'ne Runde durch den Kmart, wenn Sie mir nicht glauben wollen.«

»Und was ist mit einer Autoabdeckung? Können Sie sich erinnern, ob auf dem Mustang eine drauf war, als er gestohlen worden ist?«

»Das habe ich schon beantwortet. Meine Planen und Autoabdeckungen sind vollzählig.«

»Kaufen Sie sie hier im Ort?«

»Glauben Sie, ich lasse mir gegen Gutscheine welche schicken? Sie beide sind wie Hunde, die ihrem eigenen Schwanz nachjagen. Legen Sie mal 'ne neue Platte auf. Ich habe genug von Planen.«

Stacey und ich wechselten einen Blick, während Ruel sich wieder dem Fernseher zuwandte. Stacey verlagerte das Gewicht. »Erinnern Sie sich zufällig an eine junge Frau hier in der Stadt, die Charisse Quinn geheißen hat? Im selben Alter wie Ihre Kinder, also haben Sie sie vielleicht über die beiden kennen gelernt.«

»Kommt mir nicht bekannt vor. Ist das die, die ermordet worden ist?«

»Ja, Sir.«

»An so was erinnere ich mich nicht.«

Ich berührte Staceys Arm und beugte mich vor, damit ich ihm eine Frage zuflüstern konnte. Er nickte und sagte dann: »Was wissen Sie über Justines Vater? Medora hat uns gestern erzählt, dass er sie hat sitzen lassen.«

»Mieses Exemplar von Mann, wenn Sie's genau wissen wollen.«

»Wir haben gehört, dass er viele Frauengeschichten gehabt hat.«

»Das hat jeder gewusst … außer seiner Frau. Ich will ja nicht schlecht von ihr reden, aber sie hat ein massives Alkoholproblem, seit Jahren schon. Edna und ich, wir halten nichts von harten Sachen oder Spirituosen. Das ist etwas, was Justine von Anfang an an uns gefallen hat.«

»Sie haben die Affären ihres Vaters angesprochen. Können Sie das näher erläutern?«

»Er ist ständig nach Palm Springs gefahren, um Frauen zu treffen. Medora hat er erzählt, er macht Überstunden, dabei hat er sich mit Flittchen rumgetrieben.«

»Wissen Sie das sicher, oder war das nur allgemeiner Klatsch?«

»Er hat es mir selbst erzählt. Wilbur hat genauso gern getrunken wie Medora, und wenn er was intus hatte, hat er Lust gekriegt, sich aufzuplustern. Unscheinbar wie ein Affe, aber irgendwas muss wohl an ihm dran gewesen sein. Er hat behauptet, er braucht nur in eine Bar zu gehen, und schon stürzen sich die Weiber auf ihn. Ob verheiratet oder ledig, das war ihm völlig egal. Er hat sich ‘nen Drink bestellt und der Biene neben ihm angeboten, sie auch auf einen einzuladen. Wenn sie ja gesagt hat, hat er die Brieftasche rausgezogen, aber das Einzige, was er drin hatte, war ein Hundert-Dollar-Schein. Dann hat sie gezahlt und damit gerechnet, dass er am Ende des Abends alles begleicht. Im nächsten Moment ist er ihr schon an die Wäsche gegangen, und sie hat auch noch dafür herhalten dürfen. Ich hätte Frauen nie für dermaßen bescheuert gehalten, aber so hat er es mir erzählt.«

»Dieses Mädchen namens Quinn, das ich erwähnt habe, hat unter amtlicher Vormundschaft gestanden.

Eine Sozialarbeiterin hat sie bei den Sanders untergebracht.«

Ruel wandte sich um und starrte Stacey an. »Ach, *die* meinen Sie? Na so was. An die hab ich schon seit Jahren nicht mehr gedacht. Quinn. Das klingt richtig. Das hätten Sie gleich sagen sollen.«

»Wir haben den Namen gestern zum ersten Mal gehört. Wie gut haben Sie sie gekannt?«

»Wir haben uns gegrüßt, weiter nichts. Cornell hat erzählt, sie hätte mit jedem Jungen herumgemacht, der ihr begegnet ist. ›Großzügig mit ihrer Gunst‹ hat er es formuliert. Sie ist mit ihnen ins Tuley-Belle gegangen und hat's dort mit ihnen getrieben.«

»Das Tuley-Belle?«

»Eine Bauruine vor der Stadt. Ein riesiger Komplex von Eigentumswohnungen, den zwei Leute 1968 zu bauen angefangen haben. Leon Tuley und Maurice P. Belle. Halb haben sie das Ding fertig gekriegt, dann sind sie bankrott gegangen, also steht es seitdem so rum. Den jungen Leuten gefällt's, weil es teilweise überdacht ist und Wände hat. Die Wasser- und Stromleitungen sind rausgerissen, aber bei dem, was sie im Sinn haben, brauchen sie das, glaub ich, auch nicht.«

»Hat Wilbur Sanders jemals etwas über Charisse Quinn zu Ihnen gesagt?«

»Ich kannte ihn nicht gut, außer als Justines Dad. Cornell ist mit ihr gegangen, und unsere Familien haben sich ab und zu getroffen. Medora war nur selten nüchtern. Justine hat mir Leid getan. Sie hat immer dagesessen und versucht, ihre Scham und ihre Verlegenheit zu kaschieren. Unterdessen hat sich Wilbur entschuldigt, ist hier rausgekommen und hat mir mit seinen sexuellen Errungenschaften die Ohren voll gelabert. Wenn Sie mich fragen, hätte er sich mehr um seine Frau kümmern sollen.«

»Und Charisse?«

»Darüber weiß ich nichts. Wenn Wilbur erzählt hat, war er zu sehr Gentleman, um Namen zu nennen. Sowie sie hier angekommen waren, hat er irgendeine Ausrede angebracht und ist rausmarschiert. Hat immer ‘ne Taschenflasche braunen Rum dabeigehabt, und dazu haben wir unsere Zigaretten geraucht. Wenn er mal ins Reden gekommen ist, hat man ihn nicht mehr zum Schweigen gebracht. Soweit ich weiß, hat er seine Eskapaden auf Palm Springs beschränkt, damit Medora keinen Wind davon kriegt.«

»Wenn sie so viel getrunken hat, hätte ihr das dann überhaupt etwas ausgemacht?«, fragte ich.

»Natürlich hätte ihr das was ausgemacht! Untreue vertragen die Ladys gar nicht gut. Die reißen einem glatt den Kopf ab.«

Ich hörte ein Auto in die Einfahrt rollen und drehte mich gerade rechtzeitig um, um Cornell seinen weißen Pick-up parken zu sehen. Als er durch das hintere Tor in den Garten kam, stürmten seine drei Töchter auf ihn zu und warfen sich gegen seine Beine. Das Hündchen hopste hinter ihnen drein wie ein Basketball. Es folgte wildes Kreischen und Umarmen, durchsetzt vom schrillen Gebell des Hundes. Cornell machte sich los und ging auf uns zu. Dabei kämmte er sich mit den Fingern die Haare und steckte sein Hemd dort wieder in die Hose, wo die Mädchen es herausgezogen hatten. Mit gewissem Elan sagte er: »Hey, Dad.« Mir gönnte er ein »Hi« in einem Tonfall, der so schlapp war wie ein Glas zwei Tage alte Cola.

Ich machte ihn mit Stacey bekannt, und die beiden Männer schüttelten sich die Hände. »Wir haben gerade mit Ihrem Vater über Charisse gesprochen.«

Das Thema schien Cornell peinlich zu sein. »Justine hat mir schon davon erzählt. Hat mir Leid getan, das zu hören.«

»War sie eine Freundin von Ihnen?«

»Nein, das nicht, aber ich habe sie in der Schule öfter gesehen. Bevor sie rausgeworfen worden ist und an die Lockaby gewechselt ist.«

»Hat sie einen festen Freund gehabt?«

»Sie ist nie fest mit jemandem gegangen, den ich gekannt habe. Aber sie hat sich mit ziemlich vielen Typen getroffen, auch einigen Klassenkameraden von mir.«

»Wer fällt Ihnen da spontan ein?«

Cornell überlegte kurz. »Ich würde sagen Toby Hecht und George Baum. Bei denen könnten Sie anfangen.«

Stacey notierte sich die Namen, während Cornell ihm über die Schulter sah und ihn korrigierte. »Er heißt B-A-U-M, nicht B-O- M-B.«

»Kapiert. Und wie könnte ich wohl Kontakt zu diesen Vögeln aufnehmen? Leben die noch hier in der Gegend?«

»George ist ganz leicht zu finden. Er handelt drüben in Blythe mit neuen und gebrauchten Autos. Von Toby weiß ich nichts. Den habe ich seit Jahren nicht gesprochen.«

Ruel hatte das Gespräch verfolgt, doch nun erhob er sich. »Wenn mich die Herrschaften bitte entschuldigen wollen. Ich muss mal kurz für kleine Jungs. War nett, mit Ihnen zu plaudern.«

»Ganz meinerseits«, erwiderte Stacey und tippte sich erneut an seinen nicht vorhandenen Hut.

Ruel trottete übers Gras auf das Haus zu, während Stacey zu Cornell sagte: »Wie steht's mit Wilbur Sanders? Haben Sie sie je mit ihm gesehen?«

Cornell verlagerte das Gewicht, fasste in seine Hemdtasche und zog ein Päckchen Zigaretten hervor. Er schüttelte eine heraus, zündete sie sich an und warf einen Blick über die Schulter, um sich zu vergewissern, dass ihn weder Edna noch Ruel sahen.

»Tut mir Leid, aber ich will nichts Schlechtes über den Vater meiner Frau sagen.«

»Wir fordern Sie nicht zum Tratschen auf«, sagte Stacey. »Er ist bestimmt ein braver Mann.«

Cornell war offenbar nicht bereit, so weit zu gehen. »Ich weiß nur, dass sie nicht schlecht von dem Mann denken will, selbst wenn er weg ist.«

»Gutes Argument. Aber was will sie nicht denken – dass Wilbur ihre Mutter betrogen hat?«

»Das habe ich nicht gesagt. Er hat sich einiges gefallen lassen.«

»Sie meinen Medoras Trinkerei? Das kann eine Familie wirklich zerrütten. Aber nachdem wir von verschiedenen Seiten gehört haben, dass Charisse sich so für Männer interessiert hat, fragen wir uns eben zwangsläufig, ob sie auch an ihm interessiert war.«

»Ich glaube, ich habe genug gesagt. An Ihrer Stelle würde ich das Justine gegenüber nicht erwähnen. Auf das Thema reagiert sie empfindlich.«

Danach drückte Cornell seine Zigarette aus und wehrte alle unsere Versuche ab, weiter zu bohren. Ich hörte zu, wie Stacey sich der Sache aus unterschiedlichen Richtungen zu nähern versuchte, aber so sehr er sich auch abmühte, er brachte nichts mehr aus ihm heraus.

Als ich später neben Stacey auf dem Beifahrersitz des Mietwagens saß, sagte ich: »Was war denn da los? Der hat ja total abgeblockt.«

Stacey schüttelte den Kopf. »Ich komme einfach nicht dahinter, ob er an irgendeinem Punkt gelogen und sich dabei saudumm angestellt hat oder ob es ihm darum ging, sich nicht zu verplappern, und er das verbockt hat.«

»Wie hätte er denn lügen sollen? Er hat doch gar nichts gesagt.«

»Vielleicht sollten Sie mal mit Justine sprechen – Sie wissen schon, von Frau zu Frau.«

Ich verdrehte die Augen. »Ach ja. Als ob sie weich werden und mir ihr Herz ausschütten würde.«

»Tja, vielleicht. Aber ich glaube, jetzt fahren wir lieber mal zur Klinik und besuchen Con. An seinem ersten Tag ohne was zu rauchen geht er wahrscheinlich schon die Wände hoch.«

»Und was ist mit Ihnen? Ich habe Sie keine Pfeife anzünden sehen, seit Sie angekommen sind.«

»Ich hab's aufgegeben – das gehört zu dem Abkommen, das ich geschlossen habe, nämlich am Leben zu bleiben.«

Die Schwester von der Herzstation, mit der wir am Vorabend zu tun gehabt hatten, war nicht im Dienst und würde erst gegen fünfzehn Uhr wieder auf Station sein. Trotz unseres gewinnenden Wesens konnten wir die derzeit Dienst habende Schwester Meredith Snow nicht dazu überreden, uns die Vorschriften übertreten zu lassen. Nun saß ich im Wartebereich mit seinem nackten Couchtisch und den vier Polstersesseln, während Stacey zum obligatorischen Zehn-Minuten-Besuch in Dolans Zimmer gegangen war. Da es keine Zeitschriften gab, vergnügte ich mich damit, sämtliche Fusseln, Haare und zerfetzten Taschentücher aus den Tiefen meiner Tasche zu klauben. Dabei stieß ich auf das Quorumer Telefonbuch, das ich schon seit Tagen mit mir herumschleppte. Ich musste an die Plane denken und überlegte, wie ich herausbekäme, wo Ruel seine kaufte. Da das gesamte Telefonbuch, die weißen und die gelben Seiten zusammengenommen, etwa so dick war wie ein bescheidenes Taschenbuch, versuchte ich es mit dem Nächstliegenden, indem ich zuerst unter »Planen« nachschlug. Es gab zwei Unter-

Sektionen: »Vermietung« und »Einzelhandel«. Ich war nicht überzeugt davon, dass jemand eine Plane mieten würde, um eine Leiche darin einzuwickeln, aber ich schätze, es sind schon seltsamere Dinge vorgekommen. Dolans Theorie über den Mörder beinhaltete Eile und Improvisation, und insofern war durchaus denkbar, dass eine gemietete Plane das Greifbarste war. Ruel mietete seine zwar nicht, aber jemand anders konnte das durchaus tun.

Unter »Planen – Vermietung« verwies man mich zu »Verleihfirmen« und »Gartenbedarf«. Von den sieben eingetragenen Firmen boten vier schweres Gerät an: Hebebühnen, Lademaschinen, Löffelbagger, Handwerkzeuge, Farbspritzpistolen, Gerüste, Generatoren, Luftkompressoren und ähnliche Artikel. Die restlichen drei Firmen machten in Partyservice, Sonnendächer und Zelte eingeschlossen. Ich knickte eine Ecke der Seite um, damit ich später noch mal darauf zurückkommen konnte.

Unter »Planen – Einzelhandel« stand nur eine Firma, nämlich Diamond Custom Canvas. Die Anzeige im Kasten war ziemlich ausführlich und in den winzigsten Buchstaben gehalten, die man sich vorstellen konnte. Zu den aufgelisteten Produkten zählten: Asphalt- und Teerplanen, Planen aus Maschengewebe oder Polyäthylen, Planen für Bauholz- und Stahltransporter, Planen aus vinylbezogenem Polyester und Vinyllaminat, Zeltplanen, Schweißschutzvorhänge, Abschirmungen, Schutzdecken, Rollsystem- und Abdeckplanen. Die Adresse war in der Roberts Street, eine Straße von der Main Street entfernt. Ich starrte immer noch auf die Anzeige, als Stacey wieder auftauchte.

Ich steckte den Finger ins Telefonbuch, um die Stelle zu markieren. »Waren Sie schon zehn Minuten drinnen? Kam mir gar nicht so lang vor.«

»Da ist ‘ne Dame mit nem Tablett reingekommen und wollte Blut abnehmen, also hab ich mich schleunigst verdrückt.« Er bemerkte das Telefonbuch. »Gute Lektüre?«

»Offen gestanden ja«, antwortete ich. »Gehen Sie noch mal rein?«

»Nö, er ist tierisch grantig. Ich hab ja gleich gewusst, dass er unausstehlich wird, wenn er seine Droge nicht kriegt. Ich glaube, ich mache einen kleinen Ausflug nach Blythe und schaue mal, ob ich diesen Baum auftreibe. Dürfte nicht lang dauern; es sind ja nur knapp zwanzig Kilometer. Wollen Sie mitkommen?«

»Nein, ich versuch’s mal mit was anderem. Setzen Sie mich doch am Motel ab, dann hole ich mir Dolans Wagen. Wenn Sie bis Mittag fertig sind, können wir hier zu Burger King gehen und uns den Bauch mit Whoppers voll schlagen.«

»Das ist Musik in meinen Ohren.«

Diamond Custom Canvas war Teil eines Häuserblocks aus zweistöckigen Backsteingebäuden mit gemeinsamen Mauern, der zwischen der Dreiundzwanzigsten und der Vierundzwanzigsten Straße verlief. Er umfasste mehrere Lagerhäuser, einen aufgegebenen Möbelgroßhandel und einen Laden für Billig-Klamotten. Einige der Geschäfte waren mit Vorhängeschlössern verrammelt, und die paar, die offen hatten, sahen aus, als hätten sie mit schweren Zeiten zu kämpfen. Diamond war die einzige Ausnahme. Obwohl die Lage nicht gerade ein Magnet für Laufkundschaft war, wurde an beiden Apparaten eifrig telefoniert. Ich stand am einen Ende des Verkaufstresens und hörte beiläufig einer der beiden Angestellten zu, die in eine längere Diskussion über

den Mengenrabatt für eine Lieferung Teerplanen vertieft war. Die zweite Angestellte beendete ihr Gespräch, stand auf und verschwand durch eine Seitentür. Während ich darauf wartete, dass mich jemand bediente, machte ich einen visuellen Rundgang durch den Betrieb.

Das Innere bestand aus einem einzigen riesigen, düsteren Raum, der doppelt so lang wie breit war. Die Decke aus gepresstem Blech war zwei Stockwerke hoch und mit langen Reihen hängender Leuchtstofflampen versehen. Zur Linken wand sich eine reich verzierte und in einem seltsamen Türkiston lackierte Holztreppe in den zweiten Stock hinauf. An der hinteren Wand ließen zwei Streifen Glasbausteine gedämpftes Licht herein. Entlang den Wänden waren Wasserspuren zu erkennen, wahrscheinlich ein lange zurückliegender Wasserrohrbruch oder auch ein undichtes Dach.

Ich nahm eine Werbebroschüre zur Hand, die Bestellnummern, Größen, UP-Kodierungen und Gewichte verschiedener olivgrüner 34Og/m^2-Planen auflistete. Die sechs mal neun Meter große wog fünfunddreißig Kilo – ganz schön schwer zu schleppen, fand ich. Die braunen 280er-Planen waren wohl leichter, aber ich fürchtete gleich, dass sie nicht so gut halten würden.

Die zweite Angestellte kam aus dem Hinterraum. Als sie aufblickte, sah sie mich und kam an den Tresen. »Kann ich Ihnen helfen?«

Sie war schätzungsweise Mitte fünfzig und hatte dick geschminkte Augen und gefärbte schwarze Haare, die sie oben zu einem Büschel zusammengebunden hatte. Sie trug Jeans, ein Sweatshirt und schwarze Stiefel mit Pfennigabsätzen. Ihre Fingernägel waren lange, perfekte Ovale und hatten über dem dunkelroten Lack auf jedem Nagel einen schmalen weißen Streifen. Ich

musste kurz an Iona denken und überlegte, ob sie wohl Fachkenntnisse in künstlerischer Nagelgestaltung erworben hatte.

»Ich weiß, dass das eine seltsame Bitte ist, aber ich hoffe, Sie haben trotzdem Geduld mit mir«, begann ich und erzählte ihr von der Unbekannten und der Plane, die zusammen mit der Leiche gefunden worden war. Rasch fasste ich unsere Gründe dafür zusammen, dass wir glaubten, das Opfer müsse aus Quorum stammen, und berichtete ihr von unserem Verdacht, dass der Mord und/oder die Entführung dort in der Gegend stattgefunden haben könnten. »Ich ertappe mich immer wieder bei dem Gedanken, dass wir dem Kerl auf die Spur kommen könnten, wenn wir das mit der Plane geklärt hätten.«

»Sie meinen, rausfinden, was er von Beruf war?«

»Irgend so was. Wenn er Anstreicher war oder Trockenmauern gebaut hat…«

»Keine Trockenmauern«, entgegnete sie. »Die nehmen normalerweise eine große Rolle Papier. Es würde mir weiterhelfen, wenn ich wüsste, aus welchem Material die Plane war. Handelt es sich um Segeltuch, Baumwolle, Acryl oder ein Mischgewebe?«

»Hm, ich weiß nicht genau, das ist ja der Punkt. Wenn ich mir diese Broschüre anschaue, sehe ich, dass Sie Hunderte von Planen herstellen, also ist die Frage wahrscheinlich absurd.«

»Eigentlich nicht. Viele unserer Produkte fallen in andere Kategorien wie etwa Ladungssicherung – Planen für Holzlaster und Stahltransporter. Ich glaube nicht, dass Sie eines von beiden mit der Abdeckplane eines Anstreichers verwechseln würden. Dafür sind sie zu groß. Echt schade, dass Sie die Plane nicht dabeihaben. Dann könnte ich Ihnen wenigstens sagen, ob es eine von unseren ist.«

»Tut mir Leid. Aber die liegt oben im Norden im Asservatenraum hinter Schloss und Riegel.«

»Dann müssen wir mal überlegen, wie wir Ihnen sonst helfen können. Die meisten Abdeckplanen sind Standardware, allerdings stellen wir sie in zwei Stärken her – 230-Gramm oder 280-Gramm naturfarben. Wenn ich Sie Ihnen zeigen würde, glauben Sie, dass Sie dann den Unterschied erkennen würden?«

»Ich kann's versuchen.«

»Übrigens, ich heiße Elfreida.«

»Kinsey. Danke, dass Sie sich die Zeit nehmen.«

Ich folgte ihr, als sie hinter dem Tresen hervorkam und über den nackten Fußboden zu einem großen Arbeitstisch klackerte, auf dem nebeneinander zwei Stapel gefaltete Segeltuchplanen lagen. Sie nahm von jedem Stapel eine Plane und faltete beide über den Tisch hinweg auseinander, wobei sie sie herumwedelte wie Bettlaken, um die Falten herauszuschütteln. »Kommt Ihnen irgendwas bekannt vor?«

»Die da, glaube ich«, sagte ich und deutete auf die leichtere der beiden.

»Hier kommt der Clou«, sagte sie, hielt eine Kante in die Höhe und zeigte mir die rote Saumnaht mit dem kleinen roten Quadrat in der Ecke. »Das ist zwar kein richtiges Markenzeichen, aber wir nähen es auf alle unsere Produkte.«

»Oh, wow. Ich kann mich an das rote Quadrat auf der Plane erinnern, die wir haben.«

»Es ist eigentlich kein Quadrat. Es ist eine Raute.«

»Nach dem ›Diamond‹ im Firmennamen«, sagte ich.

Sie lächelte. »Natürlich sagt Ihnen das nichts darüber, wo sie gekauft worden ist. Es könnte hier in Quorum gewesen sein, aber auch irgendwo anders. Das Problem ist, dass wir an Farbengeschäfte und Eisenwarenläden im ganzen Land liefern, außerdem an

Ketten wie Target und Kmart. Ausgeschlossen, dass Sie je den Kaufort rausfinden. So was kodieren wir nicht.«

»Wer kauft die denn?«

»In erster Linie Malerbetriebe. Der durchschnittliche Hausbesitzer kauft sich normalerweise eine Plastikplane, die er wegwerfen kann, wenn er fertig ist. Das macht die Arbeit leichter. Man wirft das Ding in den Müll und ist fertig. Wenn man aber ein professionelles Malergeschäft hat, braucht man etwas, das man mehr als einmal verwenden kann. Die hier sind robust. Die halten jahrelang.« Sie redete weiter, doch ich merkte, wie ich an der Sache mit dem Malergeschäft hängen blieb. Wo war ich auf die Erwähnung eines Malergeschäfts gestoßen? Ich war mir sicher, dass ich in einem der Berichte des Bezirkssheriffs einen Maler aufgeführt gesehen hatte. Elfreida sagte: »Jetzt sind Sie mir wohl irgendwo verloren gegangen.«

»Entschuldigung. Alles in Ordnung. Mir ist nur gerade eingefallen, wo mir ein Malerbetrieb untergekommen ist. Ich muss der Sache mal nachgehen. Vielen herzlichen Dank. Sie haben mir mehr geholfen, als Sie sich vorstellen können.«

20

Ich verließ die Firma Diamond und fuhr zum Motel zurück. Der Wagen vom Putzdienst stand vor meinem Zimmer. Das Zimmermädchen hatte mein Bett abgezogen und nutzte den Haufen benutzter Bettwäsche dazu, die Tür offen zu halten, während sie drinnen ihrer Arbeit nachging. Ich spähte hinein und versuchte zu ergründen, wie weit sie ungefähr war. Meine mit Plastik überzogene Matratze war nackt, und am Fußende des Betts lag ein Stapel frischer Bettwäsche. Ich hörte das Mädchen im Badezimmer herumwerkeln. Sie hatte ein Kofferradio bei sich, das auf einen spanischsprachigen Sender eingestellt war. Am Anrufbeantworter auf meinem Nachttisch blinkte das Lämpchen. Es gab also eine neue Nachricht. Ich hörte die Toilettenspülung, dann kam das Zimmermädchen mit meinem feuchten Handtuch auf dem Arm heraus, in der anderen Hand einen Behälter mit Putzmitteln.

Ich sagte: »Oh, hi. Tut mir Leid, wenn ich störe. Wie lang brauchen Sie denn noch?«

Sie lächelte breit und antwortete: *»Okay. Si. Un momento.«*

»Ich komme später wieder«, sagte ich, trottete über den Parkplatz zum Büro und ging hinein.

Die Rezeptionistin hockte auf ihrem Drehstuhl und kaute immer noch Bubblegum. Ihr Rock war hochgerutscht, und sie ließ einen Fuß hin und her baumeln, während sie die inneren Seiten des National Enquirer las.

»Mein Anrufbeantworter blinkt. Können Sie mir sagen, wer angerufen hat?«

»Woher soll ich das wissen? Nehmen Sie den Hörer ab und wählen Sie die 6.«

»Das Zimmermädchen ist gerade drinnen, deshalb frage ich Sie.«

Der Blick, den sie mir zuwarf, sagte, dass sie sich schwer ausgenützt fühlte. » Zimmernummer?«

Mit übertriebener Geduld legte sie die Zeitung beiseite, drehte sich auf ihrem Stuhl zum Computer um, tippte etwas ein und las das Ergebnis vom Bildschirm ab. Sie kaute kurz auf ihrem Kaugummi, dann hellte sich ihre Miene auf. »Ach ja. Jetzt fällt's mir wieder sein. Sie haben einen Anruf von einem Zahnarzt bekommen, von Dr. Spears. Was haben Sie denn für Zahnprobleme?«

»Hat er eine Nummer hinterlassen?«

Sie blies eine Blase und schlang sie mit der Zungenspitze wieder in den Mund zurück, um sie platzen zu lassen, nachdem sie die Lippen geschlossen hatte. »Schon, aber die hab ich nicht extra aufgeschrieben. Sie steht im Telefonbuch.«

»Als Sie diesen Job angenommen haben, hat man Sie da eigentlich ausgebildet?«

Sie hörte auf zu kauen. »Worin?«

»Einfache Bürotätigkeiten, Telefonetikette, gute Manieren – irgendwas in der Art?«

»Nö. Wissen Sie, was ich bezahlt kriege? Den Mindestlohn. Drei Dollar fünfunddreißig die Stunde. Außerdem brauche ich keine guten Manieren. Meinem Onkel gehört der Laden. Übrigens heiße ich Geraldine, falls Sie sich beschweren wollen.«

Ich ließ die Sache auf sich beruhen.

Ich ging hinaus und wandte mich nach rechts, zu der Reihe von Münztelefonen, die ich neben dem Eiswürfelspender hatte stehen sehen. Dann fischte ich das Quorumer Telefonbuch und eine Hand voll Kleingeld aus meiner Umhängetasche, schlug die Nummer des Zahnarzts nach und wählte, den Hörer zwischen Schulter und schief gelegten Kopf geklemmt,

während ich das Telefonbuch wieder in die Tasche stopfte.

Als Mrs. Gary sich meldete, sagte ich: »Hi, Mrs. Gary. Kinsey Millhone hier. Nicht zu fassen, dass Sie samstags in der Praxis sind.«

»Ich bearbeite nur die liegen gebliebenen Anträge für die Versicherungen. Sonst komme ich ja nie dazu.«

»Dr. Spears hat mir eine Nachricht hinterlassen. Ist er zufällig auch da?«

»Er ist auf dem Golfplatz, aber ich kann Ihnen sagen, weshalb er angerufen hat. Er hat die Patientenakte gefunden, nach der Sie gefragt haben. Sie liegt vor mir auf dem Schreibtisch.«

»Richten Sie ihm aus, dass ich ihn liebe.«

»Da wird er absolut entzückt sein«, erwiderte sie.

Ich lachte. »Würden Sie mir einen Gefallen tun? Könnten Sie die Unterlagen in einen großen Umschlag stecken und sie an Sergeant Detective Joe Mandel bei der Sheriffbehörde von Santa Teresa schicken? Dann kann er mit dem Zahnexperten von der Gerichtsmedizin sprechen und den Fall weiter verfolgen.« Ich gab ihr die Adresse und bedankte mich überschwänglich bei ihr und bei Dr. Spears. Dann legte ich auf und sprach kurze, glühende Stoßgebete.

Ich musste einfach daran glauben, dass ein Vergleich seiner Unterlagen mit dem Ober- und Unterkiefer unserer Unbekannten die Identität von Charisse Quinn bestätigen würde. Zugleich wusste ich aber, dass es nutzlos sein konnte, sich auf solche Daten zu verlassen. Patientenakten konnten Fehler enthalten oder unvollständig sein, wenn Angaben über vorangegangene oder anschließende Zahnarbeiten aus irgendwelchen Gründen weggelassen worden waren. Eine eindeutige Identifizierung konnte Wochen dauern, aber wenn sie erst einmal feststand, würden die Beamten über das Sozialamt von Riverside County

Charisses leibliche Eltern ausfindig machen. Ich war jedenfalls guter Stimmung. Trotz aller Widrigkeiten machten wir offenbar Fortschritte.

Als ich in mein Zimmer zurückkam, war die Tür geschlossen und der Wagen des Zimmermädchens stand ein Stück weiter weg. Ich ging hinein und warf Tasche und Jacke aufs Bett. Dann holte ich meine Reisetasche aus dem Schrank, zog sie zum Schreibtisch herüber und wühlte mich bis ganz nach unten durch, wo meine Abschrift der Mordakte lag. Ich setzte mich hin und las sie Seite für Seite durch. Zwar wusste ich, was ich suchte, aber nicht, wo es stand. Nach zwanzig Seiten stieß ich auf den Bericht vom 1. August 1969, in dem die Verhaftung Frankie Miracles geschildert wurde, der dem Hilfssheriff als seine Heimatadresse Blythe, Kalifornien, genannt hatte. Venice, wo der Mord stattgefunden hatte, wurde nicht erwähnt. Unter Beruf hatte er Hausmeister/Hilfsarbeiter angegeben und als Arbeitgeber Lennie Root, R&R Painting, mit einer Adresse und einer Telefonnummer in Hazelwood Springs. Ich machte mir eine Ecke in die Seite und blätterte weiter. Nun war ich neugierig auf den angeblichen Anruf von Charisses Mutter, den Stacey mal erwähnt hatte.

Fünfzig Seiten weiter fand ich den Anschlussbericht, der vom 9. 8. 69, ca. 14 Uhr 00, datierte und in dem Hilfssheriff Joe Mandel Angaben über einen Anruf aufgenommen hatte, den er von der Quorumer Nebenstelle des Sheriffbüros von Riverside County erhalten hatte. Ein gewisser Detective Orbison hatte sich aufgrund des Fernschreibens über die unbekannte Ermordete, deren Beschreibung auf die einer vermissten Jugendlichen namens Charisse Quinn passte, bei der Nebenstelle in Lompoc gemeldet. Sie hatte ihr Zuhause am 27. Juli verlassen. Das

Sheriffbüro von Riverside County gab als ihr Geburtsdatum den 10. 4. 52 an, ihre Körpergröße mit einem Meter sechzig und ihr Gewicht mit vierundfünfzig Kilo. Blonde Haare, blaue Augen, Ohrlöcher und umfassende Zahnreparaturen. Als ihre Pflegemutter war Medora Sanders genannt, unter der Adresse, wo ich mich mit ihr unterhalten hatte. Laut Orbison war sie am Morgen des 9. August gekommen, um Vermisstenanzeige zu erstatten.

Nach Orbisons Anruf hatte Mandel zweimal erfolglos versucht, Medora zu erreichen. Dann, am 11. 8. 69, ca. 18 Uhr 55, hatte das Sheriffbüro von Riverside County wieder angerufen. Diesmal berichteten sie Mandel, dass sie einen Anruf von einer Frau erhalten hätten, die erklärte, sie habe eine Tochter namens Charisse Quinn und ihr sei zu Ohren gekommen, dass man diese für das Opfer eines Mordes hielt. Sie wolle ihnen mitteilen, dass das Mädchen wohlbehalten nach Hause gekommen sei. Außerdem gab sie dem Hilfssheriff von Riverside County eine Telefonnummer, unter der sie zu erreichen sei, und diese Nummer gab Orbison an Mandel weiter. In seinem getippten Bericht wies Mandel darauf hin, dass er versucht hatte, Kontakt zu ihr aufzunehmen, die Nummer sich jedoch als abgemeldet erwiesen habe. Falls er weiter versucht hatte, die Betreffende zu erreichen, so war nichts dergleichen vermerkt. Ich blätterte weiter durch die Akte, fand aber weder Medora noch Charisse ein weiteres Mal erwähnt. Ich machte mir ein paar Notizen, spielte anschließend planlos mit meinen Karteikarten und legte sie in zufälligen Reihen auf dem Tisch aus.

Es war seltsam zu sehen, wie sich die Einzelteile neu formierten. Als Dolan mir die Kopie der Mordakte gegeben hatte, hatte ich genau diese Berichte schon einmal gelesen, viele davon mehr als einmal. Der

Eintrag über das vermisste Mädchen war nur eine von vielen Einzelheiten gewesen, die außerhalb des gegenwärtigen Kontexts keinerlei Bedeutung hatten. Der Name selbst spielte eigentlich keine Rolle, bis sich Stacey an ihn erinnerte. Das Gleiche traf auf Frankie Miracles Arbeitsstelle zu. Beim ersten und zweiten Lesen war mir die Angabe unwichtig erschienen. Jetzt sprang mir die Information von der Seite förmlich ins Auge.

Drei Dinge fielen mir auf: Zuerst einmal war Medora beim Aufgeben ihrer Vermisstenanzeige nicht ganz so schnell gewesen, wie sie mich hatte glauben lassen. Sie hatte behauptet, unverzüglich zur Polizei gegangen zu sein, dabei hatte sie in Wirklichkeit über eine Woche gewartet. Ich würde sie noch einmal aufsuchen und nach der Verzögerung fragen müssen. Zweitens lag Charisse, wenn sie am 27. Juli aus Quorum verschwunden war, locker in Reichweite für Frankie Miracles Autofahrt nach dem Mord an Cathy Lee Pearse am 29. Juli. Ich konnte mir allerdings immer noch nicht vorstellen, wie der Mustang nach Lompoc gekommen war, es sei denn, Charisse hatte ihn selbst gestohlen. Trotz Medoras Behauptung, sie habe keinen Führerschein besessen, hatte sie ja womöglich doch fahren können. Wenn ja, war durchaus denkbar, dass sie bis Lompoc gekommen war, das Auto dort stehen gelassen und versucht hatte, per Anhalter weiterzukommen. Und drittens fragte ich mich, wer angerufen und sich als Charisses Mutter ausgegeben hatte. Falls Frankie irgendetwas mit dem Mord an Charisse zu tun gehabt hatte, hätte Iona die Anruferin gewesen sein können, um ihn zu decken. Am 11. August, als der Anruf einging, war Charisses Leiche bereits entdeckt worden und man bemühte sich darum, herauszufinden, wer sie war. Wie hätte man den Zusammenhang effektiver vertuschen können als

durch die Behauptung, das vermisste Mädchen sei wieder zu Hause? Soweit ich es beurteilen konnte, hatte der Anruf Charisses Namen praktisch aus den Ermittlungen getilgt.

Nachdem ich Mordakte und Karteikarten in die Schreibtischschublade gelegt hatte, zog ich mein zuverlässiges Mini-Telefonbuch heraus, das Quorum, Blythe, Mesa Verde, Hazelwood Springs, Palo Verde, Ripley, Creosote und acht Orte in Arizona abdeckte. Ich schlug die Gelben Seiten auf und suchte die Einträge für Malerbetriebe. Es gab nur vier in der ganzen Gegend – zwei in Blythe, einen in Palo Verde und einen in Hazelwood Springs. Laut der Anzeige im Kasten war Lennie Root von R&R Spezialist für das Streichen von Privathäusern, übernahm aber auch Eigentumswohnungen, Mietwohnungen und Geschäftsräume. Er war versichert, eingetragen und amtlich zugelassen, versprach vernünftige Preise, schnelles Arbeiten und Gratis-Kostenvoranschläge. Es stand eine Telefonnummer dabei, aber keine Anschrift, was vermutlich hieß, dass er von einem Anrufbeantworter in seinem Privathaus aus arbeitete. Ich sah in den weißen Seiten unter »Root« nach, und natürlich, da stand er. Langsam wuchsen mir diese kleinen Städte ans Herz, weil sie einem den Zugang zu ihren Bürgern so leicht machten. Die Großstadt-Paranoia mit ihren geheim gehaltenen Telefonnummern erschwerte mir die Arbeit. Zwar wusste ich, mit welchen Methoden ich trotzdem an die Daten kam, aber es war nicht so leicht wie hier. Ich nahm meine Bomberjacke und setzte mich ins Auto.

Als ich bei Burger King anlangte, war es Viertel nach zwölf, und Staceys Mietwagen stand bereits auf dem Parkplatz. Ich ging hinein und suchte die Gästeschar ab, bis ich ihn an einem Tisch am anderen Ende des Raums entdeckte. Sogar hier hatten sie

Osterdekorationen – große Pappeier und Papposterhasen. Stacey winkte mir, als er mich sah.

Ich setzte mich ihm gegenüber hin und sagte: »Entschuldigen Sie, dass ich Sie habe warten lassen.«

»Wer hat denn was von Warten gesagt? Ich hatte schon einen Whopper und eine Portion Pommes.«

»Ah ja, schön für Sie. Ich hoffe, es macht Ihnen nichts aus, hier zu sitzen, während ich auch einen Happen esse.«

»Ach, ich esse noch mal. Der Whopper war gut, aber er hat mich nicht satt gemacht. Ich habe mir überlegt, dass wir eine Studie durchführen sollten – rein wissenschaftlich –, eine Parallelverkostung, einen Whopper und einen Big Mac, um herauszufinden, welcher uns besser schmeckt. Oder einen vertikalen Vergleich – McDonald's Hamburger, Cheeseburger, Hamburger Royal mit Käse und einen Big Mac. Was meinen Sie?«

»Bleiben Sie sitzen. Ich gehe. Wollen Sie ein Coke zu Ihrem Whopper?«

»Ich hätte lieber einen Schoko-Shake.«

Beim Mittagessen (meinem ersten, seinem zweiten) unterrichtete ich Stacey von meinem Besuch im Planengeschäft und davon, dass ich die Mordakte noch einmal durchgesehen hatte und auf die Erwähnung Lennie Roots gestoßen war. »Und wie war Ihr Gespräch mit George Baum?«

»Ätzend«, erwiderte er. »Er ist der Inbegriff des Verkäufers – nichts als Zahnkronen und verlogener Charme. Er hat versucht, mir einen BMW aufzuschwatzen, aber das habe ich ihm gleich ausgetrieben. Jedenfalls ist er ausgewichen, als ich ihn nach Charisse gefragt habe. Er hielt sich wohl für sehr schlau – als ob mir noch nie jemand Ausflüchte aufgetischt hätte. Ich schätze mal, dass er sie gebumst hat, aber jetzt, wo er weiß, dass sie ermordet

worden ist, möchte er sich gern distanzieren. Als ich ihm gesagt habe, woher ich seinen Namen weiß, hat er sich fast in die Hosen gemacht. Dann hat er sich gewunden wie ein Aal und alles versucht, um mich loszuwerden, aber dabei hat er mir etwas verraten, was Sie sicher interessant finden werden. Er hat mir erzählt, dass Charisse und Cornells *Schwester* Busenfreundinnen waren.«

»Also, das ist mir neu.«

»Nicht? Er sagt, er hat die beiden andauernd zusammen gesehen. Und er schwört, dass Charisse scharf auf Cornell war und Adrianne schöngetan hat, um an ihn ranzukommen.«

»Da fragt man sich doch, warum Adrianne nichts gesagt hat. Wenn man Cornell reden hört, dann kannte er Charisse kaum. Justine hat es mir gegenüber auch so dargestellt.«

»Es würde sich lohnen, noch einmal mit Adrianne zu sprechen, und vielleicht auch mit den beiden anderen.«

»Wollen Sie das übernehmen, während ich den Anstreicher befrage?«

»Es wäre mir lieber, wenn Sie sich um beides kümmern würden. Mir geht langsam die Puste aus. Ich muss ein Nickerchen machen. Wenn Sie fertig sind, kommen Sie doch gleich ins Motel. Bis dahin bin ich bestimmt wieder auf, und wenn nicht, dürfen Sie mich wecken. Dann fahren wir ins Krankenhaus und erzählen Dolan, was läuft.«

Nachdem Stacey und ich uns getrennt hatten, saß ich im Auto und überlegte, wen ich zuerst befragen sollte. Im Moment war ich mehr daran interessiert, etwas über Adriannes Freundschaft mit Charisse zu hören als daran, mit Justine, Cornell oder dem Inhaber

des Malergeschäfts zu reden. Als ich jedoch das Telefonbuch zu Rate zog, fand ich darin acht »Richards« aufgeführt, und Adrianne war nicht unter ihnen. Ich hatte keine Ahnung, wie ihr Mann mit Vornamen hieß. Und da Samstag war, würde ich sie auch nicht in der Schule antreffen. Quel ennui. Damit blieb mir die Wahl zwischen dem Anstreicher und den jungen McPhees. Dem Telefonbuch zufolge befand ich mich nur vier Straßen von Cornell und Justine entfernt, also siegten sie ohne eigenes Zutun.

Ihr Haus war ein hellgelber, holzverschalter Bau mit weißen Zierleisten und Fenstern mit rautenförmigen Scheiben, die von dunkelgrünen Läden eingerahmt wurden. Pinkfarbene Geranien wuchsen in Blumenkästen an der Vorderseite, und um den Garten zog sich ein weißer Bretterzaun. Die Doppelgarage war offen, und drinnen standen die sechsjährige Cissy und ihre zwei älteren Schwestern dicht um Cornells Werkbank gedrängt.

Ich parkte vor dem Haus und ging durch einen Wust von Fahrrädern die Einfahrt entlang. Cornell sah auf und begrüßte mich, ohne seine Arbeit zu unterbrechen. »Hey, wie geht's?«

»Prima. Ist das eine Hundehütte, was Sie da bauen?«

»Genau, und ich hab's praktisch geschafft, sobald das Dach hier fertig ist. Die Mädchen sind schon ganz scharf darauf, sie zu lackieren. Kennen Sie meine Töchter schon?«

»Cissy habe ich am Donnerstag kennen gelernt. Und alle drei zusammen habe ich heute Morgen bei Ihren Eltern gesehen.«

»Ach ja, stimmt. Das sind Amelia und Mary Francis.«

Ich sagte »Hi«, vermochte aber nicht zu unterscheiden, wer Amelia und wer Mary Francis war, doch das spielte vermutlich keine Rolle. Mir kamen die

meisten Kinder ohnehin austauschbar vor. »Ist Justine da?«

»Sie macht die Wäsche. Sie können da durchgehen. Die Waschküche ist gleich hinter der Tür. Cissy, zeig ihr doch den Weg.«

Ich zögerte, da ich versucht war, ihn nach Charisse zu fragen, bevor ich das Thema bei Justine zur Sprache brachte, aber in Anwesenheit seiner Töchter kam es mir nicht besonders passend vor. Cissy zerrte bereits an meiner Hand, also ließ ich mich von ihr durch die Hintertür der Garage in die Waschküche führen. Dann hüpfte sie zu ihrem Dad und seinem Samstagvormittagsprojekt zurück.

Ich traf Justine in Socken und einem olivgrünen Jogginganzug an. Sie wandte mir den Rücken zu und stopfte gerade schmutzige Bluejeans und Arbeitshemden in die Waschmaschine. Neben ihr lief bereits der Trockner und füllte den Raum mit einer dichten, feuchten Hitze, während ein Kleidungsstück mit Schnallen auf seinem Rundkurs in der Trommel unaufhörlich klapperte. »Ich hoffe, es macht Ihnen nichts aus, dass ich unangemeldet hereinschneie«, sagte ich.

Sie machte einen Satz und stieß einen kleinen Schrei aus. »Herrgott, Sie haben mich zu Tode erschreckt. Ich habe Sie nicht reinkommen hören.«

»Tut mir Leid. Ich wollte mich nicht anschleichen. Cornell hat mir empfohlen, diesen Weg zu nehmen. Wahrscheinlich hat er gedacht, Sie würden mich nicht hören, wenn ich vorne klingle.«

»Was wollen Sie denn hier?«

»Das Übliche. Herumschnüffeln. Können wir uns unterhalten?«

»Ich habe Ihnen schon alles gesagt, was ich weiß.«

»Seien Sie so nett, okay?«

Sie starrte auf den Boden und kämpfte gegen ihren Groll an, aber ich merkte, wie sie nachgab, wenn auch ungern. »Lassen Sie mich hier noch fertig machen, dann gehen wir in die Küche.«

Sie schob die restlichen Klamotten in die Trommel, kippte Flüssigwaschmittel und Bleiche hinterher, machte den Deckel zu, stellte das Waschprogramm ein und drückte den Startknopf. Dann wusch sie sich am Spülbecken in der Waschküche die Hände und trocknete sie an einem Frotteehandtuch ab, das sie aus einem Stapel Schmutzwäsche zog.

Ich folgte ihr in die Küche, die tadellos in Schuss war, das krasse Gegenstück zum Haus ihrer Mutter mit seiner Schmuddeligkeit und den ganzen Nippsachen. Es ist mir ein Rätsel, wie Frauen mit quirligen Kindern es schaffen, ein Haus in Ordnung zu halten. Sie bot mir Kaffee an, wahrscheinlich, um ihre schnippische Art wiedergutzumachen. Ich nahm ihn mit dem Hintergedanken an, meinen Besuch in die Länge zu ziehen. Sie schenkte mir einen Becher ein und stellte ihn zum Aufwärmen in die Mikrowelle. Hübsch war sie nicht. Ihr Aussehen hatte etwas Ausgewaschenes, als wären lebenswichtige Blutversorgungswege schon seit Jahren verstopft, sodass sie bleich und erschöpft wirkte. Der grüne Jogginganzug verlieh ihren Augen mehr Farbe, als ich je zuvor in ihnen gesehen hatte, aber viel war es immer noch nicht. Die Mikrowelle machte ping, und sie nahm den Becher heraus.

Als sie ihn vor mir abstellte, schwappte eine Welle Kaffee über den Rand, und sie reichte mir eine Papierserviette. »Wollten Sie etwas Bestimmtes? Wir haben noch nicht zu Mittag gegessen. Ich muss auf den Markt gehen und Brot holen.«

»Es dauert nicht lang«, sagte ich und wischte die Kaffeelache auf. Ich beschloss, mich dem Thema

Adrianne und Charisse indirekt zu nähern. »Sind Sie dazu gekommen, mit Cornell zu sprechen?«

»Worüber?«

»Sie hatten Angst, er könnte wütend auf Sie werden, wenn Sie mit mir reden.«

»Darüber ist er weg. Er hat erzählt, dass er Sie bei seinem Dad gesehen hat, also nehme ich an, dass alles verziehen ist. Sie können von Glück sagen«, fügte sie hinzu. Dann brachte sie Zucker und Kaffeesahne an den Tisch, setzte sich wieder und schob die Hände unter die Schenkel.

»Das kam daher, dass Detective Oliphant dabei war. Er und Ruel haben wohl die gleiche Wellenlänge. Haben Sie Stacey schon kennen gelernt?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich habe zwar gehört, dass ein zweiter Detective gekommen ist, aber ich bin ihm noch nicht begegnet. Die reißen sich ja echt ein Bein aus.«

»Das stimmt. Die Sache ist ihnen sehr ernst.«

»Tja, gut, obwohl ich nicht ganz verstehe, warum das nach so langer Zeit noch eine Rolle spielt.«

»Da sind Cops ganz eigen. Sie geben im Grunde nie auf. Sie warten nur ab.«

»Hören Sie, ich möchte ja nicht unhöflich sein, aber ich muss wirklich los. Die Kinder werden sonst quengelig.«

»Entschuldigen Sie. Ich komme gleich zur Sache«, sagte ich. »Als Stacey heute Morgen mit Cornell gesprochen hat, hat er einen Klassenkameraden von Ihnen erwähnt, einen gewissen George Baum.«

»Klar, ich kenne George. Warum hat er ihn erwähnt?«

»Cornell dachte anscheinend, er hätte was mit Charisse gehabt.«

»Was gehabt?«

»Das ist eine vornehme Art auszudrücken, dass er sie gebumst hat.«

»Herrgott noch mal. Das hat er nicht getan. George hatte eine feste Freundin, eine Cheerleaderin namens Swoozie Franks. Sie sind jahrelang miteinander gegangen, mindestens seit der siebten Klasse. Einen Monat nach unserem Highschool-Abschluss haben sie geheiratet.«

»Swoozie?«

»Das ist ein Spitzname. Ihren richtigen habe ich vergessen.«

»Vielleicht hat ihn Swoozie nicht rangelassen, und George hat stattdessen bei Charisse seine Befriedigung gefunden.«

Justine verzog das Gesicht. »Das ist geschmacklos.«

»Warum denn? Sie haben doch alle gesagt, dass sie eine Schlampe war.«

»Ja, schon, aber ich kann mir nicht vorstellen, dass George so etwas tun würde. Hat er es zugegeben?«

»Soweit ich weiß nicht, aber er hat Stacey erzählt, dass Charisse und Adrianne eng befreundet waren. Ich frage mich, warum uns das niemand gesagt hat.«

»Das stimmt ganz und gar nicht. Warum sagt er denn so was? Der spinnt wohl.«

Zweifelnd entgegnete ich: »Ich weiß nicht, Justine. Er sagt, Charisse sei hinter Cornell her gewesen und hätte sich an Adrianne gehängt, um an ihn ranzukommen. Eigentlich hätte uns Adrianne das von sich aus sagen sollen, sobald sie gehört hatte, dass Charisse tot ist.«

»Sie haben doch gesagt, Sie wären sich nicht mal sicher, dass sie es ist.«

»Na ja, wir haben ihre Identität noch nicht nachgewiesen, aber jetzt, wo wir ihre Zahnunterlagen haben, kommen wir der Sache immer näher. Ich hätte es ja heute Morgen erwähnt, aber vor Ednas

Kirchengruppe schien es mir nicht angebracht. Außerdem ist mir da erst klar geworden, wer Adrianne ist. Sie können sich mein Erstaunen vorstellen. Ich sehe sie in der Quorum Highschool. Ich erfahre, dass sie Cornells Schwester ist, und dann höre ich, dass sie und Charisse dicke Freundinnen waren.«

»Sie waren keine Freundinnen. George weiß ja nicht, was er redet. Charisses so genannte Freunde waren ein Haufen Versager von der Lockaby. Die lagen mehr auf ihrer Linie.«

»Tatsächlich. Ihre Mutter hat gesagt, sie hätte furchtbar rumgenervt, weil sie immer mit Ihnen beiden zusammen sein wollte.«

»Wir haben sie manchmal mitgenommen, aber sie war peinlich.«

»Haben Sie gewusst, dass Charisse so in ihn vernarrt war?«

»Oh, bitte.«

»Warum sollte George uns anlügen?«

»Ich habe nicht gesagt, dass er gelogen hat. Ich habe nur gesagt, er hat sich getäuscht. Der Typ ist nicht der Hellste. Außerdem – selbst wenn sie in Cornell verknallt war, was hätte das schon für eine Rolle gespielt? Viele Mädchen waren in ihn verknallt. Er war der beliebteste Junge in unserer Klasse.«

»Aber wie ging es Ihnen damit? Hat Sie das nicht gestört?«

»Ich wusste, dass wir letztlich ein Paar werden würden, also waren mir die anderen egal.«

»Ich meine vor allem Charisse.«

»Sie war ein Nichts. Ein Luder. Sie war mir vollkommen egal.«

»Mann, das ist ja erstaunlich. Als ich in der Highschool war, war ich total unsicher. Da müssen Sie wesentlich mehr Selbstbewusstsein besessen haben.«

»Das würde ich nicht sagen. Es kam mir nur einfach wie Schicksal vor. Sowie ich Cornell sah, stand es für mich fest. Das war in der Grundschule. Wir sind in der Mittelstufe auf verschiedene Schulen gegangen und erst im letzten Schuljahr vor dem Abschluss wieder zusammengekommen.«

»Liebe auf den ersten Blick.«

»Genau.«

»Also hat es gar keine Rolle gespielt, ob Charisse und Adrianne befreundet waren, was die Auswirkungen auf Sie betraf.«

»Charisse hat tun und lassen können, was sie wollte. War nicht mein Bier.« Sie sah auf die Uhr und signalisierte mir damit, dass meine Zeit abgelaufen war. Bei ihrem Talent für nonverbale Kommunikation hätte sie Psychoanalytikerin sein können.

Ich hielt eine Hand in die Höhe. »Nur noch eines, dann lasse ich Sie in Ruhe. Kommt es Ihnen nicht ein klein wenig auffällig vor, dass Ihr Vater fast zur selben Zeit verschwunden ist wie Charisse?«

Justine starrte mich an. »Ich begreife nicht, was Sie meinen.«

»Kommen Sie, Justine. So naiv sind Sie nicht.«

»Wollen Sie andeuten, dass die beiden *gemeinsam* losgezogen sind?«

»Ist Ihnen der Gedanke nie in den Sinn gekommen?«

»Natürlich nicht. Daddy ist im Juni gegangen. Charisse war danach noch Monate und Abermonate bei uns.«

»Eigentlich nur bis Ende Juli. Vielleicht sechs Wochen oder so. Was, wenn sie eine Affäre miteinander hatten?«

Justine lachte auf. »Puh, das ist ja widerlich. Ich mag mir schon nicht vorstellen, dass er Sex mit meiner Mutter gehabt hat, geschweige denn mit so einer wie ihr. Das ist doch ekelhaft.«

»Sie finden es vielleicht ekelhaft, aber in den Annalen der Menschheitsgeschichte wäre es nicht gerade das erste Mal. Das habe ich auch schon zu Ihrer Mutter gesagt. Charisse war doch nicht wählerisch, also warum nicht mit ihm?«

Justine klappte den Mund zu und starrte zu Boden. Erregt steckte sie sich eine bleiche Haarsträhne hinters Ohr.

»Hören Sie, ich will hier keine Behauptungen aufstellen«, sagte ich. »Niemand von uns kennt die Fakten. Das ist reine Spekulation.«

»Vor allem ist es geschmacklos«, erwiderte sie und erhob sich.

»Dann lasse ich Sie jetzt lieber gehen. Vielleicht sollte ich noch mit Cornell plaudern.«

»Ich weiß nicht, ob er daran Interesse hat.«

»Er schien jedenfalls nichts dagegen zu haben, dass ich mit Ihnen rede.«

»Er war nur höflich.«

»Eine Eigenschaft, die ich an einem Mann schon immer bewundert habe. Aber Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen, weil ich jetzt ohnehin nicht dazu komme. Ich muss erst etwas anderes erledigen.«

Auf meiner Landkarte von Kalifornien war Hazelwood Springs ein winziger Punkt am Highway 78, sechzehn Kilometer südlich von Quorum. Der Ort erwies sich als so klein, dass ich glatt hindurchfuhr, ohne es zu merken. Ich wendete in der nächsten passenden Einfahrt und kehrte um. Der ganze Ort bestand aus einem kleinen Supermarkt, zwei Seitenstraßen, vereinzelten Häusern und einer richtig altmodischen Tankstelle mit zwei Zapfsäulen, wo tatsächlich noch ein Tankwart herauskam, einem den Tank füllte, die Windschutzscheibe wischte und einen schönen Tag

wünschte. Ich ließ erneut für zwanzig Dollar Sprit in Dolans Schiff hineinschütten, doch im Gegenzug war der Mann so nett, mir den Weg zu Lennie Roots Haus zu weisen, das direkt gegenüber lag.

Lennie Roots kleines, weißes Holzhaus stand auf Stützen aus nacktem Waschbeton, durch die ein flacher Raum entstand, in dem er seine Malerutensilien lagern konnte. An dem hölzernen Rahmen über der Haustür hing eine blumenverzierte Keramikplakette mit der Aufschrift THE ROOTS, MYRA AND LENNIE.

Lennie öffnete auf mein Klopfen hin die Tür. Er war etwa Mitte sechzig, hatte ein schmales, schlaffes Gesicht und dicke Ringe unter den Augen. Seine buschigen grauen Haare waren mit winzigen Fleckchen getrockneter roter Farbe gesprenkelt. Über Chinos und einem weißen T-Shirt trug er eine lange Schürze mit Rüschen am Latz. In der Hand hielt er ein zerknittertes Anzughemd wie einen streunenden Kater, den er zur Tür hinauswerfen wollte.

»Mr. Root? Mein Name ist Kinsey Millhone. Ich hoffe, Sie können mir ein paar Fragen über einen früheren Angestellten von Ihnen beantworten. Erinnern Sie sich an Frankie Miracle?«

»Warum fragen Sie? Wenn Sie nämlich für die OSHA oder die staatliche Berufsunfähigkeitsversicherung arbeiten, dann sage ich Ihnen ganz offiziell – die Verletzung war vorgetäuscht.«

»Ich bin nicht deswegen hier. Ich bin Privatdetektivin und stelle Nachforschungen in einem Mordfall an, der sich im August ‘69 zugetragen hat. Frankie sagt, er habe kurz zuvor für Sie gearbeitet.«

Er zwinkerte. »Wie gut kennen Sie sich mit Bügeln aus?«

»Bügeln?«

»Meine Frau ist bis nächsten Montag bei ihrer Mutter, und ich bin heute Abend bei meiner Tochter zum Essen eingeladen. Ich muss dieses Hemd bügeln, aber ich weiß nicht, wie. Meine Frau besprüht die Hemden immer mit Wasser und lässt sie verknäult liegen, aber ich habe nie darauf geachtet, was als Nächstes kommt. Zeigen Sie mir, wie man das macht, und ich erzähle Ihnen alles, was Sie wissen wollen.«

Ich lachte. »Mr. Root, die Abmachung gilt.«

Er reichte mir das Hemd, und ich folgte ihm durch ein bescheidenes Wohnzimmer zur hinten gelegenen Küche. In der Spüle stapelte sich das Geschirr, und die Arbeitsfläche war voll mit weiteren Gläsern, Tellern und Besteck. Auf dem Frühstückstisch stand ein großer Plastikkorb mit zerborstenem Rand, aus dem frisch gewaschene Wäsche quoll. Die Tür zur Waschküche stand offen, und Lennie durchquerte die Küche, um ein Bügelbrett mit zerkratzten Beinen und einem Bezug mit Blumenmuster zu holen. Als er es aufklappte, hörte sich das lang gezogene Knirschen von Metall auf Metall an wie der Paarungschrei eines exotischen Vogels. Er steckte das Bügeleisen ein. Ich stellte den Regler auf »Baumwolle« und wartete, bis es sich erhitzt hatte.

»Das hat mir meine Tante Gin beigebracht, als ich sieben Jahre alt war – in erster Linie, weil ihr selbst das Bügeln ein Gräuel war.« Ich leckte an meinem Zeigefinger und tippte damit gegen das heiße Eisen. Es zischte. »Passen Sie auf.« Ich nahm das angefeuchtete Hemd an der Passe, hielte es mit beiden Händen fest und zog die aufgeworfenen Nähte mit einem heftigen Ruck glatt.

»Das kommt als Erstes?«

»Es sei denn, das Hemd hat keine Passe. Dann fängt man mit dem Kragen an.« Ich legte das Hemd aufs Bügelbrett und erklärte die Strategie: erst die Passe,

dann der Kragen, gefolgt von den Manschetten, den Ärmeln und schließlich dem Rumpfteil des Kleidungsstücks.

Er sah aufmerksam zu, bis ich das Hemd fertig hatte und es zugeknöpft auf einen Drahtbügel gehängt hatte. Ich reichte ihm ein zweites Hemd aus dem Korb und ließ es ihn selbst versuchen. Er war langsam und ein bisschen ungeschickt, doch für sein erstes Mal konnte man es durchgehen lassen. Offenbar war er mit sich selbst zufrieden, und ich malte mir kurz aus, wie er im Lauf des Nachmittags den ganzen Korb wegbügelte. Schließlich schaltete er das Eisen ab, stellte den Korb beiseite und winkte mich zu einem Stuhl.

Sobald wir saßen, sagte er: »Also. Was kann ich Ihnen über Frankie erzählen, abgesehen davon, dass er die größte Flasche ist, die je gelebt hat?«

»Wie lang hat er für Sie gearbeitet?«

»Sechs Monate. An den meisten Tagen betrunken und an allen anderen inkompetent.«

»Haben Sie ihn eingestellt oder Ihr Geschäftspartner?«

»Ich habe keinen Partner.«

»Aber Ihre Firma heißt doch R&R Painting. Da dachte ich, das wäre Ihr Bruder, Ihr Sohn oder Ihr Vater.«

»Nein, nein. Ich bin allein. Das zweite R habe ich nur dazugenommen, um die Kunden zu beruhigen. Bei einem Ein-Mann-Malerbetrieb denken die Leute, man hat nicht genug Arbeitskraft, um den Auftrag zu erledigen. Auf die Art mache ich den Kostenvoranschlag und lasse mir den Vertrag unterschreiben, und wenn sich dann herausstellt, dass ich allein anrücke, kann es den Leuten auch egal sein. Ich bin schnell, ich bin gründlich, und ich bin akkurat.«

»Wie kam es, dass Sie Frankie eingestellt haben?«

»Hab jemandem einen Gefallen getan. Der größte Fehler, den ich je gemacht habe. Dieser Typ kannte Frankies Bruder und hat mich gefragt, ob ich ihm einen Job geben würde. Er war gerade erst aus dem Gefängnis gekommen, und niemand sonst wollte ihm eine Chance geben. Ich war selbst nicht so wahnsinnig begeistert von der Idee, aber ich hatte gerade einen großen Auftrag angenommen und brauchte dringend Hilfe.«

»In welchem Jahr war das?«

»Zwischen Weihnachten ‘68 und Sommer ‘69. Er hat behauptet, er hätte Erfahrung, aber das war gelogen. Der mieseste Abklatsch eines Hilfsarbeiters, den Sie je gesehen haben, er und sein toller Freund. Vögel wie die beiden bringen die Gefängnisse in Verruf.«

»Was für ein Freund?«

»Clifton. Ein stämmiger Kerl. Mit nem komischen Vornamen …«

»Pudgie.«

Lennie zeigte auf mich. »Genau.«

»Ich wusste gar nicht, dass Frankie und Pudgie damals schon so dicke miteinander waren.«

»Waren sie jedenfalls, als sie für mich gearbeitet haben.«

Das war eine unerwartete kleine Neuigkeit. Ich konnte es kaum erwarten, Stacey davon zu berichten, obwohl mir im Moment gar nicht klar war, was es bedeutete – falls überhaupt irgendetwas. »Aus dem, was Sie eingangs gesagt haben, schließe ich, dass Frankie irgendeine Art von Entschädigungsantrag gestellt hat. Ist er bei der Arbeit verletzt worden?«

»Er hat’s behauptet. Na klar. Hat gesagt, er wäre vom Gerüst gefallen, bloß hat er da gerade allein gearbeitet, und es war eine glatte Lüge. Kaum dass ich von dem Antrag erfahren hatte, saß er auch schon

wieder im Knast, diesmal unter Mordanklage. Ist das der Mord, den Sie erwähnt haben?«

»Das war ein zweiter Mord – ein junges Mädchen, das nur wenige Tage nach dem ersten Opfer erstochen worden ist. Ihre Leiche ist in Lompoc abgelegt worden, und dort hat man ihn auch verhaftet. Wissen Sie noch, wann er bei Ihnen aufgehört hat?«

»Im Juni. Das weiß ich, weil Myra und ich am fünfzehnten unseren fünfundzwanzigsten Hochzeitstag hatten, und da war er schon weg.«

»Und wie ist er in Venice gelandet?«

»Ich habe gehört, er hat einen Job in Blythe gekriegt, als Landschaftsgärtner – anders ausgedrückt ein erwachsener Mann, der zum Mindestlohn den Rasen mäht. Dort hat er ein sechzehnjähriges Mädchen kennen gelernt, und drei Wochen später haben die zwei geheiratet. Aus seinem Job ist er gefeuert worden, also sind sie nach Venice gezogen, wo er für einen Freund irgendwas gestrichen hat.«

»Aha.«

»Dieser andere Mord, den Sie erwähnt haben, wird er da verdächtigt?«

»Sagen wir mal so: Die Cops haben einen langen, scharfen Blick auf ihn geworfen. Dummerweise gibt es zurzeit keinerlei Beweis dafür, dass er das Opfer überhaupt gekannt hat, und nichts, was ihn mit dem Verbrechen selbst in Verbindung brächte.«

»Und wie haben Sie mich aufgetrieben?«

»Eine Abdeckplane am Fundort der Toten stammt von der Diamond Custom Canvas Company in Quorum. Ich war kürzlich dort und habe mir ihre Planen angeschaut, als mir auf einmal wieder eingefallen ist, dass auf Frankies Haftblatt ein Malerbetrieb erwähnt war. Er hat Sie als seinen Arbeitgeber genannt.«

»Nee, da war er schon längst weg. Ich war ohnehin drauf und dran, ihn zu feuern, wenn er nicht gekündigt hätte, und das war ihm garantiert sonnenklar. Kurz darauf ist das Projekt, an dem ich gearbeitet habe, einen traurigen Tod gestorben. Es war ein schlechtes Jahr für mich.«

»Sie würden nicht vielleicht die Abdeckplane wieder erkennen, wenn Sie sie zu sehen bekämen?«

»Schätze schon. Ich benutze seit Jahren die gleichen. Die kaufe ich in Quorum in dem Eisenwarenladen an der Main Street. Haben Sie sie dabei?«

»Schön wär's. Die liegt im Asservatenraum der Sheriffbehörde von Santa Teresa County.«

»Tja, dann könnten Sie sie ja mal auf Farbkleckse untersuchen lassen. Als Frankie für mich gearbeitet hat, war die einzige Außenfarbe, die wir benutzt haben, ein Ton namens ›Wüstensand‹. Den Hersteller weiß ich jetzt nicht mehr – höchstwahrscheinlich Porter, aber es könnte auch Glidden gewesen sein. Wenn die Farbe damit identisch ist, können Sie die Plane vielleicht mit Frankie in Verbindung bringen. Ich wäre bereit, auszusagen.«

»Danke. Ich bin beeindruckt. Sie haben ein gutes Gedächtnis.«

»›Wüstensand‹ hat sich als Unglücksfarbe erwiesen. Der größte Auftrag, um den ich mich je beworben habe. Zumindest bis dato«, sagte er. »Ich hätte Tausende verdient, wenn der Komplex nicht den Bach runtergegangen wäre.«

In meinem Brustkorb ruckte es leicht. »Sprechen Sie zufällig vom Tuley-Belle?«

»Woher wissen Sie davon?«

»Ruel McPhee hat es heute schon mal erwähnt.«

»Ach, Ruel kenne ich. Für den habe ich im Lauf der Jahre schon viele Aufträge erledigt.«

»Wo liegt denn der Bau? Ich würde ihn mir gern mal ansehen.«

»Sie sind auf dem Weg hierher daran vorbeigekommen. Das Ding liegt am Highway 78, auf halber Strecke zwischen hier und Quorum. Auf der westlichen Seite der Straße. Aus der Ferne sieht es aus wie ein Gefängnis. Sie können es gar nicht verfehlen.«

21

Auf dem verblassten Werbeplakat am Straßenrand stand TULEY-BELLE LUXUS-EIGENTUMSWOHNUNGEN – SCHON HEUTE LEBEN WIE MORGEN. Es war ein ehrgeiziges Projekt gewesen, begleitet von einem Werberummel, der einen Kaufrausch auslösen sollte. Der über eine Ecke des Schildes geklebte Streifen trompetete: NUR NOCH ZWEI EINHEITEN UNVERKAUFT! Falls das zutraf, wurde garantiert noch heute prozessiert. Ich bremste, bog vom Highway ab und folgte der verfallenden vierspurigen Asphaltstraße, die von Pflanzkübeln aus Beton, welche ebenso leer waren wie die Landschaft ringsum, in zwei Hälften zerteilt wurde. Die Bauherren mussten eine noble Zufahrt geplant haben, mit üppigem Rasen und Palmen, die die Straße säumten, doch das Projekt war lange vor Umsetzung der Pläne aufgegeben worden. Es gab kaum Vegetation. Das flache Gelände ging in sanfte Hügel über, die weiter hinten mit den Palo Verde Mountains verschmolzen. Die Entfernungen waren trügerisch, und die klare, trockene Luft fungierte gewissermaßen als atmosphärisches Zoomobjektiv. Der Komplex, der nur ein paar hundert Meter weit weg zu sein schien, lag in Wirklichkeit fast zweieinhalb Kilometer entfernt.

Als ich endlich in den ungeteerten Parkplatz einbog und den Motor abstellte, umhüllte die Stille das Auto wie ein unsichtbarer Schild. Im harten Nachmittagslicht wirkten die nur teilweise fertig gestellten Bauten so kahl wie Felsenwohnungen. Der Wind hatte Berge von Müll gegen die Mauern geweht. Das umliegende Gelände war flach und still. Dolan hatte mir erzählt, dass das Wasser in der Wüste trotz sintflutartiger Regenfälle rasch abfließt und kaum im

Boden gespeichert wird. Selbst vom Auto aus konnte ich zahlreiche tiefe Rinnen im porösen Erdreich sehen, die von plötzlichen Regengüssen gegraben worden waren und nun in der Hitze zur Härte gegossenen Betons erstarrt waren.

Ich stieg aus und schlug die Autotür zu. Das Geräusch klang erstickt, als wäre es sofort von der Luft aufgesogen worden. Die Bauten waren weitläufig. Manche Teile waren fertig gestellt, andere im Rohbau stehen gelassen worden. Weiter hinten hatte man noch eine Reihe von Fundamenten gegossen, doch die Betonsockel waren unberührt geblieben. Ich sah zahlreiche Reifenspuren und malte mir einen stetigen Strom von Teenagern aus, die durch die Finsternis schlichen und sich aus der rauen Nacht in die relative Wärme der isolierten Wände flüchteten. Hier draußen blies ständig der Wind – eine kraftvolle, pfeifende Präsenz, die mir die Haare ins Gesicht wehte. Hinter mir stob Sand über die Straße.

Etwa sechzig Meter entfernt lag ein magerer grauer Hund auf dem Bauch und zerrte träge Fleisch aus dem Kadaver eines frisch getöteten Beutetiers. Ich brauchte einen Moment, bis ich begriff, dass ich einen Kojoten vor mir hatte. Er musterte mich interesselos, erhob sich jedoch und nahm seinen wertvollen Knochen mit, bevor er davontrottete. Seine Färbung glich den gedämpften Wüstentönen so sehr, dass er verschwand wie eine Erscheinung.

Ich wandte mich dem nächst gelegenen Gebäude zu und ging hinein. Die Fenster fehlten, und die Türen waren aus den Angeln gehoben worden. Die Jugendlichen waren nicht weit vorgedrungen. Dort, wo man wohl eine Eingangshalle vorgesehen hatte, säumten jetzt Matratzen die Wände wie in einem Lazarett. Auf manchen lagen löchrige Decken, doch die meisten waren kahl. Pappkartons waren

hereingetragen worden und dienten nun als Abstelltische für ein Sammelsurium aus Aschenbechern, Drogenzubehör und leeren Bierdosen. Ich machte einen Rundgang und musterte die pharmazeutischen Spezialitäten. Die Jugendlichen nahmen Gras, Haschisch und Kokain, doch die beliebteste Sucht war nach wie vor Nikotin, da die Zigarettenkippen die ausgedrückten Joints im Verhältnis vier zu eins übertrafen. Ein benutzter Pariser, über die Kappe eines einsamen, knöchelhohen Basketballschuhs drapiert, rundete das Bild ab. Ich versuchte mir die armen Teeny-Mädchen vorzustellen, deren erste Sexerlebnisse unter derart tristen Umständen stattfanden. Doch vielleicht waren sie ja zu betrunken oder zu bekifft, um darüber nachzudenken, was sie machten oder was mit ihnen gemacht wurde.

Draußen ertönte Lärm, als erhöbe sich eine Schar Vögel in die Lüfte. Ich lauschte und versuchte, das Geräusch zu identifizieren. Es klang wie flatterndes Plastik, als hätte sich ein Staubschutz gelöst und würde vom Wind davongetragen. Das Rascheln klang befremdlich, als schüttelte jemand eine frische Mülltüte auf, nachdem er den Abfall hinausgebracht hatte. Ich ging zur nächsten Türöffnung, tappte den Flur entlang und spähte dabei in alle Richtungen. Die lose Abdeckung war nirgends zu sehen; es gab nur Räume, die sich in andere Räume öffneten, allesamt durchdrungen von erbarmungslosem Sonnenlicht. Mit geschärften Sinnen blieb ich stehen. Da fiel mir ein, worauf ich schon gleich hätte kommen sollen: Das Tuley-Belle war der ideale Schauplatz für einen Mord. Die Schreie des Opfers wären keine hundert Meter weit zu hören. Wenn der Mord draußen stattfand, konnte man das Blut verbergen, indem man das Erdreich mit einem Spaten umgrub. Fand er drinnen statt, konnte man die Böden abschrubben und die

Lumpen anschließend vergraben wie seltsame Erdmutationen.

Das Tuley-Belle erinnerte mich an großartige, antike Ruinen, als wäre eine primitive Kultur auf unerklärliche Weise gekommen und wieder verschwunden. Selbst bei hellem Tageslicht roch ich die Niederlage. Ich wusste, dass ich allein war. Aufgrund der isolierten Lage wäre jeder, der sich mit dem Auto näherte, meilenweit zu sehen. Auch konnten überall auf dem Gelände Landstreicher sein. Es gab unzählige Ecken, wo man sich verstecken konnte, und Möglichkeiten, sich verborgen zu halten, falls das nötig war. Ich ging den gleichen Weg zurück, wobei ich mich zwang, nicht zu rennen, und holte kaum Atem, bis ich sicher wieder im Auto saß. Das musste Stacey sehen.

Als ich wieder am Motel anlangte, tigerte er vor meiner Zimmertür auf und ab. Ich vermutete, dass er Lust auf eine neue Runde Fastfood hatte, da ich mir nicht vorstellen konnte, was sonst eine solche Erregung hätte auslösen sollen. Sowie er mich sah, kam er zum Auto gehastet. Ich kurbelte das Fenster herunter, und er lehnte sich auf die Kante, grinste und zeigte auf sein Gesicht. »Hey, schön, Sie zu sehen! Ich dachte schon, Sie würden nie mehr auftauchen. Wissen Sie, was das ist? So sehe ich aus, wenn ich mich freue wie ein Schneekönig.«

»Was gibt's denn?«

Er trat einen Schritt zurück und öffnete die Autotür, damit ich aussteigen konnte. »Joe Mandel hat mich angerufen. Die Experten für Fingerabdrücke machen Überstunden. Ich habe Ihnen doch erzählt, dass es so aussieht, als hätte jemand versucht, den Mustang abzuwischen. Tja, nun hat sich herausgestellt, dass das nicht besonders gründlich geschehen ist, weil die

Techniker nämlich zweierlei Abdrücke gefunden haben: die einen auf der Handbremse, dem Tankdeckel, dem Innenrand des Reservereifens und außen am Handschuhfach. Anscheinend hat sich der Fahrer rübergebeugt, um irgendwas rauszuholen, und hat es dann wieder zugeschlagen. Den zweiten Satz Abdrücke haben sie auf einer Landkarte von Kalifornien gefunden, die unter den Beifahrersitz geschoben worden war.«

»Und sie haben nach all den Jahren brauchbare Abdrücke abnehmen können?«

Stacey winkte ab. »Die können alles. Es ist auch günstig, dass das Auto aus dem Verkehr gezogen und in diesem Schuppen eingeschlossen war.«

»Von wem stammen die Abdrücke?«

Stacey verzog gequält das Gesicht. »Jetzt drängeln Sie mal nicht so, sondern lassen Sie es mich auf meine Art erzählen. Sie haben beide Abdrücke mit denen von Charisse verglichen, aber damit hatten sie kein Glück. Meine Theorie ist ja, dass sie schon tot war und im Kofferraum gelegen hat. Der Reservereifen war rausgenommen und wahrscheinlich auf dem Rücksitz untergebracht worden, um Platz für sie zu schaffen. Derjenige, der das Auto abgewischt hat, hat uns im Grunde einen Gefallen getan. Die meisten zufälligen Abdrücke sind weg, aber die, die er übersehen hat, waren glasklar. Mandel hat beim ersten Satz schon in ein paar Minuten einen Treffer gelandet. Raten Sie mal, von wem die Abdrücke sind? Sie kommen nie drauf. Das ist ja so köstlich.«

»Frankie Miracle.«

»Das hab ich auch gesagt, aber das war falsch. Raten Sie noch mal.«

»Stacey, wenn Sie's jetzt nicht ausspucken, stürze ich mich auf Sie und erschlage Sie.«

»Pudgie.«

Ich merkte, wie ich blinzelte. »Sie glauben, Pudgie hatte was damit zu tun?«

Stacey lachte. »Das weiß ich noch nicht, aber es ist gut möglich. Als Mandel es mir eröffnet hat, wären mir fast die Zähne rausgefallen. Aber wenn man sich's genauer überlegt, ist es einleuchtend. Als Sie im Gefängnis mit Pudgie gesprochen haben, muss ihm mulmig geworden sein. Wahrscheinlich hat er geglaubt, die Sache wäre vergessen, aber jetzt kommt sie nach achtzehn Jahren wieder hoch. Er konnte sich nicht sicher sein, wie viel wir wissen, oder wie kurz wir schon davor stehen, die Verbindung zu ihm herzustellen. Schätzungsweise hat er sich gefragt, was er machen kann, und ist dann auf die Idee gekommen, dass es schlau wäre, jemand anderen zu belasten. Daher wusste er auch, welche kleinen Details er in seine Schilderung einflechten musste. Das heißt zwar nicht, dass er sie umgebracht hat, aber ich glaube, er weiß, wer es war.«

»Und er hat es raffiniert angestellt«, ergänzte ich. »Als er erwähnt hat, dass die Leiche eingewickelt worden war, hat er das so lässig dahingesagt, dass ich dachte, es wäre nur ein nebensächlicher Teil von Frankies Knastgeschwätz. Genau wie die Tatsache, dass sie erstochen worden ist.«

»Das haben Sie nicht erwähnt?«

»Natürlich nicht. Er hat versucht, mir Informationen abzuluchsen, aber das habe ich ihm nicht verraten. Kein Wunder, dass er so große Angst gehabt hat, es würde sich rumsprechen. Frankie würde ausrasten, wenn er glauben müsste, dass Pudgie ihn belastet hat. Ich nehme an, der zweite Satz Fingerabdrücke war auch nicht von Frankie.«

»Nee, verdammter Scheiß. Echt ärgerlich.«

»Finde ich auch. Ich habe gerade mit dem Anstreicher gesprochen, einem Mann namens Lennie

Root. Er sagt, Frankie und Pudgie haben Anfang ‘69 beide für ihn gearbeitet. Nach sechs Monaten hat Frankie gekündigt – etwa gegen Mitte Juni. Danach hat er offenbar drei Wochen lang in Blythe gearbeitet. Dort hat er auch Iona Mathis kennen gelernt und geheiratet.«

»Und was ist mit Pudgie? Wo war der?«

»Keine Ahnung, aber ich kann ihn ja noch mal fragen. Ich habe mich auf Frankie konzentriert.«

»Laut Root war er also zur selben Zeit in Quorum wie Charisse?«

»Nicht in Quorum, sondern in Blythe, aber das liegt ja ganz in der Nähe«, sagte ich. »Als sie gegen Ende Juli verschwunden ist, war Frankie schon nach Venice gezogen, fünf Stunden Autofahrt entfernt. Jetzt wollte ich mich gerade Ihrer Ansicht anschließen, dass Frankie unser Mann ist, und nun taucht Pudgie auf, also ist die Theorie erst mal gestorben.«

»Nicht unbedingt. Sie könnten unter einer Decke stecken. Pudgie hat Ihnen zwar erzählt, sie würden sich kaum kennen, aber das war offenbar Schwachsinn.«

»Allerdings. Pudgie kannte Iona, also warum sollte er Frankie nicht auch kennen? Womöglich hat sie die beiden miteinander bekannt gemacht«, mutmaßte ich. »Oder vielleicht war es auch umgekehrt, und Pudgie war derjenige, der Frank Iona vorgestellt hat.«

»Tja, das fällt auch kaum mehr ins Gewicht, nachdem der zweite Satz Abdrücke gar nicht von Frank stammt. Mich persönlich wurmt es ja, dass er in der Sache entlastet ist.«

»Also, irgendjemand hat jedenfalls mit Pudgie im Mustang gesessen, Iona vielleicht?«

Stacey runzelte die Stirn und kratzte sich am Kinn. »Moment, warten Sie mal kurz. Nicht so schnell. Das ist ein Schluss, den wir nicht ziehen dürfen. Wir setzen

Pudgie in den Mustang, als das Mädchen ermordet wurde, aber die Fingerabdrücke können ja auch nacheinander entstanden sein statt gleichzeitig. Hat Pudgie die McPhees gekannt?«

»Wenn er das Auto gestohlen hat, spielt es keine Rolle, ob er sie gekannt hat oder nicht.«

»Das Problem ist nur, wenn Pudgie Cornell oder einen von ihnen gekannt hat, dann hatte er womöglich legalen Zugang zu dem Auto. Der Wagen ist in schlimmem Zustand zurückgekommen. Vielleicht hat Ruel ihn gebeten, ihn in den Schuppen zu fahren oder abzuspritzen. Oder vielleicht haben er und Cornell sich in den Schuppen geschlichen, um heimlich eine zu rauchen. Es gibt alle möglichen Erklärungen dafür, warum seine Fingerabdrücke auf dem Auto sind.«

»Immer vorausgesetzt, dass sie sich gekannt haben.«

»Genau.«

Ich überlegte kurz. »Pudgie ist in Creosote aufgewachsen, das liegt nur fünfundzwanzig Kilometer weiter südlich. Ich glaube, unterhalb von Hazelwood Springs.«

»Sag ich ja.«

»Aber selbst wenn sie sich gekannt haben, hätte es trotzdem Pudgie gewesen sein können, der den Mustang gestohlen hat. Als er in Lompoc festgenommen wurde, war er per Anhalter unterwegs. Vielleicht hat er das Auto gestohlen, ist damit nach Lompoc gefahren, hat die Leiche abgelegt und das Auto den Abhang runtergestoßen.«

»Warum fragen wir ihn nicht? Sie haben doch gesagt, seine Schwester hätte ihn hierher geholt, als er aus dem Gefängnis gekommen ist. Haben Sie ihre Adresse?«

»Nein, aber die können wir uns vermutlich besorgen.«

Wir bekamen Pudgies Adresse von der Verwaltung des Bezirksgefängnisses von Santa Teresa. Da Dolans Auto nach Zigarettenrauch roch, beschlossen wir, den Mietwagen zu nehmen. Als wir auf dem Highway 78 in Richtung Süden fuhren, zeigte ich Stacey das Tuly-Belle und berichtete ihm, was ich gesehen hatte. Wie erwartet, wollte er es sich anschauen, und wir vereinbarten, sobald wie möglich dort vorbeizufahren.

Creosote war nicht so groß wie Quorum, aber zehnmal so groß wie Hazelwood Springs, das wir auf dem Weg passierten. Auf dem Schild stand EINW. 3435, doch vielleicht hatte die Handelskammer die Fakten aufgebläht. Aufgrund der Nähe zu Arizona hatte sich der Ort für ein Western-Image entschieden und ähnelte nun massiv einer billigen Filmkulisse, in der jeden Moment ein Cowboy angeschossen vom Dach des Saloons gepurzelt kommen konnte. Die Ladenzeile in der Hauptstraße bestand ausschließlich aus aneinander gereihten, zwei- und dreistöckigen Holzbauten mit hohen, falschen Fassaden, steilen Außentreppen und Plankenstegen statt gewöhnlicher Gehsteige zwischen den Häusern. Womöglich war Creosote tatsächlich mal eine Goldgräberstadt gewesen, oder aber es hatte sich als ein Ort mit einer wesentlich interessanteren Geschichte verkleidet, als es in Wirklichkeit der Fall war.

Stacey hatte seine rote Strickmütze aufgesetzt und erklärt, ihm sei kalt am Kopf. Ich vermutete eher einen seltenen Moment der Eitelkeit, aber ich konnte mich auch irren. Das Haus von Pudgies Schwester stand in der A Street, nahe der Ecke zur Third, und war eine kleine, viereckige Schachtel auf einem quadratischen Stückchen Rasen. Drei Betonstufen führten auf eine schmale Veranda. Von drinnen

konnten wir einen Staubsauger dröhnen hören. Stacey klopfte heftig, doch nichts geschah. Er klopfte erneut, und diesmal hörten wir, wie der Staubsauger ausgeschaltet wurde. Felicia Clifton machte die Tür auf, barfuß, in Jeans und T-Shirt und mit einem durch eine Gürtelschlaufe gezogenen Staubtuch. Sie war groß, grobknochig und rothaarig und trug ein blaues Kopftuch. Ihr Augen-Make-up war dramatisch. Ober- und Unterlid waren mit Kajal umrandet. Falsche Wimpern betonten das Blau ihrer Augen. »Ja?«

»Wir suchen Felicia Clifton. Sind Sie das?«

»Ja.«

»Ich bin Stacey Oliphant vom Sheriffbüro Santa Teresa, und das ist Kinsey Millhone …«

Felicia schloss die Augen. »Wenn es um Cedric geht, dann bring ich mich um. Ich schwöre bei Gott, das tu ich.«

»Er steckt nicht in Schwierigkeiten, Ms. Clifton – zumindest, soweit ich weiß –, aber wir hätten ihn gern gesprochen, falls er da ist.«

»Nein, ist er nicht. Er ist ganz spät gestern Abend oder ganz früh heute Morgen weggegangen. Ich weiß nicht genau, was von beidem. Er hat mir nicht mal einen Zettel hinterlassen, auf dem steht, wohin er gegangen ist oder wann er wiederkommt.«

»Hätten Sie was dagegen, wenn wir reinkommen?«

Felicia zögerte und musterte prüfend die Straße, als glotzten die Nachbarn womöglich durch ihre Vorhänge auf uns. »Im Vorgarten kann ich Sie ja wohl schlecht stehen lassen.«

Als wir hineingingen, befanden wir uns gleich mitten im Wohnzimmer, das etwa drei mal drei Meter maß. Von dort aus konnten wir die Küche sehen, und ich vermutete, dass der Rest des Hauses aus zwei Schlafzimmern und einem Badezimmer bestand. In der Luft hing der Geruch von Putzmitteln. Man sah, wo

sie mit einem feuchten Schrubber den Küchenfußboden gewischt und Streifen von Pine-Sol hinterlassen hatte. Ich roch die Aromen von Pledge Möbelpolitur, Comet und Lysol-Toilettenreiniger, durchsetzt vielleicht von einem Hauch Haushaltsbleiche.

»Setzen Sie sich«, sagte sie.

Stacey nahm auf dem Sofa Platz, während ich mich für einen hellgelben Plastikstuhl zu seiner Linken entschied. Felicia konnte sich nicht zum Hinsetzen durchringen, und ich fragte mich, ob sie putzte, um ihre Ängste zu lindern, wie ich es manchmal tat. Sie hatte sich große Mühe gegeben, um das Haus hübsch zu gestalten, obwohl die Möblierung wie eine seltsame Mischung aus Gebrauchtwaren, Fundstücken aus Trödelläden und Billigteilen wirkte.

»Was sind Sie von Beruf?«, fragte Stacey, während er sich um einen freundlichen Ton bemühte.

»Ich leite eine chemische Reinigung. Mein ganzes Leben dreht sich darum – die Sauereien anderer Leute zu beseitigen.«

Stacey sagte: »Ich nehme an, Cedric war problematisch.«

»Ach, nennen Sie ihn ruhig Pudgie. Das tun doch alle. Ich weiß nicht, warum ich auf ›Cedric‹ bestehe. Es ist ja albern, wenn man bedenkt, was für ein Mensch er ist.« Sie hockte sich auf einen Plastikstuhl, der ein Gegenstück zu meinem war. Dann streckte sie die Hand aus, rückte einen Stapel Zeitschriften zurecht, holte wie in Gedanken ihr Staubtuch heraus und fuhr damit über den Tisch, um unsichtbare Staubpartikel aufzuwischen.

Stacey räusperte sich. »Sie sind nur zu zweit?«

»Ja. Er hat Ärger gemacht, seit ich denken kann. Unsere Eltern haben sich getrennt, als er gerade achtzehn Monate alt war. Mom ist mit einem Typen

durchgebrannt, der verzinkte Rohre verkauft hat. Daddy hat sich vor gut zwei Jahren zu Tode getrunken. Ich war acht, als mein Bruder zur Welt gekommen ist. Daddy war damals schon ein Wrack, also habe ich ihn selbst aufgezogen. Sie können sich vorstellen, wie das gelaufen ist.«

»Harter Job in dem Alter.«

»Das können Sie laut sagen. Ich hab's wohl auch nicht so gut hingekriegt, weil Cedric andauernd Scherereien gehabt hat, seit er neun Jahre alt war. Ich weiß, dass ich aufhören müsste, ihn immer wieder zu retten, rauszupauken und wieder aufbauen zu wollen. Es bringt rein gar nichts. Seine einzige Begabung ist es, jeder Arbeit aus dem Weg zu gehen. Außerdem klaut er manchmal Autos.«

»Was hat er denn gemacht, seit er aus dem Gefängnis gekommen ist?«, erkundigte ich mich.

»Das Gleiche wie immer. Er trinkt, raucht, leiht sich Geld von mir und liegt auf der faulen Haut. Gelegentlich hilft er mir mal, aber nur, wenn ich laut genug schreie. Dann spült er manchmal ab oder geht einkaufen. Irgendwie warte ich wohl darauf, dass er sich mal aufrafft.«

»Hat er Arbeit gesucht?«

»Er behauptet's, aber hier am Ort gibt es nicht viel zu tun. Im Dairy Queen ist eine Stelle frei, aber das findet er unter seiner Würde. Ich weiß nicht, wo er das her hat. Er ist so tief gesunken, dass unter ihm nichts mehr kommt, soweit ich sehe. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis er wieder Mist baut. Ich kapiere nicht, wie das funktioniert. Jedes Mal, wenn ein Typ was verbockt, ist irgendwo in der Nähe ein Mädchen, dem er Leid tut. In seinem Fall bin das ich.«

»Ich kenne auch so jemanden«, sagte ich und musste an Iona denken.

»Das sind die Schuldgefühle«, meinte Stacey.

»Ja? Hm, vermutlich. Er kommt mir immer so aufrichtig vor. Jedes Mal, wenn ich ihn anschaue, sehe ich ihn mit neun. Da haben sie ihn erwischt, als er bei der Frau gegenüber zwei silberne Bilderrahmen geklaut hat. Was zum Teufel wollte er mit zwei silbernen Bilderrahmen? Dann hat er geweint wie ein Baby und alle heiligen Eide geschworen, dass er es nie wieder tun würde.«

»Wie lang hat das gehalten?«

»Etwa einen Monat. Ich habe vergessen, was er als Nächstes gestohlen hat – irgendwas genauso Nutzloses. Ich kann ihm Standpauken halten, so viel ich will; ich kann brüllen und schreien. Er weiß genau, was er sagen muss, um mich wieder einzuwickeln. Er ist absolut nicht dumm, aber er ist ein fauler Strick, wie er im Buche steht. Er tut das, was in der Situation am besten funktioniert, ohne auch nur einen Gedanken an die Folgen zu verschwenden. Entschuldigen Sie, ich weiß gar nicht, wie ich jetzt so ins Reden gekommen bin. Soll ich ihm ausrichten, dass er Sie anrufen soll, wenn er wiederkommt?«

»Das wäre prima«, sagte Stacey und zückte einen Kugelschreiber. »Haben Sie einen Zettel? Dann gebe ich Ihnen die Nummer.«

»Die können Sie auf den Umschlag von der *Cosmopolitan* hier schreiben. Die werfe ich nie weg.«

Stacey notierte den Namen unseres Motels, die Telefonnummer und unsere beiden Zimmernummern auf der Zeitschrift.

»Sie könnten auch noch Ihre Namen dazuschreiben, damit ich sie nicht vergesse«, sagte sie, was hieß, dass das bereits geschehen war.

Stacey kritzelte unsere Namen hin, ließ die Mine zurückschnappen und steckte den Stift ein. »Wenn er ausgeht, haben Sie eine Ahnung, wohin? Wir können

uns gern umschauen und probieren, ob wir ihn selbst finden.«

»Es gibt da so eine Kneipe – ein ganz winziger Schuppen ist das – drüben an der Vine Street. Dort könnten Sie es versuchen. Ich weiß nicht, wo er sonst sein könnte, es sei denn, er ist nach Blythe gefahren.«

»Mit wem trifft er sich?«

»Niemand, den ich kenne. Er ist so oft im Gefängnis gewesen, dass er nicht mehr viele Freunde hat. Am Donnerstagabend hat er zwei Anrufe gekriegt. Über den ersten weiß ich nichts. Da ist er selbst rangegangen. Beim zweiten Mal habe ich abgenommen, und am anderen Ende war eine Frau, mit der er vor Jahren mal gegangen ist …«

»Aber nicht Iona Mathis«, sagte ich.

»Doch, genau die. Kennen Sie sie?«

»Ich habe sie vor ein paar Tagen kennen gelernt.«

»Die ist nett. Ich mag sie. Ewig schade, dass er nicht mit ihr zusammengeblieben ist. Ich habe gehört, sie hat einen anderen geheiratet.«

»Warum hat sie ihn angerufen?«

»Das weiß ich nicht, aber sie muss stinksauer gewesen sein, weil ich gehört habe, wie er eine Ausrede nach der anderen angebracht und ihr geschworen hat, dass er das nicht getan hätte, worüber sie sich so aufgeregt hat. Dann ist irgendein Mann an den Apparat gekommen, und es ging noch mal von vorne los.«

»Frankie Miracle?«

»Kann sein. Ich glaube schon. So genau hab ich nicht aufgepasst. Das Telefon steht in der Küche, und der Anruf ist während meiner Lieblingssendung gekommen, also bin ich nach ein paar Minuten von seinem Gejaule aufgestanden und hab die Tür zugemacht.«

»Und nach dem Telefongespräch hat er nicht erwähnt, dass er vorhat, am Abend wegzugehen?«

»Nein, aber es ist ganz normal, dass er mir nicht mal die Hälfte von dem verrät, was er so treibt.«

»Glauben Sie, er könnte sich mit Iona getroffen haben?«

»Oh Gott, nein. Das will ich nicht hoffen. So wütend wie die war? Da wäre er besser beraten, wenn er auf Distanz bleibt.«

»Das gefällt mir gar nicht«, sagte ich, als Stacey und ich wieder im Wagen saßen. »Suchen wir uns doch eine Tankstelle mit einem öffentlichen Telefon.«

»Wen wollen Sie denn anrufen?«

»Annette droben in Peaches. Ionas Mutter.«

An der Hauptstraße gab es zwei Tankstellen: eine Chevron an der Ecke First und Vine und eine Arco an der Ecke Hollywood und Vine. Zumindest hatte hier irgendjemand Humor. Stacey bog zu der Arco-Tankstelle ab. Wir leerten beide unsere Taschen, bis wir eine Hand voll Kleingeld beisammen hatten. Stacey wartete im Wagen, während ich bei der Auskunft anrief und mir die Nummer vom Moonlight Cafe geben ließ. Binnen Minuten hatte ich Annette in der Leitung.

»Hallo, Annette. Hier ist Kinsey Millhone. Lieutenant Dolan und ich …«

»Ich erinnere mich an Sie«, sagte sie. »Wie geht's dem Lieutenant? Seinen Vornamen habe ich jetzt vergessen …«

»Conrad, genannt Con. Offen gestanden hatte er gestern einen Herzinfarkt. Er liegt in Quorum im Krankenhaus.«

»Ach du liebe Zeit. Der arme Mann. Wie geht's ihm denn?«

»Na ja, er hat gute Ärzte, und sie glauben anscheinend, dass er sich wieder erholt.«

»Gott sei Dank. Sagen Sie ihm, ich schließe ihn in meine Gebete mit ein.«

»Mach ich. Aber zuerst hätte ich eine Frage an Iona. Arbeitet sie heute?«

»Ach, schön wär's. Sie ist kurz nach Ihnen aus Peaches verschwunden und schnurstracks nach Santa Teresa gefahren. Später am selben Tag hat sie dann angerufen und mir gesagt, dass sie bei Frank ist. Nicht zu fassen, dass mein eigenes Fleisch und Blut so dumm ist. Ich habe ihr gesagt, sie soll sich von ihm fern halten, aber hat sie vielleicht auf mich gehört? Natürlich nicht.«

»Wie kam es denn dazu? Soweit ich zuletzt gehört habe, hat er nicht mal gewusst, wo sie ist.«

»Schätzchen, das war Wunschdenken meinerseits. Jetzt habe ich erfahren, dass sie die ganze Zeit, während er im Gefängnis war, mit ihm Kontakt hatte. Sie telefonieren praktisch jeden Tag miteinander.«

»Und warum ist sie jetzt so eilig zu ihm gefahren?«

»Sie können sich nicht vorstellen, was sie ihm gegenüber für einen Beschützerinstinkt entwickelt. Schlimmer als eine Bärenmutter. Sie ist überzeugt davon, dass er nichts mit dem Tod dieses anderen armen Mädchens zu tun gehabt hat – Sie wissen schon, die, nach der Sie uns gefragt haben. Und wenn doch, dann wäre sie die Erste, die ihm freiwillig ein Alibi verschafft.«

»Könnte sie das denn?«

»Was?«

»Ihm für die zwei Tage nach Cathy Lees Tod ein Alibi geben? In der Hinsicht hat sie sich ausgesprochen unklar geäußert.«

»Iona ist der festen Überzeugung, dass es eine Erklärung gibt, aber bis jetzt habe ich noch kein Wort

davon gehört. Ich glaube, deswegen ist sie auch zu ihm gefahren – um herauszufinden, wo er die beiden Tage war. Auf jeden Fall hat sie das mit dem Steinbruch stutzig gemacht, an dem das Mädchen abgelegt worden ist.«

Ich hielt den Hörer von mir weg und sah blinzelnd auf die Sprechmuschel. »Warum hat sie das stutzig gemacht?«

»Ach, sie kennt den Steinbruch gut. Als Kind hat sie immer dort gespielt. Sie hat zwei Cousinen – die Kinder von meiner Schwester. Iona ist jeden Sommer zwei Wochen bei ihnen gewesen. Dann sind sie mit ihren Fahrrädern zum Steinbruch gefahren und haben sich gebalgt.«

»In Lompoc?«

»Was hab ich Ihnen gerade erzählt?«

»Warum haben Sie das nicht Lieutenant Dolan gesagt?«

»Da hatte ich wohl gerade eine Denkblockade, sonst hätte ich es ihm sofort erzählt.«

»Sind Sie sicher, dass es derselbe Steinbruch ist? In der Gegend gibt es bestimmt noch andere.«

»Ich schätze, genau das will Iona gerade herausfinden.«

»Hat sie Pudgie auch erwähnt?«

»In Bezug auf was?«

»Es würde mich interessieren, ob sie irgendwas über ihn zu Frankie gesagt hat.«

»Tja, muss sie wohl. Sie wissen doch, dass Pudgie und Frankie etwa zur gleichen Zeit zusammen im Gefängnis waren. Wenn ihn irgendwer belastet hat, dann muss es ja praktisch Pudgie gewesen sein. Iona glaubt, Pudgie hätte Frankies Namen in der Hoffnung ins Gespräch gebracht, für sich selbst einen Kuhhandel abschließen zu können.«

»Ach herrje, das stimmt doch nicht. Es gab keinen Kuhhandel«, erwiderte ich. »Hören Sie, tun Sie mir einen Gefallen. Wenn sie sich meldet, bitten Sie sie, mich anzurufen. Ich bin in Quorum im Ocean View Hotel, Zimmer 125.«

»Ich rechne nicht damit, von ihr zu hören, aber falls doch, kann ich es ihr gerne ausrichten. Allerdings sind Sie sowieso näher bei ihr als ich.«

»Wie bitte?«

»Na ja, sie ist in Creosote. Das habe ich Ihnen doch gesagt. Nachdem sie aus Santa Teresa weggefahren war, hat sie sich auf die Suche nach Pudgie gemacht, um zu versuchen, die Sache zu bereinigen.«

»Hat Frankie sie begleitet?«

»Guter Gott, das weiß ich nicht. Ich hoffe nicht. Sie hat nichts dergleichen erwähnt.«

Ich stöhnte nicht wirklich, aber eigentlich hätte ich es tun sollen. »Machen wir uns darüber mal vorerst keine Sorgen. Danke, Annette. Sie waren mir eine große Hilfe.«

»Herzchen, richten Sie Lieutenant Dolan aus, ich schicke ihm einen dicken, fetten feuchten Kuss.«

»Mach ich. Und bitte sagen Sie Iona, sie soll mich anrufen, wenn Sie von ihr hören. Sie wissen nicht vielleicht, wo sie wohnt?«

»Natürlich nicht. Das hätte ich Ihnen doch gesagt.«

» Gut. Ich wollte mich nur vergewissern, falls ich den Teil überhört haben sollte.«

22

Langsam fuhren wir die Vine Street entlang. Sie zog sich zehn Häuserblocks entlang und war die Hauptstraße von Creosote. Es gab nur ein Lokal, und das war im allgegenwärtigen Westernstil dekoriert. Wir parkten, gingen hinein und sahen uns erst einmal um: eine niedrige, von wuchtigen Balken gestützte Decke, ein von Sägemehl bedeckter Holzfußboden, Wände aus groben Holzlatten, deren Zwischenräume mit Zement oder etwas Ähnlichem aufgefüllt worden waren. Es gab einen langen Tresen aus poliertem Mahagoni mit der obligatorischen Fußstütze aus Messing, acht Tische mit Lehnstühlen und ein Tischfußballspiel. Der Laden war menschenleer, und so brauchten wir nicht lange, um festzustellen, dass Pudgie nicht da war. Am einen Ende der Bar stand ein alter Orangensaftspender, in dem ein stetiger Schwall Saft durch den gläsernen Würfel wirbelte. Hinter dem Tresen befand sich ein Grill, wo Hotdogs auf Spießen an einer Hitzequelle vorbeifuhren und einen unwiderstehlich billigen Geruch ausdünsteten.

Stacey und ich marschierten unverzüglich auf den Barkeeper zu und bestellten jeder zwei Hotdogs, die wir mitsamt einem Kringel Senf und einem Berg süßsauer eingelegter Zwiebeln, die so fein gehackt waren, dass uns die Augen tränten, sofort verputzten. Keiner von uns sprach ein Wort, bis der letzte Bissen zerkaut und geschluckt war. Ich war froh, dass Stacey genau die gleichen leisen Wimmerlaute von sich gab, die die meisten meiner Mahlzeiten begleiteten.

Stacey spülte sein Mittagessen mit einem Coke hinunter und wischte sich anschließend mit einer Papierserviette Mund und Finger. »Den Rest des Tages muss ich garantiert Würstchen aufstoßen, aber das ist

es wert. Mir ist schleierhaft, woher ich einen solchen Appetit gehabt habe.«

»Na ja, Stacey, wir haben seit Mittag nichts mehr gegessen, und jetzt ist es schon nach drei.«

»Kann ich Ihnen noch was bringen?« Der Barkeeper war ein Mann Ende fünfzig mit einem eiförmigen Gesicht, einer beginnenden Glatze und einer Lücke zwischen den beiden oberen Schneidezähnen.

Stacey sagte: »Wir sind auf der Suche nach Pudgie Clifton. Seine Schwester Felicia hat gemeint, er könnte hier sein.«

»Hab ihn heute noch nicht gesehen. Normalerweise kommt er um elf, wenn wir den Laden aufmachen. Er taucht bestimmt noch auf. Spätestens zur Happy Hour. Die Gelegenheit, zwei Drinks zum Preis von einem zu kriegen, lässt er sich nie entgehen.«

»Wenn er kommt, könnten Sie ihm dann ausrichten, dass er sich bei uns melden soll? Jetzt sind wir zwar unterwegs, aber er kann uns später im Ocean View Motel in Quorum erreichen.« Stacey schrieb die Nummer auf eine Papierserviette, die der Barkeeper auf das Sims mit den Schnapsflaschen hinter sich legte. Ich wartete, während Stacey das Mittagessen (mein zweites, sein drittes) bezahlte, und dann kehrten wir zum Auto zurück.

Als wir auf dem Highway 78 wieder in nördlicher Richtung fuhren, wies ich ihn auf die verschwommenen Umrisse des Tuley-Belle auf der linken Seite hin. »Sollen wir den Rundgang jetzt machen oder noch einmal herfahren?«

»Was du heute kannst besorgen …«

Stacey bog in die asphaltierte vierspurige Einfahrt ein und bemerkte wie ich deren ramponierten Zustand. Wir fuhren die zweieinhalb Kilometer, während sich links und rechts von uns die Wüste ausdehnte. Vor dem Komplex parkten wir und stiegen

aus. Es war noch Nachmittag, und die Sonne über uns brannte wie ein erbarmungsloser Strahler und enthüllte jeden Riss und jeden Makel an dem verlassenen Bauwerk. In meiner Erinnerung hatte ich es irgendwie ein bisschen aufgeräumt und den Müll und die Sandhaufen, die nackten Fensterhöhlen und die Rillen auf der ungeteerten Parkfläche ringsum ausgeblendet. Ich nahm eine Bewegung wahr, wandte den Blick und legte eine Hand auf Staceys Arm. Alle beide standen wir regungslos da. Zwei Kojoten kamen angetrottet. Beide waren blassgrau und mager. Sie hatten krumme Beine und waren größer als ein durchschnittlicher Schäferhund, besaßen jedoch die gleichen hervorstehenden Ohren. Der erste Kojote blieb stehen und musterte uns mit einer gewissen lässigen Arroganz. Es waren Wüstenkojoten, kleiner als die Exemplare, die man in Santa Teresa zu sehen bekam. Wenn dort die Dürrejahre kleine Nagetiere und Niederwild dezimiert hatten, hatten sich die Kojotenrudel gezwungen gesehen, aus den Hügeln in bebaute Gegenden herunterzukommen. Ich hatte sie einander rufen hören, schaurige, schrille Schreie, wenn sie ihre Beute in die Enge getrieben hatten und kurz davor waren, sie zu reißen. Zahllose handgeschriebene Schilder hatte ich an Telefonmasten hängen sehen, meist versehen mit Fotos und Telefonnummern, auf denen bekümmert um die Rückgabe »entlaufener« Katzen und kleiner Hunde gefleht wurde. Ich wusste, wo sie waren. Wenn ich im Morgengrauen durch die Stadt fuhr, hatte ich gelegentlich einen einsamen Kojoten mit einem Bündel zwischen den Zähnen über die Straße trotten sehen. Hier draußen in der Wüste, wo die Hitze extrem war und sogar noch weniger Regen fiel, fraßen Kojoten alles: Eidechsen, Insekten, Aas, Schlangen.

Der zweite Kojote war weitergetrottet, kehrte aber nun in einem Kreis zum ersten zurück. Dies musste das Weibchen von den beiden sein, da ihre Flanken von einem Wurf Junge gerundet waren. Die beiden Tiere starrten uns mit gespenstischer Intelligenz an. Ich sah ihre kalten gelben Augen und die unergründlichen runden, schwarzen Pupillen. Ich hatte nicht das Gefühl, dass sie Angst vor uns hatten. Dies war ihr Revier, karg und unzivilisiert, und ihre Überlebenschancen wären hier draußen immer höher als unsere. Stacey klatschte in die Hände, und die beiden zogen im selben gemächlichen Trott weiter in Richtung Straße. Er wandte sich um und sah ihnen nach, genau wie ich, bis sie aus unserem Blickfeld verschwunden waren.

Der Wind frischte auf. Trotz der Sonne und meiner Bomberjacke merkte ich, wie ich in der Kälte fröstelte. »Lassen Sie uns reingehen, bevor ich noch erfriere.«

Wir schritten durch die leeren Flure. Mit Stacey in der Nähe war ich bereit, mich weiter hineinzuwagen. Zuerst sahen wir uns gemeinsam um, dann trennten wir uns. Während er die teilweise fertig gestellten Eigentumswohnungen nebenan inspizierte, stolperte ich über eine halb fertige hölzerne Treppe und stieg vorsichtig in den ersten Stock. Dort trat ich an ein breites, rahmenloses Fenster und blickte hinaus: so weit das Auge reichte nur Gestrüpp und vereinzelte Dornbüsche. Und abermals das Geräusch von hektisch flatterndem Plastik. Ich lehnte mich hinaus und spähte nach links. Auf ebener Erde konnte ich eine milchige Ecke der Plastikfolie unter einem Steinhaufen vor und zurück tanzen sehen. Gespenstergeschichten gehen auf solche Phänomene zurück. Es wunderte mich, dass die Einheimischen nicht schon Legenden über den Ort ersonnen hatten.

Gegenüber trat gerade Stacey aus dem angrenzenden Gebäude ins strahlende Sonnenlicht hinaus. Er sah mich und winkte. Ich erwiderte sein Winken und sah zu, wie er um die Ecke des Gebäudes ging und wieder verschwand. Ich verließ das Fenster und gesellte mich unten zu ihm.

Es war schon fast vier, als wir vor dem Motel anlangten. Ich fand, wir hatten für einen Tag genug getan, und stimmte für eine Pause. Stacey meinte, er würde zum Krankenhaus fahren, um Dolan Gesellschaft zu leisten. Nachdem er mich vor meinem Zimmer abgesetzt hatte, zog ich Jogginganzug und -schuhe an und ging laufen. Meinen letzten Dauerlauf hatte ich am Mittwoch absolviert, bevor Dolan und ich abgereist waren. Da wir mittlerweile Samstag hatten, fand ich, dass es höchste Zeit war, mal wieder etwas für mich zu tun. Jetzt war ich froh über die kühle Wüstenluft. Die Luftfeuchtigkeit war niedrig, und ich schaffte es, die gesamten fünf Kilometer zu laufen, ohne in Schweiß zu geraten.

Wieder zurück, sah ich das Lämpchen an meinem Anrufbeantworter blinken. Ich wählte die 6, und die Vermittlung sagte mir, dass ich eine Nachricht von Betty Puckett bekommen hatte. Ich notierte mir Namen und Nummer, doch ich brauchte eine Weile, bis mir wieder einfiel, wer sie war – die Beratungs- und Schreibmaschinenlehrerin von der Lockaby Alternative High School. Eigentlich wollte ich duschen, doch ich beschloss, sie zurückzurufen, bevor ich mich säuberte.

Als sie am anderen Ende abnahm, klang sie schon sehr ungehalten. »Tut mir Leid, wenn ich gereizt bin, aber ich habe Sie schon dreimal angerufen und eigentlich mit einem Rückruf gerechnet.«

»Mrs. Puckett, entschuldigen Sie vielmals, aber das ist die erste und einzige Nachricht, die ich von Ihnen

bekommen habe. Wann haben Sie denn schon mal angerufen?«

»Zweimal gestern Nachmittag und dann noch einmal heute Morgen.«

»Das muss an diesem Mädchen von der Rezeption liegen. Sie ist schrecklich mit Nachrichten und eigentlich auch allem anderen. Glauben Sie mir, ich hätte Sie angerufen, wenn ich Bescheid gewusst hätte.«

»Tja. Na ja, so was kommt wohl vor«, sagte sie besänftigt. »Patsy Marcum hat mich gestern angerufen, gleich nachdem Sie ihr Büro verlassen haben. Ich glaube nicht, dass ich Ihnen helfen kann, aber Patsy fand, ich sollte mich melden.«

»Wir haben schon einige Fortschritte gemacht, seit ich mit ihr gesprochen habe. Inzwischen halten wir es für wahrscheinlich, dass unser Mordopfer ein Mädchen namens Charisse Quinn ist. Können Sie sich an sie erinnern?«

»Der Name sagt mir nichts. Wann war sie auf der Lockaby?«

»Das muss im April oder Mai 1969 gewesen sein. Sie hat im März auf der Quorum High angefangen, ist aber ziemlich schnell rausgeschmissen worden, soweit ich gehört habe. Sie muss gegen Ende des Schuljahres auf die Lockaby übergewechselt haben.«

»Ich hatte schon befürchtet, dass Sie das sagen würden. In dem Zeitraum war ich nämlich krankgeschrieben. Das weiß ich, weil ich meine Unterlagen durchgesehen und in meinen Kalender aus diesem Jahr geschaut habe. Sonst hätte ich auch das Aufnahmegespräch geführt.«

»Sie haben sie also nicht kennen gelernt.«

»Nein. Ich wünschte, ich könnte Ihnen helfen.«

»Ja, das wäre schön. Wir haben eine Menge über sie gehört, aber das meiste davon war abfällig. Ich hatte

gehofft, von Ihnen eine objektivere Aussage zu bekommen.«

»Tut mir Leid, wenn ich Sie enttäuschen muss. War die Familie von hier?«

» Soweit ich weiß, nicht.« Ich erklärte ihr kurz die Sache mit Medora Sanders und wie sie zur Pflegemutter von Charisse geworden war.

»Ich kenne die Sanders, oder vielmehr habe sie gekannt. Mit Medoras momentaner Situation bin ich nicht vertraut, aber damals hatte sie massive Alkoholprobleme.«

»Was wissen Sie über Wilbur?«

»Na ja, wir haben gelegentlich ein paar Worte gewechselt. Wir sind in dieselbe Kirche gegangen – zumindest, wenn Medora für den Gottesdienst nüchtern genug war.«

»Sie sagt, er hätte sie Mitte Juni verlassen und seitdem hätte sie nichts mehr von ihm gehört. Wir haben uns gefragt, ob zwischen seinem Verschwinden und dem von Charisse ein Zusammenhang besteht.«

» Oh, das glaube ich nicht. Er ist zwar mit jemandem durchgebrannt, aber das war nicht sie, sondern eine Kollegin von ihm bei Sears.«

»Woher wissen Sie das?«

»Die Gerüchteküche. Die Leute haben über nichts anderes geredet.«

»Kaum zu glauben, dass Justine und Medora es nicht gewusst haben.«

»Vermutlich wollte keiner der Überbringer der schlechten Nachricht sein. Erst kürzlich habe ich gehört – aber ich weiß jetzt nicht mehr, wer mir das erzählt hat –, dass Wilbur diese Frau geheiratet hat und unter einem fiktiven Namen mit ihr in Sacramento lebt. Sandy Wilburson oder so ähnlich.«

»Tatsächlich. Das ist ja interessant. Medora glaubt nämlich, er wäre tot.«

»Im Grunde ist er das auch.«

»Eines noch, solange ich Sie am Apparat habe: Es ist wahrscheinlich weit hergeholt, aber ich wollte Sie fragen, ob Sie sich an einen Jungen namens Cedric Clifton erinnern. Er stammt ursprünglich aus Creosote, aber er ist seit seinem neunten Lebensjahr andauernd in Schwierigkeiten geraten und könnte gut auf der Lockaby gelandet sein.«

»Ja, ich kenne Cedric, aber es ist witzig, dass Sie fragen. Er war 1968 Schüler bei uns, ein Jahr vor dem Zeitraum, nach dem Sie gefragt haben.«

»Was ist daran witzig?«

»Na ja, Sie haben doch die Sanders erwähnt. Er ist mit ihrer Tochter gegangen. Aber er war älter als sie – schätzungsweise neunzehn und sie sechzehn.«

»Justine und Pudgie Clifton? Das kann ich mir nicht vorstellen. Ist sie denn nicht mit Cornell McPhee gegangen?«

»Schon, aber zuvor mit Cedric. Die beiden haben sich getrennt, als sie angefangen hat, sich mit Cornell zu treffen und sich in den Kopf gesetzt hat, ihn ›an Land zu ziehen‹, wie man damals so gesagt hat. Sie waren alle beide auf der Quorum High bei meiner Tochter in der Klasse.«

»Mein Gott«, sagte ich. »Was ist hier eigentlich los? Jeder kennt jeden.«

Betty Puckett lachte. »Willkommen in der amerikanischen Kleinstadt. Was möchten Sie sonst noch über Cedric wissen?«

»Musste er je wegen Autodiebstahls ins Gefängnis?«

»Oh, sicher. Unter anderem.«

»Was zum Beispiel?«

»Diebstahl durch Irreführung, Fälschung, ungedeckte Schecks.«

»Aber keine Gewaltverbrechen?«

»Nicht, solange er auf der Lockaby war. Was er danach gemacht hat, weiß ich nicht.«

»Danke. Sie haben mir sehr geholfen. Und entschuldigen Sie nochmals, dass Sie solche Mühe hatten, mich zu erreichen«, sagte ich.

Ich duschte, wusch mir die Haare und wünschte dabei, ich könnte meine Verwirrung auch so einfach mit dem Wasser wegwaschen, das in den Abfluss lief. All die kleinen Versatzstücke, die unsichtbaren Zusammenhänge. Es war, als suchte man in der Milchstraße nach einem Muster. Nachdem ich mich angezogen hatte, setzte ich mich an den Schreibtisch, holte einen Packen Karteikarten heraus und begann mir Notizen zu machen. Als ich alles notiert hatte, was mir wichtig erschien, sortierte ich die Karten grob in chronologischer Reihenfolge, stellte meine Schreibmaschine auf den Tisch und tippte einen Bericht. Stacey und Dolan waren beide ohne weiteres imstande, die gleiche Arbeit zu tun, und sie hätten sie auch getan, wenn es nötig gewesen wäre, aber ich wollte unbedingt sehen, wie sich die Fakten zusammenfügen würden. Ich erkannte, wie sich Verbindungen aufbauten und wieder lösten, auch wenn sie nicht besonders schlüssig waren: Pudgie hatte zusammen mit Frankie gearbeitet; Frankie war mit Iona verheiratet gewesen; Pudgie war mit Justine gegangen, bevor sie Cornell geheiratet hatte. Iona war im selben Ort aufgewachsen wie Pudgie und hatte in ihrer Jugend mit ihm zu tun gehabt. Cornells Schwester Adrianne war mit der Ermordeten befreundet gewesen, natürlich immer unter der Voraussetzung, dass Charisse und das Opfer ein und dieselbe Person waren. Dazu kamen Pudgies Fingerabdrücke auf dem gestohlenen Auto. Das war

nun wirklich eine interessante Entwicklung. Ich saß da, starrte auf die Karteikarten und dachte über die beteiligten Personen nach.

Mir fiel auf, dass ich 1969 erst zwei Jahre älter gewesen war als diese Jugendlichen. Ich hatte mich durch die Highschool gemogelt, ohne auch nur einmal schulische Spitzenleistungen zu erbringen. Ich wurde nie in ein Amt gewählt, trieb keinen Sport und nahm nie an Veranstaltungen außerhalb des Unterrichts teil. Ich war weder Mitglied der Musikgruppe noch der Cheerleaders oder des Chors. Meistens drückte ich mich herum und fühlte mich niedergeschlagen und entrechtet. Ich bekam ausreichende bis mittelmäßige Noten, rauchte Dope und hing mit anderen miesen Typen herum, unbedeutend und unbemerkt. Wäre ich auf die Quorum High gegangen, wäre ich wohl eher mit Pudgie befreundet gewesen als mit Justine oder Cornell. Obwohl Cornell kein Held des Schulsports mehr war, so war er doch ein anständiger, fleißiger Mann, der eine Frau und drei Kinder zu unterhalten hatte. Justine war Vollzeit-Ehefrau und -Mutter, während Adrianne als Verwaltungskraft in derselben Schule arbeitete, die sie früher besucht hatte. Und Pudgie wanderte immer noch regelmäßig ins Gefängnis. Ich für meinen Teil war jetzt eine (mehr oder weniger) ehrenwerte, gesetzestreue Bürgerin, die keine illegalen Drogen konsumierte und es ablehnte, sich irgendwelche brennenden Gegenstände zwischen die Lippen zu stecken. Ich fragte mich, was für eine Stellung Charisse im Rahmen des Gesamtbilds eingenommen hatte. Zumindest hatten wir anderen die Gelegenheit erhalten, später im Leben bessere Entscheidungen zu treffen als im Teenageralter. Alle ihre Möglichkeiten waren 1969 beendet gewesen, und eine der Entscheidungen, die sie getroffen hatte, war ihre letzte gewesen.

Als ich den Bericht fertig getippt hatte, mischte ich die Karten und spielte das kleine Spiel, das mir zur Gewohnheit geworden ist. Ich legte die Karten erst nach dem Zufallsprinzip aus, dann wie eine Patience und beobachtete, wie die Ereignisse aussahen, wenn die chronologische Reihenfolge durcheinander kam. Die Wahrheit ist nicht immer auf den ersten Blick erkennbar, erst recht nicht, wenn es um Mord geht. Was wie der logische Verlauf von Ereignissen wirkt, kann vollkommen anders aussehen, wenn die Reihenfolge auf den Kopf gestellt wird. Die Polizei geht immer von dem Mord selbst aus und arbeitet sich von da zurück zu den Ereignissen, die der tödlichen Tat vorausgegangen sind. Abgesehen von willkürlichen Tötungen, die heutzutage immer häufiger werden, passieren Morde aus einem Grund. Es gibt ein Motiv – und zwar immer. Wenn man weiß, warum etwas passiert, weiß man in neun von zehn Fällen auch, wer es getan hat.

Ich ging die Karten noch einmal durch, um mich zu vergewissern, dass ich nichts übersehen hatte. Natürlich hatte ich vergessen, Medora noch einmal aufzusuchen und sie zu fragen, warum sie über eine Woche gewartet hatte, um Charisse vermisst zu melden. Ich legte die entsprechende Karte ganz oben auf den Stapel und drehte sie als Erinnerungshilfe um, bevor ich sie alle mit einem Gummiband umwickelte. Es war nebensächlich, und vermutlich gab es eine Erklärung dafür, aber es blieb trotzdem eine Frage, die beantwortet werden musste.

Um fünf Uhr warf ich den Packen Karteikarten oben auf die Mordakte in der Schublade, sammelte die Blätter mit meinem getippten Bericht zusammen, legte sie in einen Aktendeckel und fuhr damit zum Copy-Shop, wo ich sie zweimal kopierte. Als ich auf dem Rückweg zum Motel in östlicher Richtung die Main

Street entlangfuhr, sah ich Adrianne Richards in den Supermarkt gehen. Sie hatte ihren Wagen bereits geparkt und marschierte gerade von der Seite auf den Vordereingang zu. Ich bremste und sah zu spät in den Rückspiegel, wobei ich hoffte, der Wagen hinter mir würde mir nicht auf den Auspuff knallen. Abrupt bog ich scharf nach links ab, was einen der anderen Fahrer so verärgerte, dass er mir gleich mit der Faust drohte und für mich unhörbar ein Schimpfwort artikulierte. Ich gestikulierte verlegen und warf ihm eine Kusshand zu.

Ich parkte und ging hinein. Rasch sah ich mich im Gehen um und suchte jeden Gang ab. Schließlich entdeckte ich sie mit dem Einkaufszettel zwischen den Zähnen in der Obst- und Gemüseabteilung, wo sie eine Kiste mit Honigmelonen studierte. Im Wagen hatte sie bereits ein Plastikkästchen mit Cocktailtomaten, zwei Bund Frühlingszwiebeln und einen Blumenkohl, der aussah wie ein zellophanverpacktes Gehirn.

»Hi«, sagte ich. »Ich wollte Sie schon die ganze Zeit sprechen, wusste aber nicht, wie ich Sie erreichen kann. Wie heißt denn Ihr Mann mit Vornamen?«

»Peter. Wir sind geschieden. Er ist in Reno.«

»Haben Sie was dagegen, wenn ich neben Ihnen hergehe?«

»Nein, ist schon recht«, sagte sie. Sie trug Jeans, Turnschuhe und ein Twinset aus rauchblauem Kaschmir. Die Haare hatte sie im Nacken mit einer Spange zusammengefasst. Sie wählte eine Honigmelone aus, roch daran und legte sie in ihren Wagen. Dann ging sie zur Frischtheke weiter, wo sie das Haltbarkeitsdatum auf einer Tüte Magermilch überprüfte und sie anschließend in ihren Wagen legte. »Womit kann ich Ihnen helfen?«

»Tja, ich bin neugierig. Als ich im Büro der Quorum High School war, ist Ihnen da nicht der Gedanke gekommen, ich könnte von Charisse sprechen?«

»Überhaupt nicht. Warum auch? Sie war seit Jahren verschwunden.«

»Ich habe gehört, Sie waren gute Freundinnen.«

»›Gute Freundinnen‹ ist etwas übertrieben. Wir sind ab und zu zusammen gewesen.«

»Hat sie Ihnen gegenüber erwähnt, dass sie von hier weggehen wollte?«

»Ich wusste ja nicht mal, dass sie weg war. Schließlich habe ich sie nicht jeden Tag gesehen.«

»Aber als Sie es erfahren hatten, haben Sie sich da keine Sorgen um sie gemacht?«

»Nicht direkt. Ich habe mir gedacht, dass sie auf sich selbst aufpassen kann.«

»Haben Sie je wieder etwas von ihr gehört?«

»Nein, aber das habe ich auch nicht erwartet. So war es eben nicht. Ich war zwei Jahre jünger, und wir hatten nicht viel gemeinsam. Ich habe den Kontakt zu vielen Klassenkameraden verloren, denen ich näher stand als ihr. So ist das Leben.«

»Sie wirken gar nicht bestürzt über den Mord. Macht Ihnen das denn gar nichts aus?«

»Hören Sie, ich will ehrlich sein. Es tut mir Leid, was passiert ist, aber ich bin nicht traurig. Warum auch? Ich kannte sie bestenfalls vier Monate.«

»Erzählen Sie mir etwas über Ihre Freundschaft, falls man es so nennen kann.«

»Ich weiß nicht, was ich da sagen soll. Ich fand sie amüsant. Sie hat nie ein Blatt vor den Mund genommen, und ihr war eigentlich auch egal, was andere Leute dachten. Mir war nach Rebellion zumute. Sie hat Dinge gemacht, die ich mich nie getraut hätte. Ich war ein braves Mädchen. Sie war verdorben. Gegensätze ziehen sich wohl an.«

Wir bogen links um die Ecke und schlenderten einen Gang mit Gemüsekonserven, Nudeln, weißem und braunem Reis und Hülsenfrüchten entlang. Sie nahm ein Päckchen Linsen aus dem Regal.

»Kannten Sie Pudgie Clifton?«, fragte ich.

»Sicher. Er ist mal mit Justine gegangen.«

»Wie lange waren sie zusammen?«

»Ein Jahr oder so, eher kürzer. In meinen Augen war er ein Versager, aber sie mochte ihn. Sogar nach ihrer Trennung sind sie befreundet geblieben.«

»Irgendwie ist er doch eine seltsame Wahl für sie.«

»Sie hätten mal den Typen sehen sollen, mit dem ich gegangen bin. Außenseiter ist gar kein Ausdruck.«

»Kannte Pudgie Cornell?«

»Wir kannten uns alle.«

»Wie steht's mit Frankie Miracle und Iona Mathis?«

»Die Namen habe ich schon gehört, aber persönlich kenne ich keinen von beiden.«

»War Pudgie oft bei Ihnen zu Hause?« Sie wirkte leicht verblüfft. »Ziemlich oft. Warum fragen Sie?«

»Glauben Sie, er könnte den Mustang aus der Werkstatt Ihres Vaters gestohlen haben?«

Ich sah ihr an, wie sie nachdachte. »Möglich wär's. Er hat damals auch andere Autos gestohlen.« Sie trat wieder ans Regal und nahm sich eine Dose Tomatensoße und zwei Dosen Schweinefleisch mit Bohnen.

»Haben Sie ihn damals verdächtigt?«

»Es ist mir mal in den Sinn gekommen.«

»Haben Sie das Ihrem Vater gegenüber erwähnt?«

»Nein. Ich habe ja nicht *gesehen,* wie Pudgie das Auto gestohlen hat, also warum sollte ich ihm Ärger machen, wenn ich mir gar nicht sicher war. Ich habe mir gedacht, dass er wohl Justine beeindrucken wollte.«

»Hatten sie sich da nicht schon getrennt?«

»Doch, aber er hat darauf gehofft, sie wiederzukriegen.«

»Hat sie gewusst, dass er das Auto genommen hat?«

»Das weiß ja nicht mal ich. Es ist nur eine Vermutung von mir. Ich verstehe nicht, worauf Sie hinauswollen.«

»Ich glaube, dass er nicht nur das Auto gestohlen hat, sondern auch mit Charisse nach Lompoc gefahren ist.« Das »tot im Kofferraum« sparte ich mir. »Na und?«

»Sie haben ihn nie gefragt, ob er gewusst hat, was aus ihr geworden ist?«

»Wenn er etwas gewusst hätte, hätte er es doch bestimmt von sich aus erzählt.«

»Hat sich denn niemand Sorgen gemacht?«

»Eigentlich nicht. Medora hat sie vermisst gemeldet, also sind wir alle davon ausgegangen, dass sich die Polizei darum kümmert. Tut mir Leid, wenn das herzlos klingt.«

Mittlerweile war sie in einen Gang eingebogen, der auf beiden Seiten von Kühltruhen flankiert war: Speiseeis, gefrorene Torten, Pizza und Tüten mit gefrorenem Gemüse. Adrianne zog eine Glastür auf und nahm eine Tüte mit jungen Erbsen heraus.

Ich musterte sie verwirrt. »Warum habe ich das Gefühl, dass Sie etwas wissen, was Sie mir nicht sagen?«

»Ich weiß bestimmt eine ganze Menge Dinge, die ich Ihnen nicht gesagt habe.«

»Über Charisse.«

»Ich will keinen Ärger machen. Das habe ich Ihnen schon mal gesagt.«

»Wem würden Sie denn Ärger machen?«

»Ich spreche im Allgemeinen, nicht über jemand Speziellen.«

»Hoffen wir, dass das stimmt. Danke, dass Sie sich die Zeit genommen haben.«

Sie ging weiter, und ich blieb stehen und sah zu, wie effizient sie ihre Besorgungen erledigte.

Ich hielt vor dem Motel. Staceys Wagen war weg. Er hatte mir keine Nachricht hinterlassen, daher nahm ich an, dass wir uns später noch sehen würden. Ich fuhr weiter zum Quorumer Krankenhaus, wo ich Dolan schlafend vorfand, das Essenstablett zur Seite geschoben. Auf Zehenspitzen trat ich an sein Bett und schob ihm eine Kopie meines Berichts, verpackt in einen festen Umschlag, unter die Kante der zu seinen Füßen gefaltet liegenden Decke. Als ich am Schwesternzimmer vorbeikam, plauderte ich kurz mit Ms. Kovach, die mir sagte, dass Dolan bald aus der Herzstation auf eine normale Station verlegt würde. Ich bat sie, ihm auszurichten, dass ich da gewesen war und ihm einen aktuellen Bericht ans Fußende seines Betts gelegt hatte.

»Ich werd's ihm sagen«, versprach sie.

Als ich rückwärts aus der Parklücke stieß, kam gerade Stacey angefahren. Wir kurbelten beide unsere Fenster herunter und plauderten kurz von Wagen zu Wagen. Ich gab ihm die zweite Kopie meiner Notizen und fügte einen mündlichen Bericht über mein Gespräch mit Adrianne sowie den Klatsch an, den ich von Betty Puckett über Wilbur Sanders' plötzliches Verschwinden und seine anschließende Bigamie gehört hatte.

Stacey sagte: »Bedauerlich zu hören, dass Pudgie sich so häufig bei den McPhees aufgehalten hat. Ich mache ja nur ungern Front gegen den Knaben, aber so langsam könnten wir mal einen Durchbruch gebrauchen.«

»Na und, dann hat er sie eben gekannt. Er könnte den Mustang trotzdem gestohlen haben, meinen Sie nicht?«

»Und wie wollen wir das beweisen? Ich dachte, die Fingerabdrücke würden sich als hilfreich erweisen«, sagte er. »Ach, was soll's. Ich werde die Jungs mal auffordern, sich mit Wilbur zu befassen. Es kann nicht so schwierig sein, ihn aufzutreiben. Wenn wir schon dabei sind, können wir ihn auch gleich in die Pfanne hauen.«

»Ja. Medora ist in miserabler Verfassung. Es wäre schön, wenn er mal ein bisschen Verantwortung übernehmen könnte. Was haben Sie eigentlich in der Zwischenzeit getrieben? Ich war am Motel, aber Sie waren nicht da.«

»Ich bin zum Sheriffbüro gefahren und habe mit zwei Ermittlern gesprochen. Sie haben gesagt, sie würden bei den McPhees Fingerabdrücke nehmen, um sie ausschließen zu können, falls ich es schaffe, sie dazu zu überreden.«

»Glauben Sie, dass sie einwilligen werden?«

»Warum denn nicht? Übrigens möchte ich, dass Sie mit mir in die Baptistenkirche gehen. Wir haben Ostern, und Edna hat mir verraten, dass sämtliche McPhees dort sein werden. Morgen sind zwei Gottesdienste, aber ich vermute, sie werden in den um neun Uhr gehen. Hinterher versammeln sie sich bei Edna zum großen Sonntagsessen. Ich wette, sie macht Ostern einen spiralförmig aufgeschnittenen Schinken.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Sie ist genau wie meine Mutter. Bei uns hat es Ostern immer Schinken gegeben, und dazu Süßkartoffeln und grüne Bohnen. Wir folgen ihnen nach Hause und unterhalten uns ein bisschen mit ihnen, wenn sie alle beisammen sind.«

»Ich weiß nicht, Stacey. Vielleicht sollten Sie allein gehen. Ich bringe doch nur wieder Ruel auf die Palme.«

»Ich will Sie aber dabeihaben. Ich verspreche Ihnen, dass wir es kurz machen.«

Hinter mir kam ein Auto, und der Fahrer drückte einmal kurz und höflich auf die Hupe.

Ich sagte: »Wir sehen uns später im Motel.«

»Geben Sie mir eine Viertelstunde.«

Unser Abendessen nahmen wir in Dolans Zimmer ein, das Stacey inzwischen zu seinem gemacht hatte. Gemeinsam saßen wir auf dem großen Bett und teilten uns eine Riesenportion Brathuhn, Kartoffelbrei, Soße und wässrige Maiskolben. Als wir fertig waren, sammelte ich Hühnerknochen, leere Verpackungen und benutztes Plastikbesteck zusammen und warf alles in den Müll. Stacey wollte, dass ich dablieb und mir mit ihm einem Film ansah, doch ich brauchte meine Ruhe. Ich bin es nicht gewohnt, so viel Zeit in Gegenwart anderer zu verbringen. »Wenn Sie mich brauchen, ich bin in meinem Zimmer. Sonst sehen wir uns morgen früh.«

»Gut. Ich klopfe um acht an Ihrer Tür. Dann haben Sie genug Zeit, um zu duschen und sich anzuziehen.«

»Ach du Schande. Da fällt mir gerade etwas ein: Ich habe nur Bluejeans dabei.«

»Kein Problem. Wir müssen ja nicht reingehen. Wir können auf dem Parkplatz warten und ihnen nach Hause nachfahren.«

»Warum fahren wir dann nicht gleich zu ihrem Haus?«

»Was ist, wenn sie es sich anders überlegen und beschließen, essen zu gehen? Womöglich ist das die

einzige Gelegenheit, mit ihnen allen zusammen zu sprechen.«

»Glauben Sie, Edna würde es sich entgehen lassen, ihr großes Osteressen aufzutischen?«

»Wahrscheinlich nicht, aber ich möchte gern die gesamte Gemeinde im Sonntagsstaat bewundern«, erwiderte er. »Das haben wir als Kinder auch immer gemacht.«

»Sie lassen mich einfach nicht kneifen, was?«

Er lächelte milde. »Einen schönen Abend noch.«

23

Das Telefon klingelte, als ich die Tür aufschloss. Ich ließ die Tasche fallen und nahm beim vierten oder fünften Klingeln den Hörer ab. Eine Frau sagte: »Ist da Kinsey?«

»Ja, und wer sind Sie?«

»Iona. Meine Mutter hat mir ausgerichtet, dass Sie angerufen und nach mir gesucht haben.«

»Wo sind Sie jetzt – in Creosote?«

»Peaches. Bin gerade angekommen. Was wollen Sie denn?«

»Haben Sie am Donnerstagabend mit Pudgie Clifton gesprochen?«

»Vielleicht habe ich ihn angerufen«, sagte sie vorsichtig. »Warum fragen Sie?«

»Haben Sie vereinbart, sich mit ihm zu treffen?«

»Warum sollte ich? Er ist ein mieses Schwein.«

»Seine Schwester hat gesagt, Sie wären wütend auf ihn. Weswegen?«

»Geht Sie nichts an. Das ist eine Sache zwischen ihm und mir.«

»Na gut. Dann versuchen wir's mal anders. Ihre Mutter hat mir erzählt, dass Sie als Kind öfter mal in Lompoc waren. Haben Sie Pudgie von dem Steinbruch dort erzählt?«

Absolutes Schweigen.

»Wissen Sie noch, ob Sie ihm von dem Steinbruch erzählt haben? Ich meine den, wo man das tote Mädchen gefunden hat.«

»Woher soll ich wissen, wo man das tote Mädchen gefunden hat?«

»Ach, kommen Sie, Iona. Spielen Sie keine Spielchen mit mir. Es ist mir egal, ob Sie ihm davon erzählt haben. Ich will es nur wissen.«

»Vielleicht hab ich es ihm erzählt.«

»Vielleicht oder ganz bestimmt?«

»Okay, ich hab's ihm erzählt, aber das ist Jahre her. Ich bin sogar mal mit ihm hingefahren, als wir unterwegs waren.«

»Haben Sie Charisse Quinn gekannt?«

»Nein.«

»Wollen Sie mich nicht fragen, wer das ist?«

»Ich bin ja nicht blöd. Ich nehme an, das ist das Mädchen, das man tot aufgefunden hat, nachdem Cathy Lee umgekommen ist. Ich habe Frankie nach der Sache gefragt, und er sagt, er hatte nichts damit zu tun. Er hat sie nicht einmal gekannt.«

»Wissen Sie, er ist auch nicht blöd. Wenn er das Mädchen umgebracht hat, dann wird er Ihnen das wohl kaum erzählen.«

»Warum sind Sie dermaßen gegen ihn? Können Sie den Mann nicht in Ruhe lassen? Er hat Ihnen doch nichts getan.«

»Es geht nicht um mich, Iona. Es geht um Charisse. Ist Frankie zufällig bei Ihnen? Ich würde gern selbst mit ihm sprechen.«

»Er ist am Freitagmorgen gefahren. Er war für Freitagnacht zur Arbeit eingeteilt und musste zurück.«

»Dann war es ja nur ein kurzer Besuch, was?«

»Na und?«, gab sie verärgert zurück.

»Was haben Sie ihm über Pudgie erzählt?«

Es folgte weiteres Schweigen, und ich hörte, wie sie in mein Ohr atmete.

»Iona?«

»Wenn Sie es unbedingt wissen wollen, ich hab ihm erzählt, dass Pudgie ein beschissener Verräter ist. Frank wusste, dass ihn jemand hingehängt hat. Sowie Sie Pudgie erwähnt haben, war mir klar, dass er es gewesen ist.«

»Waren Sie deshalb so wütend auf ihn?«

»Da bin ich nicht die Einzige. Frankie ist auch stinksauer. Pudgie hat für sich etwas rausgeschunden, und im Gegenzug hat er Frankie die Schuld daran zugeschoben, was mit dem Mädchen passiert ist.«

Ein Hauch von Angst lief mir wie ein Tausendfüßler den Rücken hinab. »Woher haben Sie das?«

»Es stimmt doch, oder?«

»Nein.«

»Doch. Frankie hat nämlich nachgeforscht. Er kennt da so einen Typen im Bezirksgefängnis, der dreißig Tage absitzen muss. Und der hat ihm erzählt, dass Pudgie Besuch bekommen hat – von so einer Privatdetektivin, die Fragen über den Mord gestellt hat. Das waren doch Sie, oder?«

»Ja, sicher, aber Pudgie hat nichts rausgeschunden.«

»Doch, hat er. Wissen Sie, woher ich das weiß? Er ist nämlich gleich am nächsten Tag rausgekommen. Das hat der Typ gesagt.«

»Weil die *Haftzeit* abgelaufen war. Er hatte seine Strafe abgesessen und ist freigelassen worden.«

»Ne, echt nicht. Pudgie ist in seinen Zellenblock zurückgekommen und hat überall große Töne gespuckt. Er hat erzählt, dass Sie was ganz Besonders für ihn tun würden. Und im nächsten Moment war er schon draußen.«

»Er hat mich um Zigaretten angehauen, aber ich habe Nein gesagt. Das war alles. Er hat nichts *rausgeschunden.*«

»Ha ha ha. Erzählen Sie mir ‘nen anderen Witz.«

»Würden Sie mir bitte mal zuhören? Iona, überlegen Sie doch. Ich habe überhaupt nicht die Macht, ihn rauszuholen. Wie soll ich das denn anstellen?«

»Da hat der Typ aber was anderes gesagt.«

»Tja, der *Typ* hat sich getäuscht. Ich habe nicht die Befugnis, mit irgendjemandem eine Abmachung zu

treffen. Ich bin keine Polizistin. Ich bin eine normale Bürgerin, genau wie Sie.«

»Oh.«

»Ja, allerdings ›oh‹«, fauchte ich. »Wenn Sie Frankie das nächste Mal sprechen, würden Sie ihn dann bitte aufklären? Falls er es von mir selbst hören will, kann er mich anrufen. Aber bis dahin Finger weg von Pudgie. Er hat überhaupt nichts getan.«

Entnervt legte ich den Hörer auf. Frankie Miracle auf Rachefeldzug hatte uns gerade noch gefehlt. Allerdings musste ich zugeben, dass ich hier im Grunde haarspalterisch argumentierte. Pudgie hatte selbstverständlich mit dem Finger auf Frankie gezeigt, aber nicht, um für sich selbst etwas herauszuschinden. Er wollte uns lediglich ablenken, was ihm auch gelungen war, allerdings nur vorübergehend. Jetzt, wo seine Fingerabdrücke auf dem gestohlenen Fahrzeug aufgetaucht waren, geriet er erneut ins Visier. Sein Versuch, Frankie zu belasten, machte sein eigenes Verhalten nur umso verdächtiger, also war der Schuss im Grunde nach hinten losgegangen. Leider traute ich Frankie keinen Sinn für die Feinheiten des Verpfeifens zu. Für ihn war ein Verräter ein Verräter. Ich sah in meinen Notizen nach und griff erneut zum Telefon, um Felicia Cliftons Nummer in Creosote zu wählen. Ich hörte es an ihrem Ende nicht mal klingeln, bevor sie sich mit »Hallo?« meldete.

»Felicia? Kinsey Millhone hier. Wie geht's?«

»Nicht gut. Cedric ist nicht nach Hause gekommen, und ich mache mir schreckliche Sorgen um ihn.«

»Aber so lang ist er doch noch nicht weg, oder? Sie haben gesagt, er hat das Haus heute Morgen verlassen. Das sind ja bloß ein paar Stunden.«

»Er könnte auch schon seit gestern Abend weg sein. Das Einzige, was ich weiß, ist, dass er nicht da war, als ich aufgestanden bin. So oder so hätte er sich

inzwischen melden müssen. Das passt überhaupt nicht zu ihm.«

»Haben Sie in der Kneipe angerufen? Der Barmann hat gesagt, er kommt immer zur Happy Hour.«

»Jerry hat ihn auch nicht gesehen. Ich habe keine Ahnung, wo er sein könnte.«

»Vielleicht hat er ein Mädchen kennen gelernt und ist mit ihr nach Hause gegangen.«

»Das glaube ich nicht. Ich habe ihm kein Geld gegeben, also hat er nicht mal genug für Drinks gehabt. Mein Auto steht auch noch da; folglich muss er zu Fuß unterwegs sein. Er hätte zwar zu Fuß zur Kneipe gehen können, aber nicht irgendwo anders hin. Sie haben den Ort ja gesehen. Wir sitzen hier mitten in der Einöde, und alles macht um sechs Uhr dicht.«

»Haben Sie es schon bei der Polizei versucht?«

»Das könnte ich wohl tun«, sagte sie zögerlich. »Ich habe schon die beiden Krankenhäuser angerufen – das in Quorum und das andere in Blythe –, aber da scheint er auch nicht zu sein.«

»Tja, das ist doch erfreulich, oder?«

»Wohl schon.«

»Halten Sie es für möglich, dass er die Stadt verlässt, ohne Ihnen Bescheid zu sagen?«

»Sie meinen, ein für allemal verschwinden? Warum sollte er das tun?«

»Nun, er hat ein bisschen Ärger mit Frankie Miracle, Ionas Ex.«

»Mist. Weiß Pudgie das?«

»Ich bin mir sicher, dass es ihm ziemlich klar ist. Vielleicht hat er beschlossen unterzutauchen.«

»Wo kann er ohne Geld schon hin?«

»Gute Frage. Hören Sie, warum versuchen Sie's nicht bei der Polizei? Vielleicht hat man ihn festgenommen. Womöglich sitzt er schon wieder im Gefängnis.«

»Glauben Sie mir, wenn das der Fall wäre, hätte er mich schon längst wegen der Kaution angerufen.«

»Tja, ich hoffe, er taucht bald auf, aber wenn nicht, sagen Sie mir Bescheid. Vielleicht fällt uns noch was anderes ein.«

»Glauben Sie wirklich, dass ihm nichts fehlt?«

»Ihm fehlt bestimmt nichts, aber ich gebe zu, dass es beunruhigend ist«, sagte ich. Wir plauderten noch ein Weilchen und versuchten uns gegenseitig in Sicherheit zu wiegen. Als ich aufgelegt hatte, fragte ich mich, wen ich da eigentlich zum Narren halten wollte. Ich konnte mir zwar nicht vorstellen, dass Frankie eine Haftstrafe wegen Körperverletzung (oder Schlimmerem) riskieren würde, aber er war auch nicht gerade berühmt für seine Selbstbeherrschung. Wer konnte schon wissen, was er jetzt tun würde, nachdem Iona ihn aufgehetzt hatte?

Am Sonntagmorgen um Viertel vor neun saßen Stacey und ich auf dem Parkplatz der Quorumer Baptistenkirche auf unserem Beobachtungsposten. Es war Ostern, und die meisten Frauen und Mädchen trugen pastellfarbene Kostüme und Kleider mit Blumenmustern. Viele hatten sich kleine Buketts aus Schnittblumen angesteckt, und mancher Hut bog sich unter künstlichen Blumen. Die McPhees kamen mit drei Autos auf den Kirchenparkplatz gefahren. Wir waren bereits seit einer halben Stunde da, den Mietwagen diskret hinter einer einen Meter hohen Hecke versteckt. Ich war zwar nach wie vor der Meinung, dass es sinnvoller gewesen wäre, direkt zum Haus zu fahren, aber ich glaube, Stacey mochte es lieber dramatisch und wollte es so haben. Als Erste kamen die älteren McPhees. Sie parkten, stiegen aus und warteten, bis Adrianne hinter ihnen eingebogen

war und ihren Wagen in der Nähe abgestellt hatte. Kurz darauf trafen Justine und Cornell mit ihren drei Mädchen ein. In ihrem Sonntagsstaat sahen die acht aus wie eine Bilderbuchfamilie. Edna trug einen Hut. Ruel hatte sich die Haare mit Gel geglättet, und sein hellblauer Anzug war nur ein bisschen zu groß. Die drei gleich gekleideten Mädchen mit ihren Hüten und den weißen Baumwollhandschuhen gingen an der Kirche vorbei und betraten das Sonntagsschulgebäude dahinter.

Stacey und ich blieben, wo wir waren. Einige der Kirchenfenster standen offen, und wir vernahmen Orgelmusik und verschiedene Kirchenlieder. Die Predigt selbst hörte man nicht so weit. Stacey hatte sich die *Palo Verde Valley Times* gekauft, und während der Gottesdienst seinen Lauf nahm, beschäftigten wir uns mit den Lokalnachrichten. »Haben Sie eigentlich was von Pudgie gehört?«, erkundigte er sich.

»Kein Wort. Ich habe gestern Abend angerufen, aber Felicia hat gesagt, er wäre nicht aufgetaucht. Ich rufe heute Nachmittag noch mal an. Wenn ich Glück habe, ist er dann wieder da, und wir können mit ihm sprechen. Ich wette was, dass er sich eine Ausrede zusammengeschustert hat, um seine Fingerabdrücke auf dem Mustang zu erklären.«

Ich las den Vorderteil und die Comicseite, und Stacey vergnügte sich damit, Anzeigen, in denen billige Wüstengrundstücke angeboten wurden, laut vorzulesen. Ich blickte auf. »Greifen Sie zu, Stacey. Jetzt, wo Sie obdachlos sind, könnten Sie doch hierher ziehen.«

»Zu heiß. Ich spiele mit dem Gedanken, Dolan zu fragen, ob ich bei ihm einziehen kann.«

»Hey, das finde ich gut. Er braucht jemanden, der seinen ausschweifenden Lebensstil überwacht.«

»Dann müsste ich mein Junkfood ja heimlich verdrücken. Das ist das Einzige, was mir Kopfzerbrechen macht.« Raschelnd schlug Stacey die Seite um und wandte sich dem Sportteil zu.

»Ihnen würde ein bisschen Mäßigung auch nicht schaden.«

»Wo wir gerade dabei sind, was möchten Sie denn als Nächstes ausprobieren? Taco Bell, Long John Silver's oder Jack in the Box?«

»Ich dachte, wir fahren zu den McPhees.«

»Danach, meine ich. Männer brauchen was zu essen.«

Nach dem Gottesdienst warteten wir, bis alle Familienmitglieder herauskamen, und folgten ihnen zum Haus. Ruel und Edna bogen eine Straße früher ab. »Was soll das denn? Wollen die uns abschütteln?«, fragte ich und spähte ihnen nach.

»Das machen sie jede Woche – sie besuchen vor dem Sonntagsessen jemanden, der bettlägerig ist.«

»Sie sind unglaublich«, sagte ich. »Gibt's eigentlich irgendwas, was Sie nicht wissen?«

Justine ließ uns ein. Sie und Adrianne hatten offenbar die Küche unter sich, bis Edna nach Hause kam. Das Haus roch nach dem gebackenen Schinken, den sie in den Ofen geschoben haben musste, bevor sie zur Kirche aufgebrochen war. Ich roch Anflüge von Ananas und braunem Zucker sowie das Aroma verbrannten Zuckers, das der Saft ausdünstet, der aus schmorenden Süßkartoffeln auf den Herdboden tropft. Justines Töchter hatten sich an den Couchtisch im Wohnzimmer gesetzt und spielten mit nur geringfügigen Streitigkeiten ein Brettspiel. Ihre Osternester hatten sie auf dem Boden abgestellt. Aus den Fetzen zerknüllter Alufolie schloss ich, dass die

Mädchen bereits angefangen hatten, die hohlen Schokoladenhasen und folienverpackten Schokoladeneier zu probieren. Alle drei hatten leuchtend gelbe Plüschenten bekommen. Der Esstisch war mit dem guten Porzellan gedeckt. In der Mitte stand ein Tafelaufsatz mit einem gigantischen Strauß Osterlilien, die ich von meinem Standort aus riechen konnte.

Justine ging vor uns den Flur entlang. »Wir sind hier draußen in der Küche und machen gerade das Essen fertig.«

»Kein Problem«, sagte Stacey, während wir hinter ihr hergingen.

In der Küche herrschte drückende Hitze, was zum Teil an dem Topf mit grünen Bohnen lag, der auf dem Herd brodelte. Natürlich hatte ich einen Bärenhunger und hoffte, dass wir unser Anliegen bald erledigt hätten, damit wir uns wieder auf die Junkfoodlokale stürzen konnten. Ich war bereits zu dem Schluss gekommen, dass es nicht meine Aufgabe war, Stacey zur Mäßigung anzuhalten. Ich hatte ihn auf den Geschmack gebracht, also konnte ich ihm auch Gesellschaft leisten, wenn er sich voll stopfte.

Adrianne stand an der Arbeitsfläche und verdrehte Eiswürfelbehälter aus Plastik so, dass die Würfel ordentlich in einen großen Glaskrug fielen. Die leeren Behälter reichte sie an Cornell weiter, der sie anschließend wieder auffüllte. Nachdem er den letzten ins Eisfach gestellt hatte, nahm er sich ein Geschirrtuch und trocknete sich die Hände ab. In der Zwischenzeit reihte Justine Salatteller auf und gab auf jeden ein Blatt Kopfsalat. Dann öffnete sie den Kühlschrank, holte eine Jell-O-Form aus Tupperware heraus und hielt sie kurz unters heiße Wasser. Über die Schulter sagte sie zu Stacey: »Was wollten Sie noch?«

»Eigentlich hatte ich gehofft, dass Ihre Eltern hier sein würden, damit ich mich nicht wiederholen muss. Ich weiß nicht, ob Lieutenant Dolan es schon erwähnt hat, aber wir brauchen einen Satz Fingerabdrücke von Ihnen allen. Detective Bancroft von der Sheriffbehörde hat gesagt, sie würde sich gleich morgen früh an Sie wenden.«

Cornell lehnte sich gegen die Arbeitsfläche und verschränkte die Arme. Er hatte sein Jackett ausgezogen und die Krawatte gelockert. »Was soll das?«

»Der Zweck ist, Sie auszuschließen. Jeder von Ihnen könnte Abdrücke auf dem Mustang hinterlassen haben. Wenn wir nun unbekannte Abdrücke finden, haben wir etwas, womit wir sie vergleichen können. Das spart Zeit und Nerven.«

»Wir sollen die Finger in Tinte tauchen und auf Papier drücken wie ein Haufen Kriminelle?«, sagte Cornell.

»Nein, nein, Sir. Ganz und gar nicht. Das ist reine Routine, aber es wäre uns eine große Hilfe. Lieutenant Dolan hätte es Ihnen ja selbst gesagt, aber er liegt leider im Quorumer Krankenhaus. Sie haben vermutlich davon gehört.«

Cornell ließ sich durch Dolans körperliche Gebrechen nicht ablenken. »Was ist, wenn wir Nein sagen?«

»Ich wüsste nicht, warum Sie das tun sollten. Es ist völlig normal.«

»Also, für mich ist es nicht normal.«

Adrianne sah ihn an. »Ach, tu's einfach, Cornell. Warum machst du deswegen einen Aufstand?«

»Er macht keinen Aufstand«, wandte Justine ein. »Er fragt nur, warum wir diesem Scheiß zustimmen müssen.«

»Ich würde nicht so weit gehen, es ›Scheiß‹ zu nennen«, erwiderte Stacey. »Wenn es nach mir ginge, würde ich darauf verzichten, aber Dolan hält es für

eine gute Idee. In diesem Punkt hat er das Sagen. Es dauert nur ein paar Minuten, und das Büro liegt höchstens zehn Straßen weit weg. Wenn Sie wollen, fahre ich Sie hin und bringe Sie hinterher wieder nach Hause.«

»Darum geht's nicht«, sagte Cornell.

»Worum denn dann?«, fragte Adrianne. »Warum führst du dich so auf?«

»Ich habe nicht mit dir gesprochen. Wenn ich deine Meinung hören will, frage ich dich.«

»Entschuldige, dass ich geboren bin.«

»Na gut, ich gehe hin, okay? Es passt mir nur nicht, wenn mir einer sagt, was ich tun soll.«

Stacey sagte: »Wissen Sie was? Ich habe ein tintenfreies Abdruckset im Wagen. Abdrücke mit Tinte sind zwar besser, aber ich verstehe Ihre Bedenken. Wir können es auch gleich machen, wenn Ihnen das lieber ist.«

»Sparen Sie sich's. Es nervt mich einfach, weiter nichts.«

»Danke für Ihr Verständnis. Dann sage ich der Kollegin, dass die Familie ins Büro kommt.«

»Moment mal. Mom und Dad müssen auch hingehen?«

»Da das Fahrzeug Ihrem Vater gehört, wäre es nicht ungewöhnlich, wenn wir seine Abdrücke darauf finden würden. Das Gleiche gilt für Ihre Mutter. Ist doch sinnlos, Phantomen hinterherzujagen, wenn es eine einfache Erklärung gibt.«

»Ach, hol's der Geier«, schnaubte Cornell. Er warf das Geschirrtuch auf die Arbeitsfläche und ging zur Hintertür hinaus. Knallend fiel sie hinter ihm zu. Ich hätte ein hübsches Sümmchen darauf gewettet, dass er sich zur Beruhigung eine Zigarette ansteckte.

Seine Schwester sah ihm konsterniert nach. »Was hat der denn für Probleme?«

»Vergiss es einfach. Er hat schlechte Laune«, sagte Justine.

Adrianne fing kurz meinen Blick auf und sah dann wieder weg.

Stacey und ich gingen zu Long John Silver's zum Mittagessen. Diesmal schwelgten wir in knusprig frittiertem Fisch mit Pommes, beides mit einem sauren Essig übergossen, der die Farbe von Eistee hatte. Hinterher fuhren wir zum Krankenhaus, um Dolan zu besuchen. Ich hatte ihn seit Freitagabend nicht gesehen und staunte, wie gut er sich erholt hatte. In Papppantoffeln und einem leichten Baumwollbademantel über dem Kliniknachthemd spazierte er draußen auf dem Flur herum. Er war frisch geduscht und rasiert. Seine Haare waren noch feucht und ordentlich zur Seite gekämmt.

Sowie er uns sah, sagte er: »Gehen wir doch in den Warteraum am Ende des Flurs. Ich habe es satt, im Zimmer zu hocken.«

»Sie sehen sagenhaft aus«, verkündete ich.

»Ich bedränge schon den Arzt, dass er mich hier rauslässt.« Dolan schlurfte ein wenig, aber das war wohl notwendig, um die Pantoffeln an den Füßen zu halten.

»Wie ist denn der neueste Stand der Dinge?«

»Vielleicht morgen. Ich soll mit Herz-Reha anfangen, und er findet, das soll ich lieber in heimischen Gefilden tun«, antwortete er. »Joe Mandel hat mich heute Morgen mit guten Nachrichten angerufen. Sie haben den Kerl, der den dreifachen Mord begangen hat.«

»Feine Sache«, erklärte Stacey. »Dann können sie sich ja jetzt auf uns konzentrieren.«

Wir hatten den Warteraum für uns. Oben in der Ecke hing ein an der Wand montierter Fernseher, auf dem

ein Prediger zu sehen war, den man aber kaum hörte. Hinter ihm stand ein weiß gewandeter Chor, der mit bewundernswerter Inbrunst sang. Dolan wirkte unruhig, aber ich vermutete, dass das nur am Zigarettenmangel lag. Für ihn waren Arbeit und Rauchen so eng verbunden, dass es ihm schwer fiel, das eine ohne das andere zu tun. Wir plauderten über den Fall. Keiner von uns wurde je müde, die Fakten wiederzukäuen, auch wenn es nichts Neues hinzuzufügen gab.

»Momentan steht Pudgie ganz oben auf unserer Liste. Höchste Zeit, dem Typ mal auf den Pelz zu rücken«, sagte Dolan.

»Zeitverschwendung«, erwiderte Stacey. »Er ist ein alter Freund der Familie. Seine Abdrücke sind leicht zu erklären. Könnte zwar auch Geschwätz sein, aber wir können so oder so nichts beweisen.«

Wir plauderten noch ein bisschen über dies und das, bis Dolan die Energie verließ. Kurz darauf trennten wir uns.

Stacey und ich verbrachten den Rest des Sonntagnachmittags allein auf unseren Zimmern. Wie er sich die Zeit vertrieb, weiß ich nicht. Ich las in meinem Buch, machte ein Nickerchen und stutzte mir mit meiner zuverlässigen Nagelschere die Haare. Um sechs machten wir uns zu einer weiteren Runde Junkfood auf, diesmal zu Taco Bell. Langsam begann ich mich nach Bohnensprossen und Karottensaft zu sehnen – nach irgendetwas ohne Zusatzstoffe, Konservierungsmittel oder Fett. Andererseits hatte Stacey wieder Farbe in den Wangen, und ich hätte schwören können, dass er seit seiner Ankunft ein oder zwei Pfund zugenommen hatte.

Dolan wurde am späten Montagnachmittag aus dem Krankenhaus entlassen, gerade als die Essenstabletts verteilt wurden. Stacey und ich kamen um fünf auf der Station an und warteten geduldig, während Dolans Arzt seine Krankenakte durchsah und ihn ausführlich darüber unterrichtete, wie wichtig es sei, dass er auf Zigaretten verzichtete, ordentlich aß und mit einem gemäßigten Trainingsprogramm begann. Bis wir ihn zu Gesicht bekamen, hatte er Straßenkleidung angezogen und brannte darauf, sich davonzumachen.

Wir setzten ihn auf den Beifahrersitz von Staceys Mietwagen, und ich stieg hinten ein. Er hatte einen dicken Umschlag mit Berichten über seine Einlieferung, seine EKGs und seine Behandlung dabei. »Blödes Gewäsch. Die übertreiben doch nur, damit sie einen zurechtstutzen können. Ich begreife nicht, was an einer gelegentlichen Zigarette so schlimm sein soll.«

»Fang bloß nicht damit an. Du machst genau das, was sie gesagt haben.«

»Wie wär's, wenn ich genauso brav bin, wie du es warst? Soweit ich mich erinnere, hast du gemacht, was du wolltest, und auf die Ärzte gepfiffen.«

Stacey zog den Zündschlüssel ab und warf die Hände in die Höhe. »Das reicht. Wir gehen jetzt auf der Stelle noch mal rauf und reden mit dem Arzt.«

»Was hast du denn? Ich sage doch, dass ich mache, was sie von mir verlangen … weitgehend jedenfalls. Jetzt lass den Wagen an und fahr los. Ich soll mich doch nicht aufregen. Das steht hier drin«, sagte er und schüttelte seinen Umschlag.

»Stimmt nicht. Ich habe es selbst gelesen.«

»Du hast meine ärztlichen Unterlagen gelesen?«

»Sicher. Die Akte war in dem Schlitz an deiner Tür. Ich wusste doch, dass du anfängst rumzulügen.«

Ich beugte mich vor und legte die Arme zwischen sie auf die Lehne. »Jungs, wenn ihr zu streiten anfangt, steige ich aus und gehe zu Fuß.«

Wir schwiegen alle drei, während sie darüber nachdachten.

Schließlich sagte Dolan. »Ach, Schwamm drüber. Davon schießt bloß mein Blutdruck in die Höhe.«

Beim Abendessen im Quorum Inn hob sich Dolans Stimmung, und die Spannung zwischen den beiden legte sich. Dolan bestellte betont brav gegrillten Fisch mit Zitrone, gedämpftes Gemüse, einen einfachen grünen Salat und ein Glas Rotwein, von dem er schwor, dass es erlaubt war. Nach unserem von Junkfood geprägten Tag aßen Stacey und ich beide Brathuhn, Salat und das gleiche gedämpfte Gemüse. Allesamt taten wir so, als würde uns das Essen besser schmecken, als es tatsächlich der Fall war. Als unser entkoffeinierter Kaffee kam, war uns eindeutig der Gesprächsstoff ausgegangen. Am Morgen würde Stacey Dolan mit dem Mietwagen zurück nach Santa Teresa bringen, womit mir Dolans Wagen bliebe. Der Fall war in eine jener unvermeidlichen Flauten geraten. Wir warteten auf Unterlagen, Testergebnisse und Vergleichsabdrücke – kurz gesagt auf einen Durchbruch, der womöglich nie kam. Wahrscheinlich hätte ich zur gleichen Zeit nach Hause fahren sollen wie die beiden. Wenn sich weiter nichts ergab, würde ich aber auf jeden Fall nach ein, zwei Tagen nachkommen.

»Und was tue ich in der Zwischenzeit?«, fragte ich. »Ich will nicht untätig hier rumsitzen.«

»Sehen Sie zu, dass Sie nicht in Schwierigkeiten geraten«, sagte Dolan.

»Wie soll ich das denn anstellen? Hier tut sich doch nichts.«

Am Dienstagmorgen um acht verabschiedete ich mich von ihnen und winkte noch ein letztes Mal, als Stacey aus dem Parkplatz bog. Dann kehrte ich in mein Zimmer zurück. Ich empfand eine leichte Depression, vermischt mit Erleichterung darüber, wieder allein zu sein. Normalerweise reagierte ich ähnlich, wenn ich mit Robert Dietz zusammen gewesen war und er sich wieder auf den Weg gemacht hatte. Es ist schwer, derjenige zu sein, der zurückbleibt. Wäre ich zu Hause gewesen, hätte ich zu putzen angefangen, aber in der Beengtheit des Motels konnte ich nicht mal das tun. Ich sammelte mein kleines Wäschebündel zusammen, wühlte in den Tiefen meiner Tasche nach Kleingeld und marschierte zu dem Waschsalon einen halben Block weiter. Es gibt nichts Langweiligeres als in einem Waschsalon zu sitzen und darauf zu warten, dass sich Waschmaschine und Trockner von Anfang bis Ende durch ihre Programme klicken. Wagte man es, seine Klamotten allein zu lassen und später wiederzukommen, wenn die Ladung durchgelaufen war, hatte sie garantiert jemand gestohlen oder aus der Maschine gezerrt und in einem Haufen auf den Boden geworfen. Also saß ich nun da und überwachte meine Unterwäsche. Das war zwar anregender als eine Archivrecherche, aber nicht viel.

24

Ich war kaum zehn Minuten aus dem Waschsalon zurück, als es an meiner Tür klopfte. Ich lugte durch den Spion und sah Felicia Clifton draußen stehen und über den Parkplatz ins Leere starren. Ich machte die Tür auf. Das Gesicht, das sie mir zuwandte, war bleich, konturlos und ungeschminkt. Ohne den schwarzen Kajal und die falschen Wimpern wirkten ihre Augen im Grunde hübscher, wenn auch nicht annähernd so groß oder lebhaft. Sie trug Jeans, ein Sweatshirt und Laufschuhe ohne Socken, als hätte sie sich überstürzt angezogen. Die roten Haare hatte sie zu einem wirren Pferdeschwanz zurückgebunden.

»Das ist aber eine nette Überraschung. Kommen Sie rein.«

Sie trat ein und streckte dabei eine Hand aus, um sich zu stützen. Zuerst dachte ich, sie sei betrunken, doch schnell begriff ich, dass sie erschüttert und aufgelöst war. »Felicia, was ist denn los? Ist etwas mit Pudgie?«

Sie nickte stumm. Ich schob sie zur Seite, schloss die Tür hinter ihr und sagte: »Hey, Sie sind in Sicherheit. Alles in Ordnung. Nur die Ruhe.«

Sie ließ sich auf den Schreibtischstuhl sinken und steckte den Kopf zwischen die Knie, als stünde sie kurz davor, in Ohnmacht zu fallen.

Ich ging ins Badezimmer, wrang einen Waschlappen in kaltem Wasser aus und brachte ihn ihr. Sie nahm ihn und drückte ihn sich aufs Gesicht. Dazu stieß sie ein Geräusch aus, das halb Seufzen und halb Stöhnen war.

Ich setzte mich an den Fuß des großen Betts, fast Knie an Knie mit ihr. »Ist mit ihm alles in Ordnung?« Aus ihrem Benehmen schloss ich, dass er tot war, aber

ich war nicht bereit, diese Möglichkeit zu äußern, bevor sie es tat.

»Um sieben haben sie mich angerufen. Sie glauben, dass er es ist. Jetzt brauchen sie jemanden, der ihn sich ansieht, aber ich kann nicht.«

»Was ist denn passiert?«

»Ich weiß nicht. Sie haben nur gesagt, dass ich kommen soll.«

»Wohin – ins Sheriffbüro in der Stadt?«

Sie nickte. »Es ist was ganz Schlimmes. Er ist ja schon seit Tagen weg. Wenn er verletzt wäre, würden sie ja nicht sagen, dass ich kommen soll, oder? Dann würden sie mir sagen, wo er ist.«

»Das können Sie nicht wissen. Haben sie Sie in der Arbeit angerufen?«

»Ich war noch zu Hause, weil ich erst um acht anfange. Das Telefon hat geklingelt, als ich gerade im Bademantel eine Tasse Kaffee getrunken habe. Ich weiß nicht mal, wie ich hierher gekommen bin. Ich kann mich zwar erinnern, dass ich ins Auto gestiegen bin, aber von der Fahrt weiß ich nichts mehr.«

»Gehen wir. Lassen Sie Ihren Wagen stehen, wo er ist. Wir nehmen meinen. Ich muss nur schnell meine Sachen zusammensuchen. Und vergessen Sie nicht zu atmen.«

Ich atmete vor ihr ein und aus, um es ihr zu demonstrieren. Sie wirkte dermaßen verängstigt, dass sie sonst womöglich irgendwann den Atem angehalten hätte. Jacke und Tasche in der Hand führte ich sie hinaus und zog hinter uns die Tür zu. Sie hatte keine Tasche dabei, und ihre Hände zitterten dermaßen, dass ihre Autoschlüssel klirrten wie eine Metallkette. Ich streckte die Hand aus, um sie zu beruhigen. Sie sah mich erstaunt an und schaute dann auf die Schlüssel hinab, als hätte sie sie noch nie gesehen. Dann schob sie sie in ihre Jeans. Ich machte ihr die

Beifahrertür auf, ging ums Auto herum und setzte mich hinters Steuer. Sobald ich den Motor angelassen hatte, drehte ich die Heizung auf die höchste Stufe. Es war zwar nicht kalt, aber Felicia war so verkrampft, dass sie mit Sicherheit fröstelte. Sie saß mit zusammengezogenen Schultern da, die Hände zwischen die Knie gepresst, und bebte wie ein Hund auf dem Weg zum Tierarzt.

Polizeirevier und Sheriffbüro waren gemeinsam in einem zweistöckigen Backsteingebäude untergebracht, das wie alles andere in Quorum nicht mehr als sieben Straßen entfernt lag. Ich parkte vor dem Haus und ging zur Beifahrerseite, um Felicia herauszuhelfen. Als sie auf den Beinen stand, fasste sie sich etwas. Ich wusste, dass sie nach wie vor erschüttert war, aber sich zu bewegen verhalf ihr zu mehr Selbstbeherrschung. Bis jetzt hatte sie ja noch keine schlechten Nachrichten vernommen. Es war die Vorahnung, die sie quälte.

Wir gingen hinein. Ich ließ Felicia auf einer Holzbank im Flur Platz nehmen, während ich das Büro betrat. Die Einrichtung war von strenger Nüchternheit: ein Tresen, schlichte beige Bodenfliesen, graue Metalltische, Drehstühle auf Rollen und graue Aktenschränke aus Regierungsbeständen. Kabel und Verbindungsleitungen verliefen in einem Gewirr zwischen den Rückseiten der Computer und unter den Tischen. An einer Kork-Pinnwand hingen massenhaft Vermerke, Notizen und offizielle Schreiben, die ich von meinem Standort aus nicht entziffern konnte. Dazu kamen gerahmte Farbfotos von dem Sheriff von Riverside County, dem Gouverneur von Kalifornien und dem Präsidenten der Vereinigten Staaten.

Ich teilte dem uniformierten Hilfssheriff am Tresen mit, wer Felicia war und warum wir hier waren. Sofort verwies er mich an einen Detective Lassiter, der aus

dem hinteren Büroraum kam, um mit mir zu sprechen. Lassiter war Mitte vierzig, glatt rasiert, durchtrainiert und vorzeitig ergraut. Er trug Zivil, aber unter seinem dunkelgrauen Sportsakko sah ich Pistole und Halfter. Mit gedämpfter Stimme unterrichtete er mich davon, was er erfahren hatte. »Wir haben einen Anruf von einer Frau bekommen, die draußen am Highway 78 wohnt, sechs Kilometer von Hazelwood Springs in unsere Richtung. Kennen Sie die Gegend?«

»Ich weiß, welchen Straßenabschnitt Sie meinen.«

»In den Hügeln in der Nähe ihres Grundstücks gibt es Kojoten, deshalb lässt sie ihren Hund drinnen, wenn sie nicht selbst im Garten sein und auf ihn aufpassen kann. Gestern haben die Müllmänner das Tor offen gelassen, und der Hund ist entwischt. Er war die ganze Nacht weg, und als er am Morgen wiederkam, hatte er einen Knochen dabei. Genauer gesagt einen Arm. Der Hilfssheriff hat sich an Felicias Anruf wegen Cedric erinnert. Die meisten von uns kennen ihn, aber wir möchten, dass jemand anders einen Blick darauf wirft.«

»Ich habe ihn nur einmal gesehen und weiß nicht, ob ich seinen *Arm* erkennen würde. Es sei denn, es ist der mit den ganzen Tätowierungen«, fügte ich hinzu. Vor meinem geistigen Auge erschien sein Arm, den ich lediglich das eine Mal gesehen hatte, als ich ihn im Gefängnis von Santa Teresa besucht hatte. Darauf war eine Tätowierung von einer vollbusigen Frau mit langen, offenen schwarzen Haaren gewesen. Dazu gesellten sich ein Spinnennetz, der Totenschädel mit dem Sombrero und ein pornographischer Sexakt, den er sich lieber auf den Hintern hätte tätowieren lassen sollen.

»Wir hatten einen Haftbefehl für ihn wegen eines Verkehrsdelikts – das war allerdings schon 1981. Neben einem Porträtfoto liegt uns auch eine

Beschreibung seiner Tätowierungen vor, die zu passen scheint.«

»Können Sie an der Hand keine Fingerabdrücke nehmen?«

»Die meisten Finger sind angefressen worden, aber wir werden's versuchen, sobald der Leichenbeschauer mit seinen Verrichtungen fertig ist.«

»Und wo ist der Rest von ihm?«

»Das ist es ja. Wir wissen es nicht.«

Blinzelnd starrte ich ihn an, verblüfft von der Idee, die mir soeben gekommen war. »Aber ich vielleicht.«

Intuition ist etwas Seltsames. Nach einem dieser Gedankenblitze aus dem Bauch kann man manchmal zurückverfolgen, woher er gekommen ist – wie sich diese Idee oder Beobachtung und noch ein zweiter Einfall irgendwie ganz tief hinten im Gehirn zu bilden begonnen und schließlich zu der Erkenntnis geführt haben, die dann schlagartig in den Vordergrund tritt. Bei anderen Gelegenheiten ist Intuition einfach nur das – eine plötzliche Einsicht, die uns ohne vorheriges Nachdenken überfällt. Was mir in den Sinn gekommen war, war das Geräusch von im Wind flatternder Plastikfolie und dazu ein Kojote, der geruhsam Fleisch von etwas abnagte, was ich seinerzeit für eine frische Beute gehalten hatte. »Ich glaube, er liegt im Tuley-Belle. Die Aasfresser ernähren sich schon seit Tagen von ihm.«

Felicia und ich saßen fast eine Stunde auf der windabgewandten Seite des verlassenen Komplexes im Auto. Mittlerweile war der Geruch verwesenden Fleisches unverkennbar, so deutlich wahrzunehmen wie die Ausdünstungen eines Stinktiers. Wir warteten, bis der amtliche Leichenbeschauer die Überreste untersucht hatte. Die Kojoten mussten den Blutgeruch

binnen Stunden gewittert haben, und Pudgies Gesichtszüge waren offenbar in weiten Teilen zerfleischt worden. Es war dieser Aspekt seines Todes, der wohl selbst den abgebrühtesten der anwesenden Polizisten an die Nieren ging. Pudgie war dermaßen häufig mit dem Gesetz in Konflikt geraten, dass eine Art Band zu vielen der Hilfssheriffs entstanden war. Natürlich war er ein Gauner, aber er war nie böse oder abartig gewesen. Er war einfach einer von diesen Typen, denen strafbare Handlungen leichter fielen als rechtschaffenes Streben.

Schließlich kam Detective Lassiter zum Auto herüber und fragte Felicia, ob sie die Leiche sehen wolle. »Er ist in keinem guten Zustand, aber Sie haben ein Recht darauf, ihn zu sehen. Ich will nicht, dass Sie später irgendwie daran zweifeln.«

Sie warf mir einen Blick zu. »Gehen Sie. Ich schaue ihn mir nicht an, wenn es so schlimm ist.«

Es war schlimm.

Pudgies Leiche war mit einem Stück undurchsichtiger Plastikfolie abgedeckt worden, die man dann mit Steinen beschwert und in einer flachen Vertiefung genau hinter dem Gebäude hatte liegen lassen, das ich besichtigt hatte. Noch als ich mich mit Detective Lassiter der Stelle näherte, hörte ich, wie der Wind eine Ecke des Plastiks anhob und wie einen Stofffetzen hin und her flattern ließ.

»Wo ist denn die Plastikfolie hergekommen?«, fragte ich.

»Die war hinten an diesem Flügel über eine Türöffnung geklebt. Sie können die Reste noch hängen sehen, wo sie vom Türrahmen abgerissen worden ist.«

Ein kurzer Blick auf die Leiche war genug, um mir zu bestätigen, dass es Pudgie war. Todesursache war ein stumpfes Trauma: Wiederholte Schläge auf den Kopf

hatten einen Schädelbruch verursacht und eine Menge Gehirnmasse austreten lassen.

»Was ist mit der Mordwaffe?«

»Die suchen wir noch.«

Der Todeszeitpunkt konnte noch nicht bestimmt werden. Das musste warten, bis der Leichenbeschauer die Autopsie vorgenommen hatte. Felicia hatte Pudgie zuletzt am Freitagabend zwischen halb zehn und zehn gesehen, als sie den Fernseher ausgeschaltet hatte und zu Bett gegangen war. Es war gut möglich, dass man ihn noch in derselben Nacht umgebracht hatte, obwohl unklar blieb, wie er zum Tuley-Belle gekommen war. Denkbar war, dass ihn jemand in Creosote mitgenommen und hierher gebracht hatte – wahrscheinlich jemand, dem er vertraute, sonst wäre er wohl nicht mitgefahren. Ich fragte mich, wie lange es gedauert hatte, bis die Kojoten angerückt waren, Messer und Gabeln im Anschlag und die Lätzchen unter ihre haarigen kleinen Kinne geklemmt. Bussarde und Krähen, Füchse und Luchse hätten abgewartet, bis sie an der Reihe waren. Die Natur ist großzügig. Als Toter gab Pudgie ein regelrechtes Festmahl ab.

Das Gelände war abgesperrt worden. Jeder, der nicht direkt dort zu tun hatte, wurde auf Distanz gehalten, um eine Kontaminierung des Fundorts zu verhindern. Der Wagen des Leichenbeschauers stand in der Nähe. Detective Lassiter hatte die Hilfssheriffs herbeizitiert, und sie hatten eine Rastersuche begonnen, um nach weiteren Knochen und Körperteilen sowie der Mordwaffe und irgendwelchen Spuren Ausschau zu halten, die der Täter vielleicht hinterlassen hatte. Hilfssheriff Chilton, den ich bei den McPhees kennen gelernt hatte, war einer der Männer, die die Umgebung durchkämmten. Felicia und ich saßen in Dolans Auto. Theoretisch wurde sie hier nicht gebraucht, und ich vermutete, dass es Lassiter lieber

gewesen wäre, wenn ich sie nach Hause gebracht hätte. Als wir auf dem Polizeirevier gewartet hatten, hatten sie gleich einen Streifenwagen zum Tuley-Belle geschickt, um meinem Verdacht nachzugehen. Der Hilfssheriff hatte Pudgies Leiche gesehen und sofort Meldung erstattet. Felicia hatte man nur vage Angaben gemacht, die aber ausreichten, um ihr klar zu machen, dass es sich um ihren Bruder handelte und seine Leiche in schlimmem Zustand war. Sie hatte darauf bestanden hinzufahren. Er war jenseits aller Hoffnung, aber sie hielt trotzdem Wache.

Ich beobachtete die Aktivitäten am Fundort der Leiche, als wäre es ein Film, den ich schon kannte. Die Einzelheiten variierten mitunter, doch die Handlung blieb stets die gleiche. Mir war hundeelend. Ich verdrängte die Gedanken an die Kojoten und die Geräusche, die ich die beiden Male gehört hatte, als ich mich im Tuley-Belle aufgehalten hatte. Es gab nicht den geringsten Zweifel daran, dass Pudgie da schon tot gewesen war. Zwar hätte ich ihn nicht retten, aber vielleicht zumindest einen Teil der nachfolgenden Misshandlungen verhindern können. Die Tatsache, dass Pudgie hier ermordet worden war, stützte meinen Verdacht, dass man auch Charisse hier umgebracht hatte.

Um zwei Uhr nachmittags überquerte Detective Lassiter die weite, ungeteerte Parkfläche und kam erneut auf uns zu. Ich stieg aus und ging ihm entgegen. »Sie bereiten die Leiche jetzt für den Transport vor. Vielleicht könnten Sie veranlassen, dass Felicia in der Leichenhalle in Quorum anruft. Wenn die Autopsie gemacht ist, übergeben wir denen die Leiche, falls sie nichts anderes arrangiert hat. Sie könnten sie auch fragen, ob sie einen Pfarrer hat, den wir verständigen sollen.«

»Mach ich. Mal sehen, was sie sagt.«

»Sie sind mit Stacey Oliphant hier?«

»Ja. Er und Lieutenant Dolan haben sich allerdings schon auf den Heimweg nach Santa Teresa gemacht. Ich hätte eigentlich nachkommen sollen, aber angesichts der Umstände bleibe ich noch.«

»Wir gehen von der Annahme aus, dass die beiden Morde zusammenhängen, es sei denn, wir erfahren etwas anderes. Ich nehme an, die Polizei von Santa Teresa wird auch ein paar von ihren Männern schicken wollen.«

»Höchstwahrscheinlich«, sagte ich. Ich schilderte ihm kurz, was uns nach Quorum geführt und was wir in Erfahrung gebracht hatten. Da Stacey ihm das meiste davon schon erzählt hatte, berührte ich manche Punkte nur am Rande und ergänzte lediglich dann Einzelheiten, wenn ich etwas ansprach, was er noch nicht wusste, in erster Linie in Bezug auf Frankie Miracle. »Lieutenant Dolan und ich sind auf dem Weg durch die Wüste bei seiner Exfrau in Peaches vorbeigefahren. Sie heißt Iona Mathis«, sagte ich.

»Die kennen wir«, erwiderte er. »Sie und meine Nichte gehen in dieselbe Kirche – zumindest früher mal.«

»Ja, also, ihre Mutter sagt, sie wäre sofort, nachdem wir gegangen waren, nach Santa Teresa gefahren, um Frankie zu besuchen. Ich dachte, er wäre mit ihr zurückgefahren, aber da bin ich mir nicht sicher. Sie behauptet, er hätte Freitagabend in Santa Teresa gearbeitet.«

»Das lässt sich leicht nachprüfen. Wissen Sie, bei welcher Firma?«

»Nein, aber Stacey und Dolan wissen es bestimmt. Vielleicht sollten Sie auch mit Iona sprechen. Sie hat Pudgie am Donnerstagabend angerufen und war laut Felicia wirklich stocksauer.« Ich machte einen verbalen Abstecher und erzählte ihm von Ionas Überzeugung,

dass Pudgie auf Frankies Kosten etwas für sich herausgeschunden hätte. »Felicia weiß nicht, ob Pudgie am späten Freitagabend oder ganz früh am Samstagmorgen weggegangen ist. Sie hat mir erzählt, dass vor Ionas Anruf noch ein anderer Anruf gekommen ist, aber sie hat keine Ahnung, wer das war, weil Pudgie da selbst ans Telefon gegangen ist.«

»Ich spreche bald mit Iona … vielleicht noch heute. Und wo finde ich Sie?«

Ich sagte ihm, wo ich wohnte. »Ich rufe Stacey und Dolan an, sobald ich ins Motel komme. Die Geschichte mit Pudgie ist bestimmt ein schwerer Schlag für sie. Stacey hat Ihnen ja sicher erzählt, dass sie seine Fingerabdrücke am Mustang gefunden haben. Wir haben alle vermutet, dass er das Mädchen entweder selbst umgebracht hat oder wusste, wer es war. Aber jetzt sieht es so aus, als hätte ihn jemand ermordet, um ihn zum Schweigen zu bringen.«

»Komplizenrisiko«, meinte Lassiter. »Falls Sie noch irgendwas erfahren, sagen Sie uns Bescheid.«

Ich fuhr Felicia zum Motel zurück. Sie schwieg und lehnte den Kopf mit halb geschlossenen Augen gegen den Sitz. In der einen Hand hielt sie ein Taschentuch, mit dem sie sich gelegentlich die Augen tupfte. Ihre Lider waren geschwollen, ihr Teint fleckig, und die roten Haare hingen matt herab, als wären sie von der Trauer stumpf geworden. Falls sie weinte, so tat sie es geräuschlos. Jetzt, wo sie das Schlimmste erfahren hatte, reagierte sie in gewisser Weise passiv, mit einer Resignation, die sie wohl schon seit Jahren in sich trug, während sie nur noch auf das Verhängnis wartete.

Schließlich sagte ich: »Falls es Sie irgendwie tröstet, einige Leute hatten ihn gern.«

Sie drehte sich zu mir und lächelte müde. »Glauben Sie? Hoffentlich haben Sie da Recht. Er hat ein

erbärmliches Leben geführt – war öfter im Gefängnis als draußen. Da fragt man sich doch, wo der Sinn liegt.«

»Ich habe es aufgegeben, das rausfinden zu wollen. Hauptsache, Sie machen sich keine Vorwürfe.«

»In gewisser Weise schon. Ich denke ständig, ich hätte ihn besser hinkriegen können. Das Problem ist nur, dass ich nicht weiß, ob ich zu streng war oder nicht streng genug.«

»Pudgie hat selbst entschieden. Sie sind nicht dafür verantwortlich.«

»Wissen Sie was? Mir ist egal, was er gemacht hat. Zu mir war er anständig. Gut, er hat vielleicht schmarotzt, aber er hat mich nie ausgenommen, wissen Sie? Er ist mein kleiner Bruder, und ich hatte ihn lieb.«

»Ich weiß. Gehören Sie einer Kirche an? Ich kann gern jemanden für Sie anrufen.«

»In einem so kleinen Ort wird es sich mittlerweile herumgesprochen haben. Wahrscheinlich steht der Pfarrer schon vor der Tür, wenn ich nach Hause komme. Ich hoffe nur, ich verliere nicht die Fassung. Es ist so schon schwer genug.«

Am Motel parkte ich neben ihrem Auto, und wir stiegen beide aus. Ich umarmte sie. Kurz hielt sie mich fest, dann machte sie sich los. In ihren Augen standen Tränen, und sie wischte sich die Nase an einem Taschentuch. »Seien Sie bloß nicht zu nett. Das macht es nur noch schlimmer.«

»Können Sie fahren?«

»Kein Problem.«

»Ich rufe Sie morgen an.«

»Danke. Das weiß ich wirklich zu schätzen.«

Ich betrat mein Zimmer. Das Zimmermädchen war da gewesen, also waren meine Handtücher frisch und mein Bett ordentlich gemacht. Ich streckte mich aus

und griff nach dem Telefon neben meinem Buch auf dem Nachttisch. Staceys Nummer war abgemeldet. Das ließ mich schmunzeln. Da er fest davon überzeugt gewesen war, sterben zu müssen, hatte er wohl nicht besonders auf seine Rechnungen geachtet. Ich wählte Dolans Nummer und sprach auf Band, dass mich einer von beiden anrufen solle, sobald sie eintrafen. Mittlerweile war es drei Uhr nachmittags, und selbst wenn sie zum Mittagessen Halt gemacht hatten, müssten sie binnen einer Stunde in Santa Teresa sein. Aus Angst, ihren Anruf zu verpassen, wagte ich nicht, das Zimmer zu verlassen. Ich versuchte zu lesen, ertappte mich aber – wenig erstaunlich – dabei, wie ich über Pudgies Tod nachgrübelte. Ich dachte auch über mein Gespräch mit Iona Mathis nach und fragte mich, wie sie auf die bescheuerte Idee gekommen war, ich hätte einen Kuhhandel mit Pudgie geschlossen, um ihn aus dem Gefängnis zu holen. Ich hoffte, ihre irrigen Annahmen hatten nicht zu Pudgies Tod beigetragen. Falls ja, so trug ich eine gewisse Verantwortung für das, was ihm zugestoßen war. Der Gedanke machte mich krank.

Ich zog die Schuhe aus, schlüpfte unter die Laken und zog die Tagesdecke über mich. Dann nahm ich mein Buch und las ein Weilchen, in der Hoffnung, mich damit ablenken zu können. Ich hatte es warm. Im Zimmer war es ruhig. Langsam nickte ich ein, und als das Telefon endlich klingelte, zuckte ich zusammen und nahm mit klopfendem Herzen den Hörer ab. Der Adrenalinstoß erreichte sein Maximum und ebbte wieder ab. Es war Dolan.

Ich setzte mich auf, schwang die Füße über die Bettkante und rieb mir das Gesicht, während ich ein Gähnen unterdrückte. »Wie war die Fahrt? Sie klingen müde.«

»Ich war schon mal munterer«, antwortete er. »Stacey hat mich vor einer halben Stunde abgesetzt. Er ist sofort zum Sheriffbüro gerast, um mit Mandel zu reden. Auf dem Rückweg will er bei sich vorbeifahren und seine Sachen holen. Danach werden wir mal ans Abendessen denken.«

»Wohnt er jetzt bei Ihnen?«

»Vorübergehend. Sie wissen ja, dass der Mietvertrag für seine Wohnung ausläuft und er Ende des Monats draußen sein muss. Er hat sich ja eingebildet, dass er bis dahin zwei Meter unter der Erde liegt, aber da haben ihm die Götter wohl ein Schnippchen geschlagen. Ich habe ihn gefragt, ob er hier wohnen will, bis er was anderes findet. Ich kann Gesellschaft gebrauchen.«

»Schön. Das müsste Ihnen beiden gut tun, wenn Sie es schaffen, sich das Streiten zu verkneifen.«

Dolan rang sich netterweise ein Lachen ab. »Wir streiten uns nicht. Wir sind nur verschiedener Meinung«, entgegnete er. »Und wie läuft's bei Ihnen? Wir hatten ein ganz schlechtes Gewissen, dass wir Sie alles allein ausbaden lassen. Haben Sie sich ein bisschen amüsiert?«

»Witzig, dass Sie das fragen.« Dann erzählte ich ihm von Pudgies Tod, den wir ausgiebig debattierten. Mitten beim Sezieren der Ereignisse sagte Dolan: »Moment mal kurz. Stacey ist gerade reingekommen. Ich sage ihm schnell, was los ist.«

Er legte eine Hand über die Sprechmuschel, um mir die Wiederholung zu ersparen, und setzte Stacey rasch ins Bild. Selbst in der gedämpften Fassung hörte ich Staceys Fluchen.

Er nahm Dolan den Hörer ab. »Das war das letzte Mal, dass ich Sie allein lasse. Was zum Teufel ist da los?«

»Sie wissen genauso viel wie ich.«

Er stellte seine eigenen Fragen in Bezug auf Pudgie, und dann plauderten wir über Frankie. Stacey versprach, sie würden tun, was sie konnten, um ihn aufzuspüren und zu überprüfen, ob er nachweisen konnte, wo er ab Freitagmorgen gewesen war. »Übrigens haben wir gute Neuigkeiten. Charisses Zahnschema passt zu dem unserer Unbekannten, also ist wenigstens das geklärt. Die Gerichtsmedizin ist auch schon fast bereit, zu beschwören, dass die Haare, die wir gefunden haben, ebenfalls von ihr stammen. Jetzt brauchen wir nur noch die Entsprechungen zu dem zweiten Satz Fingerabdrücke, dann sind wir im Geschäft. Sind die McPhees schon erschienen?«

»Ich nehme es an. Morgen früh frage ich mal nach, damit ich es sicher weiß«, sagte ich. »Wann wollen Sie wieder herkommen?«

»So bald wie möglich. Ich presche los, sowie hier alles unter Kontrolle ist.«

Ich hörte Dolan im Hintergrund etwas knurren.

Stacey sagte: »Ach ja. Dolan hat seine Pistole im Kofferraum liegen lassen. Er will wissen, ob sie noch da ist.«

»Ich hatte bis jetzt noch keine Gelegenheit, den Kofferraum aufzumachen, aber ich schaue nach, sobald ich dazu komme. Was soll ich denn mit ihr machen?«

Dolan sagte etwas zu Stacey.

»Er meint, lediglich dafür sorgen, dass er sie wiederkriegt, sobald Sie wieder hier sind.«

»Selbstverständlich.«

Dolan flüsterte ihm noch etwas zu, das ich nicht verstand.

»Moment bitte«, sagte Stacey zu mir, und zu Dolan: »Verdammt noch mal! Kannst du vielleicht aufhören zu quatschen, wenn ich mit ihr telefoniere?«

Weiteres Gemurmel von Dolan.

»Schwachsinn. Kommt nicht infrage.« Stacey meldete sich wieder. »Der Kerl macht mich wahnsinnig. Er behauptet, er kommt bestens alleine klar, aber er lügt wie gedruckt. Sobald ich ihm den Rücken zudrehe, rennt er los und kauft sich eine Schachtel Zigaretten. Man sollte ihn einsperren.«

Im Hintergrund hörte ich eine Tür knallen.

»Du mich auch, Mann!«, brüllte Stacey. »Ich rufe Sie auf jeden Fall an, wenn ich losfahre. Dann können Sie an der Rezeption ein Zimmer für mich reservieren.«

Als wir unser Gespräch beendet hatten, rief ich bei Henry an, wo sich der Anrufbeantworter einschaltete. Ich sprach ihm auf Band, dass er mir fehlte und ich wieder anrufen würde. Ich las noch etwa eine Stunde und bestellte mir dann eine Pizza. Ich hatte keine Lust, auszugehen und ohne Begleitung eine richtige Mahlzeit einzunehmen. Normalerweise esse ich gern allein in einem Restaurant. Aber jetzt, wo Stacey und Dolan weg waren, befremdete mich die Vorstellung. Der Mord an Pudgie hatte mir einen massiven Schrecken eingejagt. Es war etwas ganz anderes, als mit einem Mord zu tun zu haben, der vor achtzehn Jahren geschehen war. Was auch immer das Motiv dafür gewesen war, die Zeit hatte eine lange Abkühlungsphase gewährt. Das Leben war weitergegangen. Der Mörder hatte es geschafft, einmal zuzuschlagen und ungeschoren davonzukommen. Ich hatte angenommen, dass es keinen Grund dafür gäbe, noch einmal zu töten, aber Pudgies Tod bewies, wie falsch ich damit gelegen hatte. Der Einsatz war nach wie vor hoch. In den Jahren dazwischen hatte irgendjemand ein Leben genossen, das auf einer Lüge beruhte. Und jetzt waren wir gekommen und bedrohten den Status quo.

Ich aß zu Abend und warf die leere Schachtel in den Müll. Dann sah ich mir zwei Fernsehshows mit ätzenden Lachern vom Band an. Um neun Uhr kam ich zu dem Schluss, dass ich genauso gut arbeiten konnte. Systematische Aufzeichnungen zu führen hat beruhigende Nebenwirkungen. Ich setzte mich an den Schreibtisch und zog die Schublade auf.

Die Sachen waren verschoben worden.

Ich starrte auf sie herab, sah mich dann im Zimmer um und fragte mich, ob jemand eingedrungen war. Nein, nicht *ob.* Ich fragte mich, *wer* eingedrungen war und sich am Inhalt der Schublade zu schaffen gemacht hatte. Das letzte Mal, dass ich mir Notizen gemacht hatte, musste am Samstagnachmittag gewesen sein. Stacey und ich waren in Creosote gewesen und hatten auf dem Nachhauseweg das Tuley-Belle besichtigt. Am Motel hatten wir beschlossen, eine Pause einzulegen. Ich hatte mit Betty Puckett von der Lockaby High School telefoniert und anschließend geduscht, mich angezogen und begonnen, die Details aufzuschreiben – Ereignisse, Fragen und Gespräche. Danach hatte ich ein Gummiband um meine Karteikarten geschlungen und sie oben auf die Mordakte in der Schublade geworfen. Jetzt lagen sie darunter. Es schien nur eine Kleinigkeit zu sein, aber meine Erinnerung war eindeutig.

Mit einem Stift hob ich eine Ecke der Mordakte an, damit ich die Karten herausschieben konnte. Ich hielt den Stapel an den Kanten fest und löste das Gummiband. Die oberste Karte hatte ich anders herum abgelegt, als Gedächtnisstütze dafür, dass ich noch einmal mit Medora Sanders sprechen musste. Nun war die Karte umgedreht worden und lag genau so da wie alle anderen.

Jemand war in meinem Zimmer gewesen. Jemand hatte die Mordakte in der Hand gehabt und meine Notizen gelesen.

Abrupt stand ich auf, fast als wäre mir durch den Sitz meines Stuhls ein Elektroschock verabreicht worden. Ich ging durchs Zimmer und musterte sorgfältig jeden Quadratzentimeter. Meine Reisetasche und das Album mit den Familienfotos befanden sich unangetastet im Schrank. Abgesehen von den Sachen in der Schublade war alles andere so, wie ich es in Erinnerung hatte. Hatte das Zimmermädchen aufgeräumt? Selbst wenn – warum sollte sie die Karteikarten lesen? Das Mädchen, das ich getroffen hatte, hatte ja kaum Englisch gesprochen. Es hätte aber auch eine andere Angestellte gewesen sein können. Vermutlich arbeiteten unter der Woche andere Frauen als an den Wochenenden. Vielleicht war das letzte Zimmermädchen, das mein Zimmer gemacht hatte, neugierig gewesen, hatte zugegriffen und gedacht, dass ich es nicht merken würde. Es fiel mir schwer, das zu glauben, aber ich konnte nichts anderes beweisen.

Ich band die Karten wieder zusammen und legte sie zurück. Mit der Spitze des Stifts schob ich die Schublade zu. Wahrscheinlich käme kein Mensch auf die Idee, dass ich mich derart deutlich daran erinnerte, wie ich den Inhalt der Schublade zurückgelassen hatte. Aber wenn es nicht das Zimmermädchen gewesen war, wie war der Einbruch dann vonstatten gegangen? Die Zimmertür war ja stets abgeschlossen. Ich ging ins Badezimmer, zog ein Kleenex aus der Schachtel, ging an die Tür und drehte mit dem Tuch den Knauf zur Seite. Dann untersuchte ich die Außenseite der Tür, das Schlüsselloch und die Schutzplatte, fand aber weder Furchen noch Kratzer noch irgendwelche anderen Hinweise auf gewaltsames

Eindringen. Die Fenster waren von innen verschlossen und wiesen keinerlei Einbruchspuren auf.

Andererseits konnte sich aber jemand ganz leicht hier Zutritt verschafft haben. Als das Zimmermädchen am Samstag mein Zimmer gemacht hatte, hatte sie die Tür mithilfe eines Haufens Schmutzwäsche offen gehalten. Sie hatte im Badezimmer Radio gehört, und es war laut Musik gelaufen, während sie Toilette und Waschbecken putzte. Jeder hätte sich hereinschleichen und den Schreibtisch durchsuchen können, der gleich hinter der Tür stand. Die Zeit hätte zwar nicht gereicht, um die Mordakte selbst zu lesen, aber die Karten waren wichtiger. Meine Notizen umfassten alles, was ich über den Fall wusste, und alles, was ich für bedeutsam hielt. Wenn jemand meine Notizen las, konnte er rekonstruieren, wo ich gewesen war, mit wem ich gesprochen hatte und was ich als Nächstes plante. Es besaß unbestreitbare Vorteile, meinen nächsten Schritt im Voraus zu kennen. Jemand konnte einschreiten, bevor ich dazu kam, mir die Information zu beschaffen, die ich brauchte.

Ich schloss die Tür, ging wieder zum Schreibtisch und musterte den Stapel Karten mit Medoras Namen an oberster Stelle. Ich glaubte nicht, dass sie irgendetwas wusste, was sie mir noch nicht gesagt hatte, aber es könnte trotzdem klug sein, noch einmal Rücksprache mit ihr zu halten. Kurz erwog ich, Detective Lassiter oder irgendjemand anders vom hiesigen Sheriffbüro anzurufen, aber was hätte ich schon sagen sollen? Meine Karteikarten sind um drei Zentimeter verschoben worden? Huch! Ich nahm nicht an, dass sie deswegen ausrücken und Fingerabdrücke nehmen würden. Bestenfalls würden sie dieselbe Vermutung anstellen wie ich, nämlich dass das Zimmermädchen die Schublade auf- und wieder zugemacht hatte, als sie mein Zimmer in Ordnung

brachte. Wahnsinnig aufregend. Abgesehen davon, dass meine Sachen anders hingelegt worden waren (was sie mir einfach so glauben müssten), gab es keinerlei Hinweise auf einen Einbruch. Weder war das Zimmer verwüstet noch irgendetwas entwendet worden, also lag aus ihrer Sicht auch keine Straftat vor.

Ich schnappte mir Tasche und Bomberjacke und wollte gehen. Fast war ich schon zur Tür draußen, als mir etwas einfiel. Ich nahm mein Familienalbum aus dem Schrank, ging zum Schreibtisch und holte Karteikarten und Mordakte heraus. Draußen vergewisserte ich mich, dass die Tür hinter mir abgesperrt war. Ich schloss meine Wertsachen im Kofferraum von Dolans Auto ein und machte mich auf den Weg zu Medora. Das einprägsame Bild von Dolans Smith & Wesson im Kofferraum machte mir Mut.

25

Es war ein kalter und windiger Abend, doch die Fahrt war zu kurz dafür, dass Dolans Heizung Wirkung zeigen konnte. Kaum ein Gebäude in Quorum war höher als zwei Stockwerke, und so gab es kaum Schutz vor den kalten Böen, die aus der Wüste angeweht kamen. Der Himmel war von einem harten Schwarz, und die Gegenwart der Sterne war nicht so tröstlich, wie man hätte hoffen mögen. Die Natur hat ihre kleinen Kniffe, um uns daran zu erinnern, wie zart und zerbrechlich wir sind. Unser Dasein ist begrenzt, während ihres noch lange bestehen bleiben wird, nachdem unser armes Fleisch zerfallen ist.

Ich parkte in Medoras Einfahrt. Abgesehen von einer Lampe im Wohnzimmer war das Haus dunkel. Als ich das ungepflegte Rasenstück vor ihrem Haus überquerte, fiel mir auf, dass die Vordertür offen stand. Ich sah, wie sich der vertikale Streifen matten Lichts ausdehnte und wieder zusammenzog, je nachdem, ob der Wind stärker oder schwächer wehte. Ich zögerte kurz und klopfte schließlich an den Rahmen der Fliegentür. »Medora?«

Von drinnen kam kein Laut. Ich zog die Fliegentür auf und rief durch die Öffnung: »Medora?«

Eigentlich widerstrebte es mir, unaufgefordert hineinzugehen, aber irgendetwas kam mir seltsam vor, vor allem angesichts meines Verdachts, dass bei mir jemand eingedrungen war. Falls der Betreffende meine Notizen gelesen und Medoras Namen entdeckt hatte, konnte ihr Haus ohne weiteres seine nächste Anlaufstelle sein. Ich stieß die Tür auf, trat leise ein und schloss sie hinter mir wieder. Abgesehen vom Schein einer kleinen Tischlampe lag das Zimmer im Dunkeln. Medora lag auf dem Rücken auf der Couch

und hatte die Hände über der Brust gefaltet. Ich ging näher heran. Sie schnarchte und stieß bei jedem Ausatmen Alkoholschwaden aus. Falls sie aufwachte und mich über sich gebeugt sah, bekäme sie einen Schreck, aber ich wollte nicht gehen, bevor ich mich vergewissert hatte, dass ihr nichts fehlte. Eine halb gerauchte Zigarette, die am Rand des Aschenbechers lag, war zu drei Zentimetern Asche abgebrannt und dann ausgegangen. Das Eis in ihrem Longdrinkglas war schon lange geschmolzen. Die Fläschchen mit ihren rezeptpflichtigen Medikamenten schienen voll und ordentlich verschlossen zu sein. Zumindest hatte sie allem Anschein nach keine Überdosis genommen, obwohl ihre Gewohnheit, Whiskey mit Schmerztabletten zu mischen, gefährlich war.

Im Haus war es kalt, und ich spürte einen Lufthauch. Ich ging in die Küche und machte Licht. Die Hintertür stand offen, was einen Durchzug erzeugte, der sämtliche Wärme aus den Räumen gesogen hatte. Ich hob den Kopf und lauschte in der Stille nach irgendeinem Geräusch. Dabei blieb ich still stehen und sah mich genau um. Die Hintertür war intakt – kein gespaltenes Holz, kein zerschmetterter Rahmen und kein zersplittertes Glas. Die Fenster waren geschlossen und die Riegel zugezogen. Auf den Arbeitsflächen standen zahlreiche Konservendosen, Schachteln mit Getreideflocken und Crackern, Packungen mit Papierservietten, Toilettenpapier, Küchenkrepp und Putzmittel. Es sah aus, als wäre seit einer Woche nicht abgespült worden, obwohl sie nichts anderes als Getreideflocken und Suppe zu essen schien. Der Abfalleimer war am Überquellen, aber abgesehen von der Unordnung hatte es nicht den Anschein, als ob irgendetwas angerührt worden wäre.

Ich sah zu Medora hinüber, erschreckt von der Vorstellung, wie verletzlich sie war. Jeder hätte

hereinspazieren und sie berauben, niederschlagen oder umbringen können, während sie da auf ihrem Sofa lag. Wäre ein Feuer ausgebrochen, so hätte sie es wohl kaum bemerkt. Ich zog die Hintertür zu und schloss sie ab. Dann machte ich einen Rundgang durch die restlichen Räume, die nicht mehr umfassten als ein enges, schäbiges Badezimmer und zwei kleine Schlafzimmer. Medoras Haushaltsführung, falls man überhaupt von einer solchen sprechen konnte, machte es unmöglich festzustellen, ob jemand anders hier gewesen war und rasch alles durchsucht hatte.

Ich kehrte ins Wohnzimmer zurück und beugte mich über sie. »Medora, ich bin's, Kinsey. Ist alles in Ordnung?«

Sie regte sich nicht.

Ich legte ihr sachte eine Hand auf den Arm und sagte: »Hey.«

Nichts. Ich schüttelte sie sanft, doch sie schien nichts zu registrieren. Sie war in die trüben Tiefen des Alkohols abgeglitten, wohin kein Laut drang und kein Licht reichte. Ich schüttelte sie noch einmal. Sie gab eine Art Grunzen von sich, reagierte aber nicht weiter. In diesem Zustand wollte ich sie nicht allein lassen, also suchte ich nach dem Telefon, das ich schließlich in der Küche fand, an die Wand zum Flur montiert. Ich durchwühlte eine Schublade nach der anderen, bis ich das Telefonbuch fand. Dann schlug ich Justines Nummer nach und rief bei ihr an. Sie meldete sich nach dem vierten Klingeln.

»Justine? Hier ist Kinsey. Entschuldigen Sie bitte die Störung, aber ich bin gerade bei Ihrer Mutter vorbeigefahren und habe beide Türen offen vorgefunden. Sie ist anscheinend bewusstlos. Ich glaube, ihr fehlt weiter nichts, aber ich kriege sie einfach nicht wach. Könnten Sie rüberkommen? Ich

möchte sie nicht allein lassen, bevor Sie nach ihr gesehen haben.«

»Verdammt. Ach, Herrgott. Ich komme so schnell ich kann.«

Abrupt legte sie auf. Es tat mir Leid, dass ich sie verärgert hatte, aber so ist das Leben. Ich kehrte zum Sofa zurück und hockte mich auf den Rand des Couchtischs. Dann nahm ich Medoras Hand und tätschelte sie leicht. »Medora, wachen Sie auf. Können Sie aufwachen?«

Benommen schlug sie die Augen auf. Zuerst konnte sie nicht scharf sehen, doch schließlich koordinierte sie ihre Augen und sah sich orientierungslos im Zimmer um.

»Ich bin's, Kinsey. Können Sie mich hören?«

Sie murmelte etwas, das ich nicht verstand.

»Medora, haben Sie etwas gegen die Schmerzen genommen? Setzen Sie sich mal auf, ja?« Ich schob ihr einen Arm unter den Kopf und versuchte sie in Sitzposition zu hieven. »Ich ziehe Sie hoch, aber Sie müssen mithelfen.«

Irgendwie riss sie sich zusammen und stützte sich auf einen Ellbogen, was es mir möglich machte, sie aufzurichten. Ihr Blick traf meinen mit einem Ausdruck der Verwirrung. »Was ist denn los?«

»Ich weiß es nicht, Medora. Sagen Sie's mir. Jetzt stehen Sie mal auf und gehen Sie ein Stück. Können Sie das?«

»Wozu denn? Mir fehlt nichts. Ich will kein Stück gehen.«

»Gut, dann bleiben Sie eben sitzen und plaudern mit mir. Ich will nicht, dass Sie wieder einschlafen. Haben Sie etwas genommen?«

»Hab ein Nickerchen gemacht.«

»Ich weiß, dass Sie ein Nickerchen gemacht haben, aber beide Türen standen weit offen, und ich war

besorgt um Sie. Haben Sie irgendwelche Pillen genommen?«

»Vorhin.«

»Wie viele? Zeigen Sie mir, was Sie genommen haben – war es das?«

»Und die anderen.«

Ich las die Etiketten auf den Fläschchen: Valium, Tylenol mit Codein, Percocet, Xanax. »Das ist aber keine gute Idee. Sie sollen die nicht alle zugleich nehmen, und erst recht nicht, wenn Sie etwas getrunken haben. Das ist nicht sicher. Geht's Ihnen gut?«

»Dr. Belker hat mir die verschrieben.«

»Aber Sie sollen sie nicht nehmen, wenn Sie trinken. Hat er Ihnen das nicht erklärt?«

»Dann könnte ich sie ja überhaupt nicht nehmen. Ich trinke jeden Tag.« Sie schmunzelte über meine Begriffsstutzigkeit, nachdem sie diesen Punkt geklärt hatte.

Auf diese Art machten wir weiter. Medora antwortete mit kurzen Aussagesätzen auf meinen Strom von Fragen. Auch wenn es nicht direkt ein anregendes Gespräch war, erfüllte es doch seinen Zweck, nämlich ihren Kontakt zur Wirklichkeit aufrechtzuerhalten. Als Justine fünfzehn Minuten später auftauchte, war Medora schon wacher und kontrollierter.

Justine streifte ihre Jacke ab und warf sie über eine Stuhllehne. »Tut mir Leid, dass es so lang gedauert hat, aber ich habe auf Cornell gewartet. Zum Schluss habe ich dann die Nachbarin angerufen, und sie ist rübergekommen, um auf die Mädchen aufzupassen.«

Medora sah Justine mit einem Ausdruck von Demut und Verlegenheit an. »Ich habe nicht gesagt, dass sie dich anrufen soll. Das würde ich nie tun.«

Justine setzte sich neben ihre Mutter und nahm deren Hand. »Wie oft haben wir das jetzt schon

durchexerziert, Mutter? Du kannst nicht ewig so weitermachen. Ich habe mein eigenes Leben.«

»Ich habe nur einen Drink gehabt und eine Schmerztablette genommen.«

»Ja, sicher. Wie viele?«

»Wie üblich.«

»Vergiss es. Spar's dir einfach. Wozu verschwende ich meinen Atem? Fühlst du dich wohl?«

»Bestens. Du hättest nicht rüberkommen brauchen und die Mädchen allein lassen müssen.«

»Sie sagt, die Türen hätten weit offen gestanden. Was sollte das?«

»Ich habe sie zugemacht. Ehrlich. Ich habe an das gedacht, was du gesagt hast.«

»Wir bringen dich jetzt ins Bett. Wir können ja später darüber reden, wenn du wieder bei dir bist.«

»Ich bin doch bei mir«, erwiderte sie mit trüben Augen, als ihr Justine aufhalf. Medora war ein bisschen wacklig auf den Beinen.

»Brauchen Sie Hilfe?«

Justine schüttelte den Kopf und konzentrierte sich darauf, ihre Mutter um den scharfkantigen Couchtisch herum, durchs Zimmer und in den kurzen Flur zu manövrieren, der zu ihrem Schlafzimmer führte. Ich hörte die beiden murmeln. Medora gab Entschuldigungen von sich, während Justine sich damit beschäftigte, sie ins Bett zu bugsieren.

Fünf Minuten später kehrte Justine zurück und rieb sich nachdenklich die Arme. »Es wird immer schlimmer mit ihr. Ich weiß nicht mehr, was ich mit ihr machen soll. Meine Güte, hier drinnen ist es ja eiskalt.«

»Schon wärmer als vorher.«

Sie trat an den Thermostat. »Er ist aus. Was treibt sie da eigentlich – will sie etwa Heizkosten sparen? Kein Wunder, dass sie krank wird. Vor zwei Monaten

hatte sie eine Lungenentzündung.« Sie stellte den Regler ein, und binnen Sekunden hörte man, wie der Heizkessel anging.

Mit einem ärgerlichen Seufzen setzte sie sich aufs Sofa. »Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie oft ich schon mit ihr darüber gesprochen habe. Sie bringt den Müll raus oder holt die Zeitung aus der Einfahrt, und dann sperrt sie sich entweder selbst aus oder vergisst, die Tür von innen wieder zu verriegeln. In windigen Nächten wie heute fliegen die Türen von selbst auf und zu. Sie kriegt es nicht mal mit.«

»Ich bin nicht überzeugt davon, dass es so passiert ist, und es jagt mir kalte Schauer den Rücken hinunter. Könnten Sie sich mal umsehen und sich vergewissern, dass nichts fehlt? Stellen Sie sich nur vor, wenn jemand hier gewesen ist.«

»Warum soll sich jemand die Mühe machen? Hier gibt es nichts zu stehlen.«

»Schon klar, aber die Sache schmeckt mir nicht. Würden Sie mir zuliebe einen kurzen Rundgang machen?«

»Na gut. Sie können auch gleich mitkommen. Es dauert nicht lang, und dann haben Sie's selbst gesehen.« Sie beugte sich vor und nahm die Whiskeyflasche vom Couchtisch. »Da.«

Ich nahm die Flasche und wartete, während sie sich das Glas und die Pillenfläschchen schnappte, die daneben standen. »Ihr Arzt ist nicht ganz bei Trost. Ich habe schon hundertmal mit ihm diskutiert. Sie sind alte Freunde, also kommt sie nach mir daher und überredet ihn.«

Sie sah sich oberflächlich in der Küche um, während sie den Whiskey ihrer Mutter in den Abguss leerte. Sämtliche Pillen kippte sie in den Müll, wo sie wie ein Schälchen Jelly Beans auf den Eimerboden durchrasselten. Die leere Whiskeyflasche warf sie

hinterher. »Ich kümmere mich später darum«, sagte sie mit einem Blick auf den überquellenden Mülleimer und den Stapel Geschirr in der Spüle. »Hier drinnen sieht alles okay aus. Es ist zwar ein Schweinestall, aber auch nicht schlimmer als sonst.«

Ich tappte hinter ihr her, während sie ins Badezimmer und in das zweite Schlafzimmer sah. Letzteres musste früher ihr Zimmer gewesen sein, das Zimmer, das sie auch mit Charisse hatte teilen müssen. Die zwei Einzelbetten standen noch da, doch der restliche Platz war mit Bergen von Kleidungsstücken, Kisten und verschiedenem Trödel angefüllt. Fast hätte ich ihr meinen Verdacht anvertraut, dass jemand in mein Zimmer eingedrungen war, doch ich verkniff es mir. Ich hatte keinen Beweis dafür und wollte nicht völlig paranoid klingen. Außerdem würde sie das nur dazu anregen, Fragen zu stellen, die ich nicht beantworten wollte.

Als wir ins Wohnzimmer zurückkehrten, sagte sie: »Ich habe das von Pudgie gehört. Es ist schrecklich.«

»Das hat sich ja schnell herumgesprochen.«

»Glauben Sie mir, inzwischen weiß es jeder.«

»Wer hat es Ihnen erzählt?«

»Todd Chilton hat angerufen. Er ist Hilfssheriff«

»Ich kenne ihn. Warum hat er Sie angerufen?«

»Nun ja, ihm ist eingefallen, dass ich mal mit Pudgie gegangen bin, und er fand, ich sollte Bescheid wissen. Nach dem zu schließen, was er gesagt hat, war es abstoßend. Zumindest habe ich es zwischen den Zeilen so verstanden. Er sagt, Sie seien diejenige gewesen, die darauf gekommen ist.«

»Früher oder später hätte es zwangsläufig jemand gemerkt«, sagte ich und musste an den Geruch denken. Ich ergänzte noch ein paar Einzelheiten, verschwieg aber alles Wesentliche. Detective Lassiter

würde mit Sicherheit dafür sorgen, dass nicht alle Informationen an die Öffentlichkeit gelangten.

»Warum sind Sie hier vorbeigekommen?«

»Ich wollte Ihre Mutter etwas fragen. Ich weiß, es wirkt nebensächlich, aber ich war neugierig. Als ich das erste Mal mit ihr gesprochen habe, hat sie gesagt, sie wäre am selben Tag, als Charisse verschwunden ist, zur Polizei gegangen. Aber laut den Unterlagen der Polizei hat sie eine Woche gewartet. Ich hatte gehofft, sie könnte die Abweichung erklären.«

»Sie hat Ihnen nichts von dem Zettel erzählt?«

»Von Charisse? Nicht dass ich wüsste.«

»Dann hat sie wahrscheinlich vergessen, es zu erwähnen. Von dem ganzen Scheiß, den sie schluckt, ist ihr Hirn komplett ruiniert. Auf dem Zettel von Charisse stand, dass sie ihre Mutter besuchen wolle und in drei Tagen wieder zurück wäre. Wir dachten, sie würde wieder auftauchen, aber nach einer Woche hat Mom angefangen, sich Sorgen zu machen. Dann hat sie sich an die Polizei gewandt.«

»Haben Sie den Zettel selbst gesehen?«

»Sicher. Sie hat ihn aufs Bett gelegt.«

»Und es war ihre Handschrift?«

»Soweit ich es beurteilen konnte.«

»Hat Ihre Mutter den Zettel aufgehoben?«

»Das bezweifle ich. Warum sollte sie?«

»Könnten Sie sie bitte fragen?«

»Jetzt gleich?«

»Ich wäre Ihnen dankbar.«

Sie verließ das Wohnzimmer und ging wieder zu ihrer Mutter ins Schlafzimmer, von wo ich ihr eindringliches Fragen und Medoras undeutliche Antworten vernahm. Ich hörte, wie Schubladen aufgezogen und wieder zugeschoben wurden. Kurz darauf kam Justine zurück. »Es ist nicht zu fassen. Sie sagt, sie hat den Zettel

aufgehoben, damit ihr das Sozialamt keine Vorwürfe macht, weil Charisse verschwunden ist. Sie hat sich gedacht, wenn sie je nachfragen, kann sie ihnen den Zettel als Beweis dafür zeigen, dass Charisse aus freien Stücken weggegangen ist.«

»Erstaunlich. Das ist ja toll. Ich würde ihn gern sehen.«

»Tja, das ist ja das Dumme. Sie weiß nicht mehr, wo sie ihn hingetan hat. Sie hat gedacht, er wäre in der Kommode, aber da ist er nicht mehr. So wie ich sie kenne, kann er überall sein. Sie ist dermaßen schlampig.«

»Vielleicht können wir noch mal suchen, wenn sie wieder auf den Beinen ist.«

Justine warf mir einen Blick zu. »Ja, klar. Hören Sie, ich muss zurück zu den Mädchen. Cornell dürfte zwar inzwischen zu Hause sein, aber man weiß ja nie. Ich mache nur noch ein paar Lichter aus, dann bringe ich Sie zu Ihrem Wagen. Es ist stockfinster draußen.«

Ich wartete, während sie alles noch mal überprüfte und sich vergewisserte, dass die Hintertür abgeschlossen war. Bis auf das im Flur machte sie alle Lichter aus. Dann testete sie das Schnappschloss an der Vordertür, stellte es auf »Schließen« und zog die Tür hinter sich zu. Sie nahm die Autoschlüssel aus der Jackentasche und ging durch den Vorgarten zu ihrem Ford, der hinter Dolans Wagen in der Einfahrt stand.

»Haben Sie sich eigentlich inzwischen alle die Fingerabdrücke abnehmen lassen?«, erkundigte ich mich.

»Edna war am Montag dort, aber ich hatte überhaupt keine Zeit. Ich gehe morgen hin, wenn ich einkaufen bin.«

»Und die anderen?«

»Adrianne hat gemeint, sie versucht es gegen Ende der Woche.«

»Was ist mit Ruel und Cornell?«

»Schauen Sie nicht mich an. Ich will nicht diejenige sein, die die beiden bedrängt. Das ist nicht meine Aufgabe.«

»Sie haben Recht. Trotzdem danke. Dann nerve ich sie eben selbst.«

Den Rückspiegel ständig im Blick, fuhr ich ins Motel zurück. Die breiten Straßen waren verlassen. Die Läden hatten zu, und die meisten Häuser waren unbeleuchtet. In meinem Zimmer angelangt, verbrachte ich die ersten Minuten damit, mich zu vergewissern, dass alles genauso war, wie ich es hinterlassen hatte. Mein Buch lag mit den aufgeschlagenen Seiten nach unten auf dem Bett, wo ich es abgelegt hatte, und die Tagesdecke war dort, wo ich sie beiseite geschoben hatte, nach wie vor zerdrückt. Die Tischlampe brannte, und das warme Licht ließ den Raum gemütlich wirken. Die Fenster waren verriegelt und die Vorhänge fest zugezogen. Ich wollte ja nicht, dass irgendwelche Männer zu mir reinguckten. Schließlich zog ich mich aus und schlüpfte in das übergroße T- Shirt, das ich als Nachthemd benutze. Ich wusch mir das Gesicht, putzte mir die Zähne und legte mich ins Bett. Erst dachte ich, meine Paranoia werde mich wach halten, aber da ich ein Mensch ohne jeden Tiefgang bin, schlief ich sofort ein.

Um 2 Uhr 6 klingelte das Telefon. Ich griff instinktiv nach dem Hörer und las die Uhrzeit ab, als ich ihn mir ans Ohr führte.

»Was.«

»Kinsey?«

»Was.«

»Hier ist Iona.«

»Okay.«

»Frankie will mit Ihnen sprechen.«

»Worüber?«

»Pudgie.«

»Geben Sie ihn mir.«

»Persönlich.«

Ich beugte mich vor und schaltete die Tischlampe ein. Vor Schmerz musste ich blinzeln und würde wahrscheinlich bleibende Falten ins Gesicht bekommen. »Warum rufen Sie mich mitten in der Nacht an? Ich schlafe.«

»Ich hätte ja früher angerufen, aber er ist gerade erst hier angekommen.«

»Wo hier angekommen?«

»In Quorum. Er will, dass Sie sich im 24-Stunden-Diner mit uns treffen. Kennen Sie den? An der Main Street. Er heißt The Chow Hound.«

Ich schloss die Augen. »Nehmen Sie's mir nicht übel, aber ich gehe auf keinen Fall um diese Uhrzeit raus, um mit Frankie Miracle zu reden, also vergessen Sie die Idee.«

»Und wenn er zu Ihnen kommt? Wir rufen von einer Telefonzelle aus an. Ganz in der Nähe.«

»Wie nah?«

»Einen Block.«

»Warum ruft nicht er an, sondern Sie?«

»Er hat Angst, dass Sie Nein sagen.«

Ich lachte. »Er hat vor mir Manschetten? Iona, der Mann ist ein Mörder. Er hat vierzehnmal auf eine Frau eingestochen.«

»Aber er hat für sein Verbrechen bezahlt. Er hat im Gefängnis gesessen, und jetzt ist er wieder draußen.«

»Ach, zum Henker. Warum streite ich eigentlich mit Ihnen? Wenn Sie rüberkommen wollen, mache ich das Fenster auf und rede durchs Fliegengitter mit ihm. Das ist das Äußerste, was ich anbieten kann.«

»Okay.«

Ich legte auf und ging ins Badezimmer, um mir die Zähne zu putzen. Dies war kein Hotel, das Gratis-Bademäntel anbot (Mann, ich war ja schon froh, dass es Gratis-Toilettenpapier gab!), also zog ich ein Sweatshirt an. Nach kurzer Überlegung schlüpfte ich in meine Jeans. Da sah ich auch schon den Lichtkreis von Scheinwerfern hinter den Vorhängen. Ich machte die Lampe aus, trat ans Fenster und spähte hinaus, als Frankies weißer Pick-up zwei Türen weiter in eine Parklücke bog. Iona saß am Steuer. Sie wartete mit laufendem Motor im Wagen, vermutlich um nicht zu frieren, während Frankie auf der Beifahrerseite ausstieg und die Tür zuknallte. »Toll«, murmelte ich. »Weckt ruhig alle auf. Da fühle ich mich gleich sicherer.«

Ich sah ihm zu, wie er die Zimmernummern abzählte, bis er bei meinem anlangte. Sobald er nahe genug gekommen war, schob ich das Fenster einen Spaltbreit auf. »Hallo, Frankie.«

»Hi. Kann ich reinkommen?«

»Nein.«

»Kommen Sie. Ich kann nicht hier draußen rumstehen. Es ist schweinekalt.«

»Ich brauche keinen Wetterbericht. Ich weiß, dass es kalt ist. Wenn Sie reden wollen, höre ich zu, aber beeilen Sie sich.«

»Na gut«, sagte er gereizt und zündete sich erst mal eine Zigarette an. Trotz der düsteren Außenbeleuchtung konnte ich ihn deutlich sehen – die braunen, welligen Haare, das glatte Babygesicht. Verlegen spähte er über seine Schulter. »Ich habe das mit Pudgie gehört. Ich wollte Ihnen nur sagen, dass ich nichts damit zu tun habe.«

»Schön für Sie.«

»Wollen Sie den Rest hören?«

»Sicher.«

»Die Cops waren schon da – Lieutenant Dolan und ein Kumpel von ihm. Ich dachte erst, mein Vermieter spricht von Ihnen, aber er hat gesagt, es war ein alter Mann.«

»Stacey Oliphant.«

»Genau der.«

»Das sind anständige Leute. Sie sind fair. Reden Sie doch mit ihnen.«

»Ich hasse Cops. Diese Schweine. Ich rede lieber mit Ihnen.«

»Wozu? Ich stelle Ihnen genau die gleichen Fragen, die Ihnen auch Lieutenant Dolan gestellt hätte.«

»Sie wollen wissen, wo ich Freitagnacht war, stimmt's? Da war ich in Santa Teresa und habe meine normale Schicht gearbeitet. Von elf bis sieben. Das ist die Wahrheit.«

»Ich dachte, Sie waren mit Iona hier in der Gegend.«

»Wer hat Ihnen das erzählt?«

»Waren Sie denn nicht bei ihr, als sie am Donnerstagabend Pudgie angerufen und mit ihm gesprochen hat?«

»Doch. Aber ich bin am Freitagmorgen aufgebrochen und zurück nach Santa Teresa gefahren.«

»Hat Sie bei der Arbeit jemand gesehen?«

»Um halb drei Uhr früh schrubbe ich Fußböden und gebe keinen Unterhaltungsabend. Ich mag den Job genau aus dem Grund, dass ich meine Ruhe habe und mir kein Mensch Stress macht.«

»Sie waren also ganz allein.«

»Um die Uhrzeit? Natürlich. Wer soll sonst schon da sein? Das Haus ist abgeschlossen.«

»Was weiß ich? Jemand anders vom Putzpersonal vielleicht? Ein Anwalt, der noch spät arbeitet? Ein Haus dieser Größe kann nicht leer sein.«

»Zuerst einmal gibt es niemand anders vom Putzpersonal. Das Personal bin ich. Und zweitens,

selbst wenn jemand im Haus war, woher soll ich das wissen? Sechs Stockwerke sind brutal. Ich habe eine Riesenfläche zu beackern. Wenn irgendein Anwalt nachts arbeitet, treibt er wohl kaum zwischendurch Konversation mit einem wie mir. Also. Niemand hat mich gesehen. Sie müssen mir schon glauben, dass ich die ganze Nacht dort war.«

»Sie sind den ganzen Weg hierher gefahren, um mir das zu sagen?«

»Hey, ich hätte mir auch von ihr ein Alibi geben lassen können. Das hätte sie sofort gemacht, aber ich wollte mit offenen Karten spielen.«

»Braver Junge. Und was nun?«

»Iona dachte, Sie könnten ein gutes Wort für mich einlegen.«

»Frankie, kommen Sie. Sie wissen es doch besser. Kein Mensch gibt irgendwas darauf, was ich denke. Meine Meinung fällt überhaupt nicht ins Gewicht. Das ist dasselbe wie Ionas Hirngespinst, dass ich befugt gewesen wäre, Pudgie einen Kuhhandel anzubieten. Einfach lächerlich.«

»Die zwei Bullen mögen Sie.«

»Ja, sicher, aber was bringt das? Hören Sie, ich bin gern bereit, die Geschichte weiterzugeben, aber glauben Sie mir, ohne Alibi kann ich mich noch so für Sie ins Zeug legen, und es nützt nichts.«

»Aber Sie glauben mir?«

»Sagen wir's mal so: Nichts würde mich glücklicher machen, als wenn Sie die Wahrheit sagen. Die Cops sind bestimmt auch ganz begeistert.«

Er ließ seine Zigarette fallen und trat sie mit der Stiefelspitze aus. »Sie probieren es, ja?«

»Ich rufe morgen Lieutenant Dolan an. Und an Ihrer Stelle würde ich ganz schnell wieder nach Hause fahren, bevor Ihr Bewährungshelfer Wind davon kriegt, was abläuft.«

»Das mache ich. Und vielen Dank.«

»Gern geschehen.«

Ich schloss das Fenster und hatte es bereits wieder verriegelt, bevor Frankie am Auto angelangt war. Ich hörte, wie die Tür ins Schloss fiel und Iona aus der Parklücke stieß. Die Scheinwerfer beschrieben beim Davonfahren einen Schwenk über die Vorhänge. Ich schüttelte den Kopf. So ein Kindskopf. Verschwunden war der harte Typ, den ich beim ersten Mal kennen gelernt hatte. Was seine Geschichte anging, so wusste ich nicht, ob ich ihm glauben sollte oder nicht. Aufrichtigkeit hin oder her, er war zu jeder Manipulation imstande, wenn es seinen Zwecken diente.

Am nächsten Morgen wechselte ich das Zimmer. Viel zu viele Leute wussten, wo ich war, und ich fühlte mich nicht sicher. Ich wählte eine unauffällige Lage im ersten Stock, mitten unter vielen anderen Zimmern. Kein Eiswürfelspender. Keine Getränkeautomaten. Kein Grund, dort oben zu sein, es sei denn, man war zahlender Motelgast. Im Erdgeschoss hatte ich das Gefühl, ein leichtes Ziel für Voyeure oder Leute mit einem Hang zum Schlösserknacken zu sein. Wenn hier oben das Zimmermädchen meine Tür stundenlang offen hielt, musste jemand trotzdem gute Nerven haben, um die Treppe hochzusteigen und so zu tun, als hätte er sich verlaufen. Aus dem ersten Stock hatte ich außerdem eine prima Aussicht auf den Parkplatz. Dolans Wagen hatte ich seitlich in einer ganzen Reihe von Autos geparkt, sodass man daraus keinesfalls schließen konnte, wo ich wohnte.

Um Viertel nach neun rief ich bei Dolan an. Stacey nahm ab. Ich berichtete ihm von meiner Befürchtung, dass jemand in mein Zimmer eingedrungen war und

einen scharfen Blick auf meine Notizen geworfen hatte. Er riet mir, das Zimmer zu wechseln, und ich sagte ihm, dass ich das bereits getan hätte. Dann berichtete er mir, dass Dolan gerade einen Termin bei seinem Kardiologen wahrnahm. Ich erzählte ihm von Medoras Haus, dem Zettel und Frankies nächtlichem Besuch. Er empfahl mir, auf der Hut zu sein, und ich versprach es ihm. Dann fügte er hinzu: »Wie ist denn die Ausbeute in Sachen Fingerabdrücke?«

»Nicht besonders. Soweit ich gehört habe, ist Edna hingegangen, aber niemand von den anderen vier.«

»Was soll das denn? Die sollen sich bloß nicht einbilden, dass sie uns ignorieren können. Gehen Sie noch mal hin und drohen Sie ihnen. Sagen Sie ihnen, es sieht schlecht aus, so als hätte einer von ihnen vielleicht etwas zu verbergen.«

»Und wie hält sich Dolan?«

»Gut. Ich würde sagen gut. Besser, als ich gedacht hätte.«

»Glauben Sie, die neue Wohnsituation bewährt sich?«

»Darüber ist das letzte Wort noch nicht gesprochen. Wahrscheinlich könnte ich es schlechter treffen – obwohl der Mann offen gestanden eine Nervensäge ist. Aber natürlich sagt er das Gleiche über mich.«

»Damit sind Sie das ideale Paar«, erwiderte ich. »Besser als so manche Ehe, die ich kenne.«

»Ihr Wort in Gottes Ohr. Und was gibt's bei Ihnen Neues?«

»Ich habe nichts mehr gehört, seit ich gestern am Tuley-Belle war, aber ich kann mal kurz zum Sheriffbüro fahren und mit Lassiter reden.«

»Tun Sie das und rufen Sie mich zurück. Ich habe auch schon versucht, ihn zu erreichen, aber bisher kein Glück gehabt. Unterdessen schauen wir mal, was

wir darüber in Erfahrung bringen können, wo sich Frankie am Freitagabend aufgehalten hat.«

»Prima. Grüßen Sie Dolan von mir. Sie beide fehlen mir richtig.«

»Gleichfalls. Und passen Sie auf sich auf.«

Ich nahm Dolans Wagen und fuhr die paar Blocks zum Sheriffbüro. Todd Chilton und eine Zivilangestellte waren offenbar als Einzige im Dienst. Er plauderte mit einer der Kirchendamen, die ich bei Edna gesehen hatte. Sie war Mitte siebzig und trug einen blassgrünen Freizeitanzug. Ihre Haare waren frisch frisiert und wirkten so flauschig und füllig wie eine Pusteblume. Sie hatte einen Strafzettel wegen Falschparkens auf den Tresen gelegt, und ich wartete höflich ab, bis sie ihren Scheck ausgeschrieben und aus der Hülle genommen hatte. Ich warf einen Blick darauf und las ihren aufgedruckten Namen ab: Adele Opdyke.

»Wie geht es Ihnen, Adele? Wir haben uns am Sonntag bei Edna kennen gelernt. Freut mich, Sie wiederzusehen.«

»Freut mich auch.« Es schien ihr peinlich zu sein, dass ich dicht genug bei ihr stand, um zu sehen, was sie tat. »Glauben Sie bloß nicht, dass ich diesen Strafzettel gekriegt hätte. Der stammt von meinem Mann. Am Freitagabend hat er in einer Feuerwehreinfahrt geparkt, um es noch rechtzeitig ins Kino zu schaffen. Das macht er andauernd. Ganz egal, wie oft ich ihm auch sage, dass er es lassen soll.«

Hilfssheriff Chilton sagte: »Warum bezahlen Sie dann für ihn? Auf die Art lernt er es nie.«

»Ach, Sie haben ja so Recht. Ich bin einfach zu gut zu ihm. Eigentlich sollte er sich selber darum kümmern. Würde ihm recht geschehen.« Sie sah zu

mir her. »Sie sind die Privatdetektivin, aber ich habe Ihren Namen vergessen. Edna hat uns das mit diesem Stoff in ihrer Patchworkdecke erzählt.«

»Kinsey Millhone«, sagte ich. »Haben Sie Ihre Rundbriefe alle verschickt?«

»Die sind verschickt und mittlerweile angekommen.« Sie wandte sich wieder an Chilton. »Wie laufen die Ermittlungen? Der arme Cedric hatte ein jämmerliches Leben und dann so ein schreckliches Ende.«

»Wir machen alle Überstunden und tun, was wir können. Die Polizei von Quorum hilft mit, also wird's schon klappen.«

»Das ist gut.« Sie steckte das Scheckheft in die Handtasche. »Tja, ich muss los – Besorgungen machen. Ich wollte das hier nur hinter mich bringen, bevor ich es vergesse. War nett, mit Ihnen zu plaudern.«

Sowie sie weg war, sagte ich: »Ich bin eigentlich auf der Suche nach Detective Lassiter, aber der ist wohl nicht da, oder?«

»Er ist am Tuley-Belle. Der Leichenbeschauer meint, Pudgie sei mit einem Montiereisen erschlagen worden, aber das ist noch nicht aufgetaucht. Detective Lassiter glaubt, es könnte noch da draußen liegen – weggeworfen oder vergraben. Detective Oliphant hat auch schon ein paarmal angerufen und ihn sprechen wollen, aber das wird warten müssen. Ich weiß, dass er wegen dieser Geschichte mit den Fingerabdrücken der McPhees unzufrieden ist, aber wir haben unser gesamtes Personal am Leichenfundort, also könnten wir nicht mal was machen, wenn sie herkämen.«

»Na ja. Eines nach dem anderen. Ich sage Stacey, dass ihn später jemand zurückruft. Er wüsste sicher gern über die neuesten Entwicklungen Bescheid.«

26

Ich saß vor dem Sheriffbüro im Auto und dachte über Montiereisen nach. Unter den Mordwaffen hat das bescheidene Montiereisen den Vorzug, dass es geschlechtslos und leicht zu beschaffen ist. Viele Leute haben eines. Montiereisen sind zwar vermutlich nicht so verbreitet wie Küchenmesser, aber sie sind billig, schnell zur Hand, haben keine beweglichen Teile und kein Mensch käme auf die Idee, einen zur Rede zu stellen, weil man eines besitzt. Man braucht weder eine Lizenz, um eines zu erwerben, noch muss man eine dreitägige Wartezeit einhalten, während der Mann vom Eisenwarenladen überprüft, ob man eine weiße Weste hat.

Ich hatte in der Vorwoche ein Montiereisen gesehen. Ich wusste, dass es weltweit nur eines von Millionen war, und es war relativ weit hergeholt, dass ich genau das Montiereisen gesehen hatte, das auf Pudgies Kopf benutzt worden war. Trotzdem erschien es mir als sinnvolle geistige Übung. Wo hatte ich Werkzeug gesehen? In McPhees Autosattlerei, und zwar sowohl in der Doppelgarage, in die er sich zum Rauchen setzte, als auch in der zweiten Garage, wo Dolan und ich den Mustang gefunden hatten. Außerdem in Cornells Garage, wo er eine Hundehütte für den Welpen seiner Töchter gebaut hatte. Die Frage war, ob irgendeiner dieser Orte einen zweiten Blick lohnte. Mir kam es wie Zeitverschwendung vor, wenn man mal davon absah, dass ich nichts anderes zu tun hatte.

Während Detective Lassiter und seine Gehilfen das Gelände ums Tuley-Belle durchkämmten, hatte der Mörder womöglich Blut und Gehirnmasse von der Mordwaffe geschrubbt und das Montiereisen wieder dort abgelegt, wo es zuvor gewesen war. Also würde

es nichts bedeuten, wenn man es fand, und es würde auch nichts bedeuten, wenn man es nicht fand. Zu dumm. Ich beschloss, mich auf etwas Produktiveres zu verlegen.

Ich ließ den Wagen an und fuhr zum Ocean View zurück. Von dort konnte ich Felicia anrufen und mich erkundigen, wie es ihr ging. Außerdem wollte ich wissen, was für Vorkehrungen sie für Pudgies Beerdigung getroffen hatte. Mein Anrufbeantworter blinkte. Also wählte ich die 6 und erfuhr, dass Lieutenant Dolan um zehn Uhr angerufen hatte. Da es erst zwanzig nach zehn war, hoffte ich, ihn zu erwischen, bevor er erneut das Haus verließ. Er nahm beim ersten Klingeln ab.

»Hey, Lieutenant, Kinsey hier. Wie geht es Ihnen?«

»Gut. Tut mir Leid, dass ich Ihren Anruf vorhin verpasst habe.«

»Macht nichts. Bei dieser ganzen Hin- und Hertelefoniererei braucht Stacey eigentlich gar nicht wiederzukommen. Ich habe das Gefühl, ich rede jetzt mehr mit Ihnen beiden als damals, als Sie noch hier waren.«

»Sagen Sie ihm das bloß nicht. Er kann es gar nicht erwarten, wieder rüberzufahren und sich an die Arbeit zu machen.«

»Also, was gibt's Neues?«

»Nicht viel. Wir sind nervös und langweilen uns. Moment mal. Da kommt Stacey. Er will Ihnen etwas sagen.«

Dolan reichte den Hörer an Stacey weiter, und wir widmeten uns zuerst dem Austausch von Höflichkeitsfloskeln, als hätten wir uns seit Tagen nicht gesprochen. Dann sagte er: »Ich habe über diesen George Baum nachgedacht. Irgendwas stört mich an ihm. Ich habe mich ablenken lassen und bin gegangen, ohne ihn nach Hinweisen zu fragen. Es liegt

doch nahe, dass sie von jemandem ermordet worden ist, der sie kannte, also sollten wir die Suche ausdehnen. Können Sie für mich nachhaken?«

»Klar. Geben Sie mir die Adresse seiner Autohandlung, dann statte ich ihm einen Besuch ab.«

Bevor ich nach Blythe fuhr, rief ich bei Pudgies Schwester an. Sie klang schon besser; bedrückt, aber nicht in Tränen aufgelöst. Wahrscheinlich hatte es eine therapeutische Wirkung auf sie, sich mit dem Papierkram zu befassen, der einem Todesfall folgt. Im Hintergrund konnte ich Stimmengewirr hören. »Haben Sie Besuch?«

»Freunde. Es waren alle so nett. Eine Cousine hat gestern bei mir übernachtet, und eine andere reist aus Phoenix an.«

»Lassen Sie einen Gottesdienst abhalten?«

»Am Freitag. Ich lasse ihn einäschern, sobald ihn der Leichenbeschauer freigibt, aber die Leute kommen schon heute Abend, falls Sie auch dabei sein möchten. Der Trauergottesdienst am Freitag wird wahrscheinlich keine große Sache, aber irgendwas muss ich einfach machen. Der Pfarrer redet die ganze Zeit davon ›sein Leben zu feiern‹, aber das kommt mir nicht richtig vor, wo er doch andauernd im Gefängnis war.«

»Wie Sie meinen«, sagte ich. »Um wie viel Uhr heute Abend?«

»Zwischen fünf und acht. Ich habe mir eine riesige Kaffeemaschine geborgt, und es gibt massenhaft Essen.«

»Ich komme so gegen sieben. Soll ich irgendwas mitbringen?«

»Bitte nicht. Das ist mein Ernst. Ich habe jetzt schon mehr, als ich aufbrauchen kann«, erklärte sie. »Wenn Sie jemandem begegnen, der ihn kannte, sagen Sie

ihm bitte, dass er auch eingeladen ist. Ich glaube, es würde ihn freuen, wenn die Leute seinetwegen kommen.«

»Bestimmt.«

Franks Gebrauchtwagenhandlung sah genauso aus wie alle anderen Gebrauchtwagenhandlungen, die ich je gesehen hatte. Das Geschäft war auf einem Gelände untergebracht, das früher einmal eine Tankstelle gewesen sein musste, und der Ausstellungsraum befand sich in einer der früheren Wartungsbuchten. Ein Sortiment blitzender Autos stand zur Straßenseite hin aufgereiht, auf den Windschutzscheiben in Weiß die Werbesprüche aufgemalt. Die meisten waren blitzblank und auf Hochglanz poliert, weshalb ich froh war, dass ich Dolans Vehikel einen halben Block entfernt geparkt hatte.

George Baum war der einzige anwesende Verkäufer. Er saß an seinem Schreibtisch und aß ein Thunfischsandwich, für das ihm das aufgefaltete Butterbrotpapier als adretter Teller diente. Es war mir unangenehm, seine Nahrungsaufnahme zu unterbrechen – ich selbst reagiere oft sauer, wenn das bei mir jemand tut –, doch er schien erpicht darauf, Geschäfte zu machen. Ich setzte mich auf den Besucherstuhl, während er sein halbes Sandwich wieder einwickelte und es in die braune Papiertüte steckte, die er von zu Hause mitgebracht hatte. Ich konnte die Umrisse eines Apfels ausmachen und malte mir aus, dass auch Kekse oder ein kleiner Kuchen drin waren.

Auf dem Schreibtisch stand ein förmliches Familienfoto im Silberrahmen: George, Swoozie (die immer noch unübertroffen keck aussah) und drei heranwachsende Jungen, die in Jacketts und

Krawatten wie Orgelpfeifen nebeneinander standen. Den Frisuren und Kleidungsstücken nach stammte das Farbfoto aus jüngster Zeit. Obwohl er erst Mitte dreißig war, hatte George bereits Fett angesetzt. Er trug einen braunen Anzug in einer Größe, die seinen Kopf zu klein wirken ließ. Mit seinen Zähnen hatte Stacey allerdings Recht gehabt – ebenmäßig, vollkommen gerade und perlweiß gebleicht. Er trug die Haare kurz, und der Duft seines Rasierwassers war frisch und stark.

Ich stellte mich vor und sah seine Begeisterung schwinden, als er begriff, dass ich gekommen war, um ihn auszufragen. »Ist das das Geschäft Ihres Schwiegervaters? Ich wusste nicht, dass Sie für ihn arbeiten.«

»Sie kennen Chester?«

»Nein, aber ich habe gehört, dass Sie mit Swoozie Franks verheiratet sind. Da habe ich zwei und zwei zusammengezählt.«

»Was führt Sie hierher? Ich habe schon mit jemandem über Charisse Quinn gesprochen.«

»Das war mein Partner, Detective Oliphant. Er ist derjenige, der fand, wir sollten uns noch mal unterhalten.«

»Und zwar worüber?«

»Wir brauchen die Namen der Männer, die was mit ihr gehabt haben. ›Was gehabt‹ bedeutet Sex, nur damit keine Missverständnisse aufkommen.«

Er lächelte unbehaglich. »Da kann ich Ihnen nicht helfen.«

»Warum nicht?«

»Was fragen Sie ausgerechnet mich? Warum gehen Sie nicht rüber zur Highschool und suchen sich die Namen aus dem Jahrbuch raus? Die Liste wäre dieselbe.«

»Könnte ich machen«, erwiderte ich, »aber ich würde es lieber von Ihnen hören. Und sparen Sie sich – wie heißt er noch? – Toby Hecht. Cornell sagt, von dem habe seit Jahren kein Mensch mehr was gehört.«

»Das liegt daran, dass er tot ist. Er ist in Vietnam gefallen.«

»Tut mir Leid, das zu hören. Wen würden Sie sonst vorschlagen?«

George schüttelte den Kopf. »Ich begreife nicht, was das bringen soll. Gut, vielleicht hatten ein paar Klassenkameraden sexuelle Kontakte zu ihr, aber was hat das damit zu tun, wo sie heute im Leben stehen?«

»Mich interessiert nicht, wo *sie* stehen. Ich interessiere mich für Charisse. Jemand hat sie umgebracht. Darüber möchte ich mit Ihnen reden.«

»Das ist mir klar. Natürlich. Und wenn ich glauben würde, dass einer von ihnen zu einem Mord imstande wäre, würde ich es Ihnen auch verraten.«

»Darf ich Ihnen etwas sagen, George? Die Person, die Charisse umgebracht hat, hat jetzt auch noch Pudgie Clifton ermordet. Und wollen Sie wissen, warum? Pudgie wusste etwas, was er nicht hätte wissen sollen. Ich weiß zwar nicht, was, aber es hat ihn das Leben gekostet. Wenn Sie schweigen, gehen Sie womöglich das gleiche Risiko ein. Das ist nicht besonders klug, vor allem, wo Ihr Motiv ist, eine Horde geiler Highschool-Heinis zu schützen.«

»Ich mache Geschäfte mit vielen dieser *Heinis.* Ehrlich, ich möchte nicht unkooperativ sein, aber ich lasse mich nicht gern in die Enge treiben.«

Ich betrachtete ihn fasziniert, da ihm mittlerweile Schweißperlen auf die Stirn traten. Noch nie zuvor hatte ich gesehen, dass einem Mann beim Reden der Schweiß ausbricht. »Okay«, sagte ich. »Versuchen wir's mal so. Reden wir nur über Sie. Waren Sie mit Charisse intim?«

»Swoozie hätte mich umgebracht.«

»Sie hatten nie Sex mit Charisse?«

»Die Frage würde ich lieber nicht beantworten.«

»Also ja.«

Er hielt inne und zog ein Taschentuch heraus, um eine Schweißspur abzuwischen, die ihm seitlich am Gesicht entlangrann.

»George?«

»Okay, ja, aber das bleibt unter uns. Wenn es je rauskommt, ist meine Ehe passé. Swoozie glaubt, ich wäre unberührt gewesen. Ich habe ihr erzählt, dass sie die Erste war. Sie hat Charisse gehasst. Alle Mädchen haben sie gehasst.«

»Ich höre.«

»Ich war so eine Art Langweiler. Sie kennen doch die Sorte – intelligent, ernst und unerfahren. Ich habe immer so getan, als hätte ich es schon mal gemacht. Die anderen Jungs haben ständig über Sex geredet, und ich habe vorgegeben zu wissen, was sie meinten, obwohl ich keinen Schimmer hatte. Dann kam Charisse und war richtig nett zu mir. Ich mochte sie – ganz im Ernst –, und als sie sich anbot, wissen Sie, da habe ich mir eben gedacht, zum Henker, was kann es schon schaden. Hinterher habe ich mich viel besser gefühlt, wesentlich selbstsicherer.«

»Wie oft?«

»Dreimal. Swoozie und ich sind miteinander gegangen, seit wir Kinder waren. Ich wusste, dass wir heiraten würden, und dann wäre ich nie mehr dazu gekommen, mit einer anderen zusammen zu sein. Ich wollte nicht mein ganzes Leben lang nur ein einziges Mädchen kennen.«

»Und danach?«

»Ich habe nicht bereut, dass ich es getan habe, aber ich hatte Angst, dass Swoozie davon erfährt. Ich hatte mir schon den Job bei ihrem Vater organisiert.«

»Dann müssen Sie ja erleichtert gewesen sein, als Charisse verschwunden ist.«

»Hm, na ja, sicher. Das gebe ich zu, aber so war es bei vielen Jungs, Mr. Saubermann eingeschlossen.«

Ich schmunzelte. »Mr. Saubermann?«

»Klar. Cornell. Wir haben ihn so genannt, weil er bei seinem Dad gearbeitet und ständig schmutzige Hände gehabt hat. Er hat sie immer mit Schmierseife geschrubbt, aber es hat nie was genutzt.«

Mein Lächeln war verschwunden, weil ich seine Erklärung ausblendete und nur darauf horchte, was er eigentlich gesagt hatte. »Cornell hat Charisse gebumst?«

»Sicher. Und Justine hat darauf gehofft, ihn zu heiraten. Sie kam von ganz unten. Also, ihre Familie war absolut übel – «

»Ich weiß«, fiel ich ihm ins Wort.

»Sie hat Cornell als die Erfüllung ihrer Träume betrachtet. Und sie war nicht bereit, mit ihm zu schlafen, wenn er sie nicht heiratete.«

Ich überlegte. »Ich habe gehört, dass Charisse scharf auf ihn war.«

»Ja, sicher. Sie war auch eifersüchtig auf Justine. Verglichen mit ihrem Leben sah sogar das von Justine besser aus, also hat sie mit ihr gewetteifert.«

»Und Justine wusste Bescheid?«

»O nein. Nein, nein. So dumm war Charisse nicht. Schließlich hat sie bei Justine gewohnt. Sie wollte ja nicht rausgeworfen werden.«

»Das heißt also, dass Cornell genauso auf dem Pulverfass gesessen hat wie Sie.«

»Und wie. Sogar noch schlimmer. Er galt überall als der große Held – schulische Leistungen, Sport, Schülermitverwaltung, was Sie wollen. Wir haben alle zu ihm aufgesehen.«

»Wer wusste noch darüber Bescheid außer Ihnen?«

»Adrianne, schätze ich. Sie hat die beiden drüben im Tuley-Belle mal in flagranti erwischt. So hat sie es erfahren.«

»Woher wissen Sie das?«

»Weil sie es mir erzählt hat.«

»Warum? Waren Sie ein guter Freund von ihr?«

»Nein, eigentlich nicht. Wir waren in derselben kirchlichen Jugendgruppe. Irgendwann sind wir übers Wochenende auf Einkehrtage gefahren, und ich habe ihr angesehen, dass sie etwas belastet. Da habe ich sie gefragt, und sie hat mir erzählt, was los ist. Sie fand eigentlich, sie müsste mit unserem Pfarrer reden, doch da war ich anderer Meinung. Ich habe gesagt, dass es nicht ihre Aufgabe ist, Cornells Seele zu retten. Er war alt genug und konnte zusehen, wie er selbst damit klarkommt.«

Um Punkt sieben Uhr an diesem Mittwochabend kam ich vor Felicias Haus in Creosote an. Auf der dunklen Straße reihten sich in Abständen die Autos aneinander. Da es mir vermutlich ohnehin nicht gelingen würde, Dolans Schiff rückwärts einzuparken, sah ich mich gezwungen, den Wagen um die Ecke abzustellen und das Stück zurückzugehen. Cornells weißer Pick-up stand direkt vor dem Haus, gleich hinter Justines dunklem Ford. Der Mond besaß nur noch die Maße eines abgeschnittenen Fingernagels, und die Luft war trocken und kalt. Wie üblich blies der Wind durch die Bäume und wiegte die zerzausten Palmen, deren Wedel raschelten wie Ratten, die durch Efeusträucher huschen. Jeder Raum in Felicias Haus war beleuchtet. Trotz ihrer Warnung hatte ich einen schweren Schokoladenkuchen in einer pinkfarbenen Konditorschachtel dabei.

Eine Nachbarin machte mir die Tür auf, stellte sich vor und nahm mir die Schachtel ab, um sie in die Küche zu bringen. Einen Moment lang blieb ich stehen und musterte den Raum. Ich zählte acht Blumenarrangements, von denen etwa die Hälfte übrig gebliebene Osterlilien enthielt. Felicia hatte die Lampen gedämpft und das Zimmer mit Grablichtern und anderen Kerzen beleuchtet. Der Effekt war angenehm, doch herrschte infolgedessen tropische Hitze. Vermutlich hätte man den Anlass eine Totenwache nennen können, obwohl natürlich keine Leiche da war. Vielleicht war »Totenfeier« der bessere Ausdruck. So hatte es jedenfalls Felicia genannt.

Dummerweise hatte ich in meiner Egozentrik vergessen, mein illustres Allzweckkleid einzupacken. Dieses langärmlige schwarze Teil ist für solche Gelegenheiten geradezu maßgeschneidert, aber woher hätte ich das wissen sollen? Knausrig wie ich bin, hatte ich ein paar Stunden zuvor einen Wohlfahrtsladen aufgesucht, wo ich eine brauchbare schwarze Wollhose und eine kurze schwarze Jacke aus einem völlig anderen Stoff aufgetrieben hatte. Dazu hatte ich ebenfalls gebrauchte schwarze Slipper und eine (neue) schwarze Strumpfhose erstanden. Meine Umhängetasche war braun, in Verbindung mit dem Rest meines Aufzugs vermutlich ein modischer Fehltritt, doch da konnte man nichts machen. Ich hatte schon mal besser ausgesehen, aber auch schon viel schlimmer.

Zwar konnte ich nicht wissen, wie viele Leute in den Stunden vor meinem Eintreffen schon gekommen und wieder gegangen waren, doch die Anzahl an Trauernden war peinlich klein. Auch hätte ich sie nicht unbedingt als »Trauernde« bezeichnet. Es waren eher Schwätzer, Neugierige und Essensschmarotzer. Einige der Versammelten waren eindeutig Verwandte von

Pudgie. Das merkte ich daran, dass die Betreffenden allesamt leicht erstaunt darüber wirkten, dass er nicht bei einem bewaffneten Raubüberfall erschossen worden war. Cornell war ins Gespräch mit seiner Schwester vertieft, doch wichen sie meinem Blick aus, und ich hatte den Eindruck, dass keiner von beiden erpicht darauf war, mit mir zu sprechen. Justine war nirgends zu sehen, und von den anderen kannte ich niemanden außer Felicia, die in der Küche stand und mit einem Mann redete, der mir völlig fremd war. Ich hatte gehofft, George Baum zu treffen, dem ich Felicias Adresse gegeben hatte, bevor ich die Gebrauchtwagenhandlung verließ, aber vielleicht wollte er keine Begegnung mit Cornell riskieren, nachdem er ihn angeschwärzt hatte.

Da ich außer Leuten, die offenbar nicht mit mir reden wollten, niemanden kannte, ging ich zum Buffettisch auf der anderen Seite des Raums. Felicia hatte nicht gelogen, als sie von den reichlichen Essensmengen sprach, die die Leute vorbeigebracht hatten. Es gab jede Art von Auflauf, die das Kochbuch hergibt, Platten mit Aufschnitt, Crackern und Käse, Chips und Dips sowie eine Auswahl an Kuchen, Torten und Plätzchen. In einer großen Bowlenschüssel aus Pressglas schwamm eine korallenrote Flüssigkeit, die verdächtig nach Hawaiian Punch aussah. Eine einsame Flasche weißer Zinfandel stand daneben. Ich schraubte sie auf, goss einen durchsichtigen Plastikbecher randvoll und trank gleich zwei Zentimeter davon ab, damit es nicht so aussah, als würde ich mir mehr unter den Nagel reißen, als mir zustand.

Ich schlenderte durch die im Raum verteilten Leute, in der Hoffnung, Adrianne zu erwischen, damit wir uns unterhalten konnten. Als ich Cornell in den Vorgarten verschwinden sah, um eine Zigarette zu rauchen, musste ich mir wenigstens seinetwegen nicht mehr

den Kopf zerbrechen. Ich ging vom Wohnzimmer zur Küche. Felicia eilte mit einer Platte voller Plätzchen an mir vorüber. Ich berührte sie am Arm und fragte: »Wie geht's?«

Sie hatte sich die roten Haare aus dem Gesicht gekämmt. »Für den Moment ganz gut. Ich glaube, der schlimme Teil kommt erst später, wenn alle nach Hause gehen. Ich komme gleich noch zu Ihnen. Jetzt muss ich erst mal das hier raustragen.«

»Haben Sie Adrianne gesehen?«

»Ich glaube, sie ist hinten rausgegangen«, antwortete sie. »Cedric hätte sich gefreut, dass Sie gekommen sind.«

»Es war mir ein Bedürfnis«, sagte ich, und schon war sie weg.

Ich stellte meinen Weinbecher auf die Arbeitsfläche und drückte die Fliegentür nach draußen auf. Adrianne saß auf der obersten Stufe der hinteren Veranda. Ich setzte mich neben sie und stellte meine Tasche zwischen uns. »Alles in Ordnung?«

»Mir fehlt nichts. Es deprimiert mich nur, weiter nichts.«

»Ich muss Sie etwas fragen.«

»Meine Güte, können Sie endlich mal aufhören? Das ist jetzt wirklich unpassend.«

»Sie können mit mir reden oder mit der Polizei. Suchen Sie sich's aus.«

»Herrgott noch mal. Was wollen Sie denn? Ich habe die Nase voll von dieser Geschichte.«

»Ich auch. Nur leider ist sie noch nicht ausgestanden.«

»Für mich schon. Also, fragen Sie und bringen Sie's hinter sich. Ich gehe gleich nach Hause.«

»Haben Sie gewusst, dass Cornell etwas mit Charisse gehabt hat?«

Sie warf mir einen scharfen Blick zu und sah dann wieder weg. Sie schwieg lange, doch ich beschloss abzuwarten. Schließlich sagte sie: »Zuerst nicht.«

»Und dann was?«

»Müssen wir wirklich darüber reden? Es ist achtzehn Jahre her.«

»Ich habe gehört, Sie waren im Tuley-Belle und haben die beiden erwischt.«

»Herzlichen Dank, George Baum. Wenn Sie die Antwort schon wissen, warum fragen Sie dann?«

»Weil ich es von Ihnen hören wollte. Kommen Sie. Erzählen Sie mir einfach, was passiert ist. Wie Sie schon bemerkt haben, ist es Jahre her – was spielt es da noch für eine Rolle?«

»Ach, verdammt noch mal«, fauchte sie angewidert. »Ein paar von uns waren da rausgefahren. Wir haben immer große Schnitzeljagden veranstaltet und dumme Spielchen gespielt. An dem besagten Freitagabend war es Verstecken. Cornell und Charisse waren in einem Zimmer im Obergeschoss. Ich bin auf der Suche nach einem Versteck hineingestolpert, und da waren sie dann. Ich war entsetzt und er auch.«

Sie hielt inne. Ich dachte schon, das wäre alles gewesen, doch sie nahm den Faden wieder auf. »Vermutlich war ich naiv, aber ich mochte Charisse wirklich. Ich wusste nicht, dass sie mich benutzt hat, um an ihn ranzukommen.«

»Was hat sie zu Ihnen gesagt?«

»Was konnte sie schon sagen? Ich hatte sie ja in flagranti erwischt. Nicht, dass sie sich je für irgendwas entschuldigt hätte, was sie gemacht hat. Ich habe ihr gesagt, dass sie das Letzte ist, aber sie hat nur mit den Schultern gezuckt. Meine Meinung war ihr genauso egal wie die aller anderen. Hinterher habe ich sie angefleht, sich von ihm fern zu halten, aber sie war

versessen auf ihn. Dafür habe ich sie gehasst. Sie hätte fast sein Leben ruiniert.«

»Wie das?«

Erneutes Schweigen. »Fragen Sie ihn. Es ist ja eigentlich seine Geschichte, nicht meine.«

»Lassen Sie mich raten«, sagte ich. »Sie hat ihm erzählt, dass sie schwanger ist.«

Adrianne schwieg erneut.

»Habe ich Recht?«

»Ja. Sie hatte sich in den Kopf gesetzt, ihn zu heiraten. Das hat sie mir verraten, bevor sie es ihm gesagt hat.«

»Warum?«

»Weil sie sich eingebildet hat, ich würde ihr helfen. Ich habe gesagt, sie soll es sich aus dem Kopf schlagen, aber sie hat gedroht, es Mom und Dad zu erzählen, wenn ich ihn nicht dazu überreden würde.«

»Hat sonst irgendjemand davon gewusst?«

»Nein. Sie war überzeugt davon, dass er sie heiraten würde, um der Peinlichkeit aus dem Weg zu gehen. Und wenn er das erst mal getan hatte, wäre es zu spät, als dass irgendwer dazwischenfunken könnte – womit natürlich Justine gemeint war.«

»Und er war bereit mitzumachen?«

»Er hatte keine Wahl. Sie wissen ja, wie engstirnig meine Eltern sind, vor allem Mom. Wenn sie davon erfahren hätten, hätten sie ihn sowieso gezwungen, Charisse zu heiraten.«

»Und wie lautete dann der Plan?«

»Es gab keinen Plan. Sie hatte sich alles ausgerechnet. Sie würden zusammen durchbrennen. Sie wusste, wo sie eine staatliche Heiratserlaubnis bekommen würden, obwohl sie noch minderjährig waren.«

»Da muss er ja massiv unter Druck gestanden haben.«

»Er hatte wirklich Angst. Ich habe ihm gesagt, dass er dumm ist. Wie konnte er sich überhaupt sicher sein, dass das Kind von ihm war? Er hätte doch bloß fünf oder sechs seiner Kumpel überreden müssen, dass sie beschwören, auch mit ihr gebumst zu haben, und schon wäre er aus dem Schneider gewesen.«

»Hübsche Idee, Adrianne. Sind Sie von selbst darauf gekommen?«

»Ja, was hätte ich denn tun sollen? Ich konnte nicht zulassen, dass sie das Leben meines Bruders zerstört. Außerdem war es die Wahrheit. Warum sollte er dafür bezahlen? Er hat nichts anderes gemacht als alle anderen Typen auch. Was ist daran so verkehrt?«

»Ja, ja. Ich weiß schon, was Sie meinen. Es gibt da nur ein winziges Problem.«

»Was?«

»Sie war nicht schwanger.«

»Doch, war sie.«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich habe den Autopsiebericht gelesen.«

Sie starrte mich an. Eine ihrer Hände flog zum Mund, wie von Strippen gezogen. »Ach du Scheiße. Sie hat es nur erfunden?«

»Offensichtlich. Als sie dann verschwunden ist, was haben Sie sich da gedacht? Dass sie einfach von sich aus weggegangen ist, um ihm die Schande zu ersparen?«

»Ich wusste ja nicht, dass sie gelogen hat. Ich dachte, sie hätte vielleicht beschlossen, das Kind abzutreiben.«

»Wenn sie überhaupt schwanger gewesen wäre.«

Wieder trat langes Schweigen ein, und ich ergriff erneut das Wort. »Als Sie gehört haben, dass Medora Vermisstenanzeige erstattet hat, haben Sie da nicht befürchtet, man könnte sie finden?«

»Ich habe gehofft, dass das nicht passiert, aber befürchtet habe ich es schon.«

»Es hätte allerdings eine Möglichkeit gegeben, sie aufzuhalten.«

»Wen?«

»Die Polizisten, die nach ihr gesucht haben.«

»Ich weiß nicht, worauf Sie hinauswollen.«

»Der Anruf.«

Sie sah mich verständnislos an, aber ich kannte sie nicht gut genug, um zu erkennen, ob sie nur spielte.

Ich fuhr fort: »Jemand hat im Sheriffbüro angerufen, sich als Charisses Mutter ausgegeben und behauptet, sie sei wieder zu Hause, gesund und unversehrt. Das Sheriffbüro in Lompoc und das hier standen kurz davor, die beiden Fälle zu verbinden – das vermisste Mädchen und die unbekannte Tote. Dann kam der Anruf, und damit hatte es sich.«

»Also, ich war das nicht. Ich schwöre es. Ich habe niemanden angerufen.«

»Mich müssen Sie nicht überzeugen.« Ich stand langsam auf.

»Wir sprechen uns später noch.«

»Das will ich nicht hoffen.«

Angespannt und wie berauscht kehrte ich in die Küche zurück. Ich bewegte mich auf gefährlichem Terrain, aber ich konnte es nicht lassen. Diese Leute hatten viel zu lang auf ihren Geheimnissen gesessen. Es war an der Zeit, ein paar Türen einzutreten und nachzusehen, wer was verborgen hielt. Ich fragte mich, wo Cornell in der Nacht gewesen war, als Pudgie ermordet worden war. Bestimmt würde es sich lohnen, entsprechende Nachforschungen anzustellen.

In meiner Abwesenheit hatte jemand meinen Becher Wein ausgetrunken, und ich stopfte das leere Plastikding in den Abfall. Vom Flur aus warf ich einen Blick in das Zimmer, das Pudgie bewohnt haben

musste. Darin stand ein Einzelbett mit einer schlichten Tagesdecke. Zudecke und Kopfkissen lagen aufeinander gestapelt am Fußende. Der Raum besaß den geballten Charme einer Gefängniszelle. Es gab keine Vorhänge am Fenster, nur eine einfache weiße Jalousie, die halb heruntergezogen war. Keine Bilder, keine persönlichen Dinge. Die Schranktür stand offen und gab den Blick auf eine leere Kleiderstange frei. Felicia hatte wohl alles leer geräumt, Pudgies ganze Habseligkeiten in Kisten gepackt und dann die Wohlfahrt angerufen. In mir machte sich leise Enttäuschung breit. Bei meinem neugierigen Naturell hatte ich auf eine Gelegenheit gehofft, seine Sachen durchsuchen zu können. Ich war mir nicht einmal sicher, was ich zu finden erwartete – einen Eindruck davon, wer er war, ein Gefühl dafür, warum er hatte sterben müssen. Ich glaubte zwar nicht, dass er eine Notiz über seine letzte Verabredung hinterlassen hatte, aber vielleicht gab es einen Hinweis darauf, was er mit seinem Leben vorgehabt hatte.

»Trostlos«, sagte jemand.

Ich wandte mich um. Links von mir stand Justine und nahm die gleiche triste Bestandsaufnahme des Zimmers vor wie ich. Ich sah ihren Blick auf meiner Jacke verharren. »Was?«

»Nichts. Ich habe auch mal so eine Jacke gehabt.«

»Ehrlich? Das alte Ding habe ich schon ewig.« Ein Funken Angst blitzte in mir auf, und schon kam mir die zweite Lüge über die Lippen. »Hey, was hatte Cornell denn am Freitagabend vor? Ich glaube, ich habe ihn um zehn in der Stadt gesehen.«

Sie widmete mir ein kleines Lächeln voller Ablehnung und Erstaunen. »Er war mit den Mädchen zu Hause. Ich war in Sachen Kirche unterwegs.«

»Er war allein zu Hause?«

»Aber nein. Die Mädchen waren auch da. Das habe ich doch gerade gesagt.«

»Also, das ist aber seltsam. Sind Sie sicher, dass er nicht kurz weggegangen ist, um sich ein Video auszuleihen? Ich hätte schwören können, dass er es war.«

»Ausgeschlossen. Ich bin kurz nach neun losgefahren, nachdem die Mädchen ins Bett gegangen waren. Als ich das Haus verlassen habe, hat er Wäsche zusammengelegt, und als ich um Mitternacht nach Hause kam, ist er im Tiefschlaf auf dem Sofa gelegen.«

»Die Kirche hat so spät noch offen?«

»Ich war nicht in der Kirche, sondern bei Adele, um an einem Rundbrief zu arbeiten. Deshalb musste er ja babysitten.«

»Ich dachte, der Rundbrief sei am Samstag bei Edna bearbeitet worden.«

»Da haben sie ihn fertig gemacht. Angefangen haben wir Freitagabend.«

Ich wies sie nicht darauf hin, dass Cornell in einer Stunde nach Creosote und wieder zurück hätte fahren können und dabei noch genug Zeit für einen Abstecher zum Tuley-Belle gehabt hätte, um Pudgie vierzig Hiebe auf den Kopf zu versetzen. Sie hätte es genauso gewesen sein können. Drei Stunden wären mehr als ausreichend gewesen. Ich versuchte mir ins Gedächtnis zu rufen, was Adele erzählt hatte, als sie den Strafzettel für ihren Mann bezahlte. Er hatte am Freitagabend falsch geparkt, weil er spät dran war fürs Kino, aber ich wusste nicht mehr, ob sie gesagt hatte, dass sie dabei gewesen war oder nicht. Indem ich das Thema wechselte, sagte ich: »Möchten Sie Wein? Meiner ist alle. Ich bringe Ihnen gern einen Becher mit.«

»Nein, danke. Ich trinke nicht. Das habe ich lang genug mit angesehen.«

»Bin gleich wieder da.«

Als ich das Wohnzimmer betrat, stieß ich mit jemandem zusammen. Ich entschuldigte mich, blickte auf und stand vor Todd Chilton. Er war nicht in Uniform, und es dauerte einen Moment, bis ich ihn erkannte. »Hey, wie geht's?«, sagte ich. »Mit Ihnen hätte ich hier gar nicht gerechnet. Kann ich Sie kurz sprechen?«

» Sicher.«

Wir traten zur Seite. Mittlerweile lief Musik. Offenbar hatte jemand ein Band mit Pudgies alten Lieblingssongs aufgenommen. Es begann mit Chubby Checker: *»Come on, baby, let's do the twist …«* Niemand schien es unpassend zu finden, und ich war froh über die Geräuschkulisse, die mein Gespräch mit dem Hilfssheriff übertönte. Er beugte den Kopf und hielt sich eine Hand hinters Ohr.

»Haben Sie die Mordwaffe schon gefunden?«, fragte ich.

Er schüttelte den Kopf. »Wir haben bis sechs Uhr gesucht, dann mussten wir aufgeben. Sinnlos, im Finstern herumzuwursteln. Detective Lassiter hat versprochen, morgen gleich in aller Frühe Detective Oliphant zurückzurufen. Seit wir da draußen im Freien zugange waren, hat sich ein Haufen Büroarbeit angesammelt.«

»Ich nehme an, der Mord an Pudgie ist in die Nachrichten gekommen.«

»Allerdings. Ein großer Artikel heute Morgen, in dem auch Freiwillige gesucht werden. Gerade habe ich mit Cornell gesprochen. Die Wüste da draußen ist groß, und eine solche Waffe ist leicht zu verstecken. Wir haben das ganze Gelände hinter dem Tuley-Belle abgesucht, und jetzt machen wir in Richtung Highway

weiter. Sie können gerne mitmachen. Wir brauchen jede Hilfe.«

»Danke. Vielleicht tu ich das.«

Chilton entfernte sich. Ich suchte den Raum ab und hielt Ausschau nach Cornell. Adrianne war wieder aufgetaucht und warf mir einen finsteren und angewiderten Blick zu, bevor sie weiterging. Wahrscheinlich hatte ich mein Blatt bei ihr überreizt. Ich hoffte nicht, dass sie ihrem Bruder verriet, was ich wusste, aber sie war durchaus dazu imstande.

Erneut kam Felicia an mir vorbei. »Sie schneiden gerade den Schokoladenkuchen an, falls Sie auch was möchten. Er sieht super aus.«

»Ich esse gleich ein Stück. Haben Sie Cornell gesehen?«

Sie schaute sich um. »Gerade war er noch da. Vielleicht ist er in der Küche. Da habe ich ihn mit Adrianne reden sehen. Womöglich ist er aber auch schon gegangen, um die Kinder vom Babysitter abzuholen. Ich habe gehört, dass er sich ganz lieb um solche Sachen kümmert.«

»Das glaube ich. Danke.«

Ich trat ans Vorderfenster und spähte auf die finstere Straße hinaus. Justines Ford stand noch da, aber Cornells Pick-up war weg. Das behagte mir nicht. Sein Verschwinden kam mir überstürzt vor. Vielleicht stimmte es ja, dass er seine Töchter abholen musste, aber ebenso wusste er nun, dass die Suche nach der Mordwaffe fieberhaft weiterging. Ich marschierte zur Vordertür hinaus, wo mich nach der erstickenden künstlichen Hitze im Haus die frostige Nachtluft überfiel. Mein Second-Hand-Jackett, das vermutlich einst Justine gehört hatte, war zu leicht, um viel Schutz vor der Kälte zu bieten. Ich rückte meine Umhängetasche zurecht und trabte los zu Dolans Wagen.

Ich schloss die Tür auf, setzte mich hinters Lenkrad, stieß den Schlüssel in die Zündung und drehte ihn um. Der Motor hustete und starb ab. Ich versuchte es erneut. Nichts geschah. Zweimal trat ich aufs Gaspedal, bis ich begriff, dass ich ihn damit nur zum Absaufen brachte. Ich wartete und versuchte es noch einmal. Der Anlasser mahlte und zündete. Ich gab viel zu viel Gas, doch der Motor sprang röhrend an. Mit quietschenden Reifen bog ich auf die Straße ein und drehte die Heizung an, die mich hoffentlich wärmen würde. Das Gefühl von Dringlichkeit, vermischt mit der trockenen Kälte, ließ mich frösteln.

Eine halbe Minute später war ich auf dem Highway 78 und fuhr in nördlicher Richtung auf Quorum zu. Zu dieser Abendstunde herrschte nur wenig Verkehr, und ich glaubte, kurz Cornells Pick-up vor mir entdeckt zu haben. Vier Autos trennten uns voneinander, und ich musste ständig um sie herum und durch sie hindurch spähen, um ihn im Auge zu behalten. Als wir uns dem Tuley-Belle näherten, wurde der Wagen vor mir langsamer, und ich begriff, dass Cornell am Anfang der Kolonne abgebremst hatte. Sein Blinker zwinkerte munter, und sobald es der Gegenverkehr erlaubte, bog er nach links ab.

Als ich an die Einfahrt kam, verringerte ich das Tempo und sah zu, wie seine Rücklichter in der Dunkelheit verschwanden. Ich fuhr hundert Meter weiter und hielt am Straßenrand. Dort löschte ich die Scheinwerfer, zog die Handbremse an und schaltete in den Leerlauf, während ich hin und her überlegte. Es wäre hirnverbrannt, ihm zu folgen. Das Tuley-Belle lag zweieinhalb Kilometer von der Hauptstraße entfernt und war nicht nur isoliert, sondern auch voller Verstecke, die er besser kannte als ich. Ich lugte über die Schulter und starrte in die Finsternis, wo mir das runde Lichterpaar seiner Scheinwerfer plötzlich

entgegenblickte. Aus irgendeinem Grund hatte er gewendet und den Pick-up neben der Straße abgestellt, die Motorhaube zum Highway gewandt. Ich sah, wie die Scheinwerfer ausgingen. Kurz darauf bemerkte ich rechts von der vierspurigen Asphaltbahn einen dünnen Lichtschein. Was trieb er hier draußen? Wollte er die Mordwaffe vergraben? Sie ausgraben und woanders verstecken? Aber warum sollte er dieses Risiko eingehen? Ganz einfach. Er wusste, dass die Ermittler aus dem Sheriffbüro da gewesen und wieder gegangen waren. Außerdem wusste er, dass sie am nächsten Morgen zurückkehren und die Suche wieder aufnehmen würden. Todd Chilton hatte das Gelände beschrieben, das seine Leute abgedeckt hatten. Wenn die Waffe dort draußen lag, konnte Cornell sie entweder in einen Bereich bringen, den sie bereits abgesucht hatten, oder sie aus einem Geländestück entfernen, das noch durchkämmt werden sollte. Aber warum sollte das Montiereisen überhaupt hier draußen liegen? Weil er das verdammte Teil nicht in der Nähe seines Hauses haben wollte? Weil er nicht genug Zeit gehabt hatte, um es woanders loszuwerden? Was auch immer er im Schilde führte, er war offenbar zu dem Schluss gekommen, dass dies seine einzige Gelegenheit zu handeln war.

Ich griff nach oben, nahm die Abdeckung von der Innenbeleuchtung und schraubte das Birnchen heraus. Dann stieg ich aus und drückte die Tür zu, ohne sie ins Schloss klicken zu lassen. Ich ging nach hinten und öffnete den Kofferraum. Die Kofferraumbeleuchtung machte mir keine Sorgen, da nichts an der Hinterseite von Dolans Wagen funktionierte, die Rücklichter eingeschlossen.

Ich tastete die finstere Höhlung ab, bis ich Dolans Smith *&* Wesson spürte, die ordentlich in ihrem Halfter verstaut war. Nachdem ich Pistole und Halfter

herausgenommen hatte, drückte ich den Kofferraumdeckel leise wieder zu und kehrte zum Fahrersitz zurück. Mit angelehnter Wagentür setzte ich mich hinters Lenkrad und kramte so lange in meiner Tasche, bis ich meine kleine Taschenlampe gefunden hatte. Ich schaltete sie an, legte sie auf den Beifahrersitz und achtete darauf, meine Inspektion unterhalb des Armaturenbretts durchzuführen. Dolans Dienstwaffe war eine 9 Millimeter Parabellum mit einem Ladestreifen, der fünfzehn Schuss enthielt. Ich drückte auf den Knopf, der den Ladestreifen freigab, überprüfte das Magazin – es war vollständig geladen – und schob es wieder hinein. Dann zog ich den Schieber zurück, ließ ihn wieder los und vergewisserte mich, dass die Waffe gesichert war. Ich schätzte das Gewicht der Pistole ab. Sie musste etwa achthundert Gramm wiegen und wirkte sperrig in einer so kleinen Hand wie meiner. Aber wenigstens hatte ich eine Kanone, nicht wahr?

Ich zog die Jacke aus. Dolans Schulterhalfter hatte einen Klettverschluss und einen ledernen Schultergurt, den ich verkürzte und unter dem linken Arm festmachte, die Pistole sicher an Ort und Stelle verstaut. Dann schlüpfte ich wieder in die Jacke und zupfte sie vorne zurecht, bis sie flach anlag. Dabei behielt ich mit einem Auge den Rückspiegel im Blick und wartete auf eine Unterbrechung im Verkehrsfluss. Sowie die Straße in beiden Richtungen frei war, wendete ich in weitem Bogen, überquerte den Highway und fuhr auf der anderen Straßenseite an den Rand. Dort rollte ich im Schritttempo entlang, bis ich eine Stelle fand, die wenigstens ein Minimum an Deckung bot. Der Wagen stand nun nach Creosote statt nach Quorum ausgerichtet auf derselben Straßenseite, wo auch die Einfahrt zum Tuley-Belle lag. Cornell werkelte irgendwo rechts von mir vor sich

hin, obwohl ich ihn von meinem Standort aus eigentlich gar nicht sehen konnte.

Ich stellte den Motor ab, steckte die Schlüssel in die Jackentasche und stieg aus. Ich hatte nicht vor, etwas Unüberlegtes zu tun. Ich würde weder versuchen, den Kerl zu überwältigen, noch eine zivile Festnahme vorzunehmen. Ich wollte lediglich sehen, was er im Schilde führte, dann würde ich mich zum Auto zurückschleichen und davonfahren. Hätte es allerdings irgendwo im Umkreis von fünf Kilometern ein Telefon gegeben, hätte ich meinen Plan fallen lassen, im Sheriffbüro angerufen und Cornell den zuständigen Stellen überlassen.

Die Polizei hatte den Eingang zu dem verlassenen Gelände mit leuchtend orangeroten Plastikkegeln und einem aufgebockten Schild abgesperrt, auf dem stand, dass das gesamte Gebiet als Tatort galt. Irgendwer hatte die »Betreten verboten«-Schilder weggeschoben, und der Bock lag jetzt umgekippt auf der Seite.

Die schmale Mondsichel wirkte sich zu meinem Vorteil aus. Die Straße selbst lag im Dunkeln, doch der Himmel war von einem gedämpften Grau. Die Landschaft – überwiegend Sand und Kiesbecken – wurde langsam scharf, als sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, und ich konnte mehrere Objekte erkennen: Ansammlungen wehender Dornbüsche, die dalagen wie monströse Strandbälle, Kreosotbüsche, Riesenkakteen, Joshuabäume und die langgliedrigen Äste der Palo-Verde-Sträucher. Vor mir tauchte immer wieder ein stehendes Licht auf, vielleicht eine Laterne oder eine große Taschenlampe. Ich kam immer näher, aber wie ich bereits zuvor bemerkt hatte, waren die Distanzen schwer abzuschätzen.

Ich hörte Erdfrösche quaken, die vermutlich giftig waren, und immer wieder den Schrei einer Eule.

Unaufgefordert spulte mein Gehirn auf einmal in peinlichster Detailtreue Dolans Vortrag über die Kleinlebewesen der Mojavewüste ab, insbesondere über die Tarantelwespe, eine Art Wüstenwespe, deren Weibchen eine Tarantel wittert, sie durch einen Stich lähmt, in ihren Bau schleppt und ein Ei in ihrem Bauch ablegt. Einmal geschlüpft, lebt die winzige Larve wie die Made im Speck, bis zu ihrer letzten Metamorphose, dann reißt sie den Bauch der Spinne auf, steckt den Kopf und einen Teil ihres Brustkorbs hinein und frisst alles in Reichweite. Manchmal ist die Tarantel dann schon tot. Ich steigerte mich selbst in den Ekel hinein. Und das soll die Natur sein, die manche Leute spirituell aufbauend finden. Ich beschleunigte meinen Schritt und versuchte die endlose Liste der anderen Tierchen zu verdrängen, die er erwähnt hatte, unter ihnen Skorpione und Feuerameisen. Was auch immer hier draußen geschah, ich würde mich jedenfalls nicht hinsetzen.

Die Straße beschrieb eine kleine Kurve, und auf einmal stand ich keine zehn Meter von Cornells weißem Pick-up entfernt, dessen Motor noch tickte, während das Metall abkühlte. Dicht dahinter parkte Justines dunkler Ford. Ich starrte ihn ungläubig an. Das letzte Mal hatte ich den Ford vor Felicias Haus stehen sehen. Während ich damit rang, Dolans Kiste zum Laufen zu bringen, hatte Justine offenbar das Haus verlassen und war Cornell nachgefahren. Als ich endlich losgekommen war, war ich nicht auf die Idee verfallen, nachzusehen, ob ihr Auto noch dastand. Sie musste Cornell eingeholt haben, an ihm vorbeigefahren und vor ihm vom Highway abgebogen sein. Sie war es gewesen, die die Absperrung von der Einfahrt zum Tuley-Belle weggeräumt hatte. Sie war schon wieder in ihrem Auto gesessen und die Straße entlanggefahren, bevor ich ihn hatte wenden sehen.

Ich streckte eine Hand aus und legte sie auf die Motorhaube des Pick-ups, um mich zu stützen. Dann schlich ich langsam nach links und nutzte dabei die Fahrerkabine als Deckung. Ich vernahm das gleichmäßige Schaufeln eines Spatens. Er grub also. Gruben sie die Tatwaffe ein oder aus? Ich stellte mich auf die Zehenspitzen. Die Taschenlampe hatte er auf die Erde gelegt. Hin und wieder sah ich einen verzerrten Schatten, wenn einer von ihnen im Zuge ihrer Verrichtungen den Lichtstrahl kreuzte. Ich hörte, dass sie stritten, verstand aber nicht, worüber. Mir war nicht klar, ob sie von Anfang an zusammengearbeitet hatten oder ob Cornell den Mord begangen und sie es schließlich herausgefunden hatte. Mein Herz begann zu klopfen, und eine Wolke aus Angst drückte mir wie ein Klumpen Unverdautes auf den Magen. Ich versuchte mich zu orientieren und merkte mir zwei Joshuabäume in der Nähe und einen Beifußbusch zu meiner Linken, der einen Hügel von der Größe eines kleinen Biwakzelts bildete. Direkt gegenüber, auf der anderen Straßenseite, stand ein ausladender, blühender Busch, an dem sich weiße Motten im Format von Kolibris zur Nahrungsaufnahme versammelt hatten. In der stillen Nachtluft hörte man ihren Flügelschlag wie das weit entfernte Schrappen von Hubschrauberrotoren.

Ich wandte mich um, als mir plötzlich bewusst wurde, dass das scharrende Geräusch verstummt war, und sah wieder hin. Cornell kniete vor der Grube und fasste hinein. Er zog das Montiereisen heraus und wickelte es in ein Stück Stoff. Die beiden begannen, Erdreich in die Grube zu treten, begierig darauf, jede Spur ihres Tuns auszulöschen. Justine hob den Spaten auf und glättete den Sand wie eine Kuchenglasur, indem sie das Blatt wie einen Spatel führte. Cornell bückte sich, hob die Taschenlampe auf und fuhr mit

dem Lichtstrahl kurz hin und her, um sich zu vergewissern, dass sie nichts liegen lassen hatten. Dann kamen sie auf mich zu.

Ich wirbelte herum und hastete leise denselben Weg zurück, wobei ich hoffte, die Kurve in der Straße zu erreichen, bevor die beiden an Cornells Pick-up angelangt waren. Wenn sie in ihre Autos stiegen und zum Highway zurückfuhren, würden mich ihre beiden Scheinwerferpaare aus der Dunkelheit herausheben wie ein verschrecktes Kaninchen. Ich hörte zwei Autotüren zuknallen, trat von der asphaltierten Fläche herunter und huschte in die Finsternis. Vor mir sah ich eine Kuhle in der Erde, eine Art Vertiefung, wo eine Sturzflut einen flachen Graben ausgehöhlt hatte. Ich ließ mich fallen, stützte mich auf die Ellbogen, schlängelte mich auf dem Bauch vorwärts, bis ich die Rinne erreicht hatte, und rollte mich hinein. Dann senkte ich den Kopf, hielt die Arme unter mir verschränkt und wartete. Nur ein Motor sprang an. Ich wartete auf den Lichtstrahl vorbeifahrender Scheinwerfer, doch er kam nicht. Vorsichtig hob ich den Kopf und lugte gerade rechtzeitig heraus, um die Heckscheinwerfer des Pick-ups zu erkennen. Einer oder alle beide waren unterwegs zum Tuley-Belle. Ich rappelte mich auf und lief los. Falls ich mich geirrt hatte und sie noch da war und am Ford Wache hielt, war ich in größerer Gefahr, als ich gedacht hätte. Ich verlangsamte den Schritt, als ich um die Kurve ging. Der Ford stand nach wie vor am Straßenrand, und Justine war nirgends zu sehen.

An ihrem Wagen angelangt, riss ich die Tür auf der Fahrerseite auf. Sie hatte die Schlüssel im Zündschloss stecken lassen. Ich stieg ein, ließ den Wagen an, löste die Handbremse und fuhr mit ausgeschalteten Scheinwerfern los. Zuerst wendete ich in weitem Bogen, indem ich von der Teerstraße herunter- und

wieder hinaufrumpelte, und dann hielt ich genau wie die beiden auf den weitläufigen Komplex vor mir zu. Wenn sie vorhatten, das Montiereisen im Tuley-Belle zu verstecken, tauchte es womöglich nie wieder auf.

Als ich so nah war, wie ich zu fahren wagte, nahm ich den Fuß vom Gaspedal und ließ den Wagen ausrollen. Ich machte den Motor aus und steckte die Autoschlüssel ein. Auch diesmal griff ich nach oben und demontierte die Innenbeleuchtung, bevor ich die Tür aufmachte. Dann zog ich Dolans Smith & Wesson, verließ die Straße und beschrieb einen Halbkreis nach links, um mich dem Bau vom unerschlossenen Gelände her zu nähern. Die Deckung war hier draußen besser. Die geduckten Schatten schienen sich immer wieder neu zu formieren und verschoben sich, wenn der Wind die Dornbüsche über den unebenen Grund blies. Ich entdeckte den Pick-up, den Cornell zwischen den halb fertigen Gebäuden abgestellt hatte, die finster und schweigend aufragten. Oben im zweiten Bau konnte ich einen matten Lichtschein ausmachen. Vorsichtig schlich ich weiter, während ich hoffte, dass Cornell genau wie Justine seine Autoschlüssel hatte stecken lassen. Wenn ich ihnen ihr einziges Transportmittel wegnehmen konnte, wären sie gezwungen, die zweieinhalb Kilometer zum Highway zurück zu Fuß zu gehen. Bis sie dort angelangt wären, könnte ich schon nach Creosote zurückrasen und Hilfe holen. Dann sollten sie ruhig Todd Chilton erklären, was sie da draußen verloren hatten. In der Finsternis um den Pick-up war keinerlei Bewegung auszumachen.

Ich ging um das Fahrzeug herum, wobei mir auffiel, dass das Fenster auf der Fahrerseite heruntergedreht war. Ich spähte hinein und erkannte das Glitzern seiner Schlüssel genau da, wo ich sie zu finden gehofft hatte. In Gedanken zog ich bereits die Autotür auf und setzte mich hinters Lenkrad. Ja, ich hatte sogar schon

den Schlüssel im Zündschloss umgedreht, den richtigen Gang eingelegt, war losgesaust und hatte die beiden einfach stehen lassen. Nur leider hatte ich mich zu früh gefreut. Ich hörte ein Schlurfen hinter mir, und in meinem Kopf meldete sich ein kleines Stimmchen und sagte »Oh-oh«, doch da war es bereits zu spät. Ich wandte mich um und erwartete Cornell vor mir zu sehen, doch es war Justine, die mich anfiel. Mit ihren blassen, fliegenden Haaren und den eisigen blassgrünen Augen sah sie aus wie eine Todesfee, die aus der Finsternis angefegt kommt. Cornell musste sie zurückgelassen haben, damit sie Wache stand und als Türhüterin fungierte, für den Fall, dass eine Horde geiler Teenager zu einem Werktags-Vögelfest im Tuley-Belle anrückte. Vielleicht war ich doch nicht ganz so leise gewesen, wie ich gedacht hatte. Womöglich hatte sie infolge der Besonderheiten der Wüstenakustik sogar jeden meiner Schritte gehört und lediglich auf mich gewartet.

In den Händen hielt sie die Schaufel, und ich sah, wie sie die Arme hob und die Schaufel wie eine Axt über den Kopf schwang. Ich musste ihre Kraft bewundern. Was sie da tat, war nicht leicht. Die Schaufel sah schwer aus, und ich hätte nicht gedacht, dass sie sich so viel Kraft im Oberkörper antrainiert hatte. Doch aus ihrer Sicht war dies ein Notfall, also konnte sie vielleicht Reserven abrufen, von denen sie gar nicht gewusst hatte, dass sie sie besaß.

Wie in vielen Krisenmomenten im Laufe eines Lebens erzeugte die Schnelligkeit, mit der sich die folgenden Ereignisse entwickelten, den gegenteiligen Effekt, sodass sie in der weichen, traumähnlichen Art von Zeitlupenaufnahmen abliefen. Wie in einer Abfolge von Einzelbildern hoben sich Justines Arme weiter und weiter, bis die Schaufel den Scheitelpunkt erreicht hatte. Ich sah sie schimmern, als sie sich zu senken

begann, warf mich nach links und hob den rechten Arm, während ich versuchte zu zielen und Dolans Pistole abzufeuern, bevor die Schaufel ihr Ziel traf. Hätte Justine ihr Werkzeug mit lotrechtem Blatt geführt und mich seitlich getroffen, hätte sie mir vermutlich den Arm bis auf den Knochen aufgehackt. Aber so kollidierte die flache Seite der Schaufel mit meinem Unterarm, und die Pistole flog in die Finsternis. Ich hörte sie nicht einmal fallen. Die Schaufel kam erneut herunter. Ein durchdringender Schmerz breitete sich von meiner linken Schulter her aus und ebbte wieder ab. Es war seltsam. Ich wusste, dass sie einen Treffer gelandet hatte, doch ich war so von Adrenalin überschwemmt, dass der Schmerz verschwand. Mit wackligen Knien stolperte ich los, von der Attacke beinahe außer Gefecht gesetzt.

Die Smith *&* Wesson lag knapp zwei Meter entfernt. Abermals kam die Schaufel herabgesaust. Diesmal klirrte sie mit solcher Wucht gegen die Oberseite der Fahrerkabine des Pick-ups, dass sie Justine aus den Händen fiel. Ich rannte gegen Justine an und schubste sie, so fest ich konnte. Sie stolperte nach hinten, konnte sich aber abfangen, bevor sie hinfiel. Dabei stieß sie heisere Laute aus. Wahrscheinlich wollte sie ihre Kräfte sammeln, um nach Cornell zu rufen. Ich packte die Schaufel, schwang sie wie eine Sichel und landete einen Schlag gegen Justines Schienbeine. Sie schrie auf. Als ich wieder hinsah, lag sie auf dem Boden. Cornell kam aus dem Gebäude gelaufen. Genau in dem Moment, als er mich sah, kam sie wieder auf die Beine und griff nach der Tür des Pick-ups. Sie riss sie auf, stieg auf der Fahrerseite ein und brüllte ihn an: »Steig ein! Steig ein!«

Ich taumelte vorwärts, schnappte mir die Pistole und löste die Sicherung.

Er warf sich gegen das Heck, als sie den Wagen anließ. Sie stieß zurück, schaltete, jagte den Motor hoch, schlug das Lenkrad ein und preschte mit durchdrehenden Reifen los. Er zog sich über die Seitenwand auf die Ladefläche und verschwand aus meinem Blickfeld. Ich drehte mich um, streckte mit beiden Händen an der Pistole die Arme aus und zielte. Es half, dass ich stinksauer war. Ich sprach laut vor mich hin und ermahnte mich selbst dazu, mir Zeit zu lassen. Es bestand kein Grund zur Panik. Der Boden war eben, und ich könnte die beiden noch lange im Blick behalten. Auf einmal sah ich eines ihrer Rücklichter zwischen Kimme und Korn der Pistole und drückte den Abzug. Ich hatte nicht darauf geachtet, was Dolan für Munition geladen hatte, aber wenn ich mich recht erinnerte, so kommt die durchschnittliche 9-Millimeter/6,5-Gramm-Pistolenkugel mit einer Geschwindigkeit zwischen 330 und 560 Metern pro Sekunde aus dem Lauf, je nach Durchsatz. Vielleicht lag ich mit meinen Zahlen ein bisschen daneben, aber nicht viel. Ich schoss. Der Rückstoß war wie ein kurzes Niesen, bei dem der Lauf einen kleinen Ruck nach oben und nach hinten machte. Ich verfehlte mein Ziel, legte neu an, schoss abermals und hörte einen Reifen platzen. Cornell hatte sich flach auf die Ladefläche gelegt. Ich visierte erneut und schoss, doch wieder daneben. Noch einmal zielte ich und feuerte weitere vier Schüsse ab, wobei ich versuchte, mit jedem zu treffen. Als ich innehielt, waren beide Hinterreifen platt. Der Pick-up brach aus und kam fast von selbst zum Stehen. Gemächlich ging ich auf den Wagen zu. Ich wusste, dass ich genug Munition übrig hatte, um mich durchzusetzen, falls Justine und Cornell immer noch zu Widerworten aufgelegt waren.

EPILOG

Justine wurde festgenommen und in zwei Fällen unter Mordanklage gestellt. Dazu kamen noch mehrere damit in Tateinheit stehende Vergehen, die die Sache abrundeten. Edna und Ruel bedrängten Cornell, sich einen eigenen Anwalt zu nehmen, und dieser Anwalt konnte ihn wiederum dazu überreden, eine Vereinbarung mit dem Staatsanwalt zu treffen. Schließlich hatte er weder mit dem Mord an Charisse Quinn zu tun gehabt, noch war er an dem Mord an Pudgie Clifton beteiligt gewesen. Nachdem ich Justine an diesem Samstag zu Hause aufgesucht hatte, um mit ihr zu reden, war sie in Panik verfallen und hatte Cornell gebeten, ihr dabei zu helfen, Pudgies Leiche woandershin zu bringen und das Montiereisen zu verstecken, mit dem sie ihn erschlagen hatte. Cornell bekannte sich der Beihilfe schuldig, wofür er nun ein Jahr im Bezirksgefängnis absitzt. Edna und Ruel haben die Verantwortung für Amelia, Mary Francis und Cissy McPhee übernommen, bis ihr Vater wieder freikommt.

Justines Motiv war nicht schwer zu ergründen. Sie hatte Charisse umgebracht, weil diese Cornell verführt und versucht hatte, sich das Leben anzueignen, das Justine für sich selbst ausersehen hatte. Es war tatsächlich Pudgie gewesen, der den Mustang gestohlen und Charisses Leiche in den Kofferraum geladen hatte. Während Justine die Kleider der Toten zusammenpackte und den Zettel fälschte, der ihre angebliche Abreise erklären sollte, hatte Pudgie die Leiche nach Lompoc gefahren und sie in dem Steinbruch abgeladen, von dem ihm Iona erzählt hatte. Eine Woche, nachdem Medora Charisse vermisst gemeldet hatte, rief Justine im Sheriffbüro von Riverside County an, wo sie sich als Charisses Mutter ausgab und erklärte, ihre Tochter sei wohlbehalten wieder zu Hause eingetroffen.

Als Pudgie mit der Neuigkeit in Quorum auftauchte, dass die Ermittlungen wieder aufgenommen worden waren, musste Justine ihn zum Schweigen bringen. Sie hatte sich von Cornell dabei helfen lassen, Pudgies Leiche loszuwerden, genau wie sie einst Pudgies Hilfe bei der Beseitigung von Charisse eingefordert hatte. Als ich sie in der Waschküche aufgeschreckt hatte, war sie gerade dabei gewesen, sein Blut und seine Gehirnmasse aus ihren Kleidern zu waschen. Erst später dämmerte mir, dass die Sache mit Medoras offen stehenden Türen auch Justines Werk gewesen war, da ihr das Gelegenheit geboten hatte, mir Informationen darüber abzuluchsen, wie weit ich mit meinen Ermittlungen gekommen war.

Ausnahmsweise einmal war Frankie Miracle jeglicher Mittäterschaft an all diesen Verbrechen unschuldig, eine Tatsache, die in nicht geringem Maß dazu beitrug, seine Zukunftssaussichten in ein günstigeres Licht zu rücken.

Jetzt, wo der Verhandlungstermin immer näher rückt, fordert Justines Anwalt eine Verlegung des Gerichtsorts. Er behauptet, nach dem Medienrummel werde sie in Riverside County niemals eine faire Verhandlung bekommen. Es begeistert mich immer wieder, wenn Mörder darüber debattieren wollen, was fair ist.

Auf privater Ebene ist zu vermelden, dass Stacey nach wie vor bei Dolan wohnt, was beiden erstaunlich gut entspricht. Beide sind gegenwärtig bei guter Gesundheit, halten sich beim Konsum von Tabak und Junkfood zurück und nörgeln gelegentlich aneinander herum, wie es bei guten Freunden ja öfter vorkommt. Ich für meinen Teil bin wieder in meinem Büro in Santa Teresa und packe meine Umzugskisten aus, während ich abwarte, was das Leben sonst noch bringen mag.

Hochachtungsvoll Kinsey Millhone

NACHWORT DER AUTORIN

Über dieses Buch …

Die Geschichte dieses Buches hat einen Hintergrund, der einer ausführlicheren Erläuterung bedarf. Totenstille (Originaltitel: Q is for Quarry) beruht auf einem nie aufgeklärten Mord, der im August 1969 in Santa Barbara County geschah. Auslöser für das Buch war ein Gespräch, das ich Anfang September 2000 im Rahmen einer Essenseinladung bei unseren Freunden Susan und Gary Gulbransen mit Dr. Robert Failing geführt habe. Dr. Failing ist Pathologe bei der Gerichtsmedizin und war von 1961 bis 1996 als Mitarbeiter der Sheriffbehörde von Santa Barbara County tätig. Ich hatte gerade das Manuskript von Tödliche Gier fertig gestellt und abgegeben, und so drehte sich das Tischgespräch naheliegenderweise darum, was ich als Nächstes in Angriff nehmen könnte. Bob kam auf das unbekannte weibliche Opfer zu sprechen, dessen Leiche bei einem Steinbruch in Lompoc, Kalifornien, abgelegt worden war, etwa eine Stunde nördlich von Santa Barbara. Er hatte die Autopsie selbst durchgeführt und erwähnte beiläufig, dass das Amt des Leichenbeschauers ihren Ober- und Unterkiefer einbehalten hatte. In seinen Augen hätten die ausgeprägten Besonderheiten des Gebisses der Toten eigentlich dazu führen müssen, dass sie von irgendwem erkannt würde. Dummerweise war sie seinerzeit entweder nie vermisst gemeldet worden, oder die Vermisstenmeldung war nie bei den Ermittlern angelangt, die den Fall bearbeiteten. Trotz monatelanger Bemühungen war es ihnen nie gelungen, die Tote zu identifizieren, und ihr Mörder

wurde nie gefasst. Bis heute weiß niemand, wer sie war, woher sie kam oder wer sie umgebracht hat.

Da ich Schriftstellerin bin, hat man mir schon unzählige Handlungsideen, Geschichten und persönliche Anekdoten vorgetragen, Ereignisse aus dem »wirklichen Leben« und »wahre« Morde – Erfahrungen, die wichtig für diejenigen waren, die sie geschildert haben, mich aber aus dem einen oder anderen Grund nicht angeregt oder gefesselt haben. Doch diese Idee hat Wurzeln geschlagen. Ich war auf der Stelle interessiert, obwohl ich genau wusste, dass sich das Überleben einer Idee nicht vorhersagen lässt. Ich war dem Ermittler des Leichenbeschauers, Larry Gillespie, der jetzt im Ruhestand ist, schon verschiedentlich begegnet, als ich für frühere Bücher in dieser Serie recherchiert habe. Bob hat sich erboten, Larry zu fragen, ob er die Kieferknochen auftreiben könne. Außerdem hat er vorgeschlagen, mich mit einigen der Ermittler der Sheriffbehörde bekannt zu machen, mit denen er zusammengearbeitet hat, als er dort beschäftigt war.

Ich führe ein Tagebuch, während ich diese Bücher verfasse, ein Ritual, das ich in rudimentärer Form bei *A wie Alibi* begonnen und immer ausführlicher und eingehender fortgesetzt habe, die gesamten siebzehn Romane der Serie über bis jetzt. Die ersten Teile des Tagebuchs für jedes beliebige Buch sind normalerweise eine Dokumentation meiner unbeholfenen Versuche, eine schlüssige Geschichte zu entwickeln. Ich grüble, ich führe Selbstgespräche, ich werde unzufrieden, ich experimentiere. Seltsamerweise taucht die erste Eintragung zum Thema der unbekannten Toten erst am 8. November 2000 auf, etwa zwei Monate nach meinem ersten Gespräch mit Bob Failing. Damals hatte ich das Thema bereits als Grundlage meines neuen Buches

angenommen, obwohl es mich noch viele Monate kosten sollte, die Details auszuarbeiten. Das Wort »quarry«, ›Steinbruch‹ oder ›verfolgtes Wild‹, gefiel mir, da seine doppelte Bedeutung gerade in diesem Fall auch einen zweifachen Zweck erfüllen konnte, indem es sich auf den Ort bezog, wo die Leiche gefunden worden war, und auf die Suche nach dem Mörder.

Am 11. Januar 2001 trafen Bob Failing und ich uns mit Sergeant Detective Bill Turner und Bruce Correll, damals Commander der Kriminalpolizei bei der Sheriffbehörde Santa Barbara, und wir vier fuhren nach Lompoc, um uns den Steinbruch anzusehen. Bruce Correll und Bill Turner sprach ich abermals am 19. Januar 2001. In einer enorm großzügigen Geste gaben sie mir eine Abschrift der Mordakte über den Fall der unbekannten Toten. Sie enthielt Anmerkungen über den Tatbestand, Ermittlungsergebnisse und sowohl Farb- als auch Schwarz-Weiß-Fotos der Leiche sowie des Geländes, wo man sie gefunden hatte. Zudem erhielt ich Fotos von ihren Sachen, einschließlich der Ledersandalen und der selbst genähten Hose aus dem weißgrundigen Stoff mit den dunkelblauen Margeriten und dem roten Tupfer.

Im Laufe des Jahres traf ich mich mit Zustimmung des damaligen Sheriffs Jim Thomas mehrmals mit diesen beiden Detectives. Vor allem Bill Turner wurde zu einer unschätzbaren Informationsquelle für mich, indem er mir Informationen über Verfahrensweisen, technische Details und die Myriaden grundlegender Fakten seiner Arbeit gab. Er hat mir meine vielen (manchmal dummen) Fragen mit unerschöpflicher Geduld und ebensolchem Engagement beantwortet und mir die Art von ausführlichen Antworten gegeben, die die Arbeit einer Schriftstellerin zur reinen Freude machen. Daher sind auch sämtliche eventuell hier

erscheinenden Fehler entweder meinem mangelhaften Verständnis oder der Freiheit geschuldet, die ich mir im Interesse der Geschichte genommen habe.

Dass ich mich von dem Fall so fasziniert zeigte, weckte erneut das Interesse der Behörde daran, und man sprach von der Möglichkeit, die Leiche zu exhumieren und in der Hoffnung, die Unbekannte doch noch zu identifizieren, eine Rekonstruktion ihrer Gesichtszüge anfertigen zu lassen. An den Diskussionen, die vorab hinter den Kulissen vonstatten gegangen sein müssen, war ich nicht beteiligt. In Santa Barbara County sind Exhumierungen ungewöhnlich; dazu kam die Frage der Finanzierung, und zwar nicht nur bezüglich der Kosten der Exhumierung selbst, sondern im Hinblick auf die Kosten dafür, eine forensische Plastikerin zu engagieren, die anhand von Schädel und Kieferknochen der Unbekannten rekonstruieren sollte, wie diese zu Lebzeiten ausgesehen hatte. Dies zog Überlegungen bezüglich der Wiederbestattung nach sich, um der Unbekannten die Würde einer ordentlichen Beisetzung zukommen zu lassen, was wir alle für unverzichtbar erachteten. Ich bot an, mich an dem Vorhaben finanziell zu beteiligen, weil ich meinerseits die Hoffnung entwickelt hatte, dass etwas daraus werden könnte.

Die Exhumierung war für den 17. Juli 2001 angesetzt. An diesem Tag fuhren wir erneut nach Lompoc, diesmal zu dem Friedhof, auf dem die Unbekannte zweiunddreißig Jahre zuvor beigesetzt worden war. Dr. Failing kam aus seinem Ferienhaus in Colorado herübergeflogen. Mein Mann, Steve Humphrey, begleitete uns ebenso wie Sergeant Detective Bill Turner. Anwesend waren außerdem Detective Hugo Galante, seine Frau, Detective Kathryn Galante, und Detective Terry Flaa vom North County

Detective Unit der Kriminalpolizei; Detective David Danielson; Sergeant Darin Fotheringham, ein Untersuchungsbeamter vom Amt des Leichenbeschauers; Joe Ayala, Abteilungsleiter bei der Sheriffbehörde, und seine Frau, Erin Ayala; die Sekretärin aus dem Büro des Leichenbeschauers; Danielle Goldman, Auszubildende bei der Sheriffbehörde; Lieutenant Ken Reinstadler vom Revier Santa Maria, Patrol Division; Commander Deborah Linden von der South Coast Patrol Division der Sheriffbehörde Santa Barbara und Mr. Mark Powers, der Friedhofsaufseher. Die Prozedur zog sich fast den ganzen Tag hin. Als die Leiche der Unbekannten geborgen war, brachte man sie ins Büro des Leichenbeschauers von Santa Barbara County.

Bereits vor der Exhumierung hatte Bill Turner Betty Gatliff aus Oklahoma verständigt, deren Arbeit als forensische Plastikerin international in hohem Ansehen steht. Betty Gatliff ist medizinische Illustratorin im Ruhestand und betreibt nicht nur forensische Plastik, sondern lehrt auch landesweit in Workshops und Seminaren. Sie ist Mitglied der American Academy of Forensics Sciences, emeritiertes Mitglied der Association of Medical Illustrators und außerordentliches Mitglied der International Association for Identification. Schädel sowie Ober- und Unterkiefer der unbekannten Toten wurden an Ms. Gatliff geschickt, an die ein entsprechender Auftrag ergangen war.

In der Zwischenzeit hatte ich meinerseits eine Art Rekonstruktion begonnen, indem ich eine völlig fiktive Geschichte eines jungen Mädchens entwarf, dessen Schicksal dem der Unbekannten ähnelte. Soweit möglich habe ich Angaben aus der Mordakte der Unbekannten benutzt, unter anderem Teile des Autopsieberichts, Tatbestände sowie

Ermittlungsergebnisse der Beamten, die den Fall ursprünglich bearbeitet hatten. Zwei Ausnahmen bedürfen der Erwähnung: 1. Es gab keine Plane. Dieses Detail habe ich mir ausgedacht, um meinen fiktiven Ermittlern einen zusätzlichen Anhaltspunkt für ihre Nachforschungen an die Hand zu gehen. 2. Am Leichenfundort fand man in Wirklichkeit außerdem ein blutgetränktes blaues Herren-Jeanshemd im Westernstil mit weiß überzogenen Druckknöpfen, Kragenweite 37. Dieses Detail habe ich im Interesse der Einfachheit weggelassen. Davon abgesehen muss ich meinen Lesern versichern, dass jede Figur in diesem Buch fiktiv ist. Jedes Ereignis ist nichts als ein Produkt meiner Fantasie. Wie auch immer Persönlichkeit und Charakter der »echten« Toten beschaffen gewesen sein mögen, meine Behauptungen entspringen ausschließlich meiner Erfindungsgabe und sollen keineswegs wahr, echt oder repräsentativ für die Unbekannte sein. Diesen Punkt betone ich aus Respekt vor ihr und aus Rücksicht auf diejenigen, die sie geliebt haben müssen und sich ihr Schweigen nicht erklären konnten, während die Jahre verstrichen. Mitte September 2001 hatte Betty Gatliff ein Abbild der Unbekannten angefertigt und deren Schädel sowie Ober und Unterkiefer zurückgeschickt. Sie legte zahlreiche Farbfotografien der jungen Frau bei, von denen vier hier in Schwarz-Weiß abgedruckt sind. Die unbekannte Tote wurde am Dienstag, den 26. Februar 2002, abermals bestattet. Eine uniformierte Ehrengarde der Sheriffbehörde begleitete sie vom Büro des Leichenbeschauers zum Friedhof, ein Geistlicher der Sheriffbehörde hielt den Gottesdienst ab, begleitet von Blumen sowie von Herzen kommenden Gebeten von allen von uns, die wir ein kleiner Teil ihres Lebens gewesen waren. Wir hegen die Hoffnung, dass irgendjemand, der dieses Buch liest

und die Fotos sieht, die junge Frau erkennt und uns Auskunft über sie gibt. Zwar sind Bruce Correll und Bill Turner beide im Sommer 2002 in den Ruhestand gegangen, doch ist Bill Turner nach wie vor unter folgender Anschrift für Anfragen erreichbar: Sheriff's Department, County of Santa Barbara, 4434 Calle Real, P. O. Box 6427, Santa Barbara, CA 93.160-6427 oder über die Website der Sheriffbehörde: www.sbsheriff.org.

Hochachtungsvoll Sue Grafton